

Dirk Carolus

NIEMAND WIRD ES VERSTEHEN

Für Sam

Dirk Carolus

Niemand wird es verstehen

Noir Crime Hamburg

Fiktiv. Mit biografischen Anteilen

© 2026 Dirk Carolus

Website: www.dirkcarolus.com

Verlagslabel: Noir Crime Hamburg



Ein fiktiver Roman. Ähnlichkeiten mit noch lebenden Personen in dieser Geschichte sind weder beabsichtigt noch zufällig. Sie sind schlicht unvermeidbar. Die Akten mögen geschlossen sein, mein Gedächtnis ist es nicht.

Urheberrecht & Haftung

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig.

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung „Impressumservice“, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
impressumservice@tredition.com

Inhalt

Prolog.....	8
Teil 1 – Schatten der Vergangenheit.....	11
#1 - Morgendämmerung.....	12
#2 - Dämonen	40
#3 - Erben der Gewalt	61
#4 – Vor dem Sturm.....	78
Teil 2 – Nachtfahrt ins Verderben.....	110
#5 - Gestrandet	111
#6 - Kollisionskurs	121
#7 – Zwangsgemeinschaft.....	137
#8 – Endstation	158
Teil 3 – Von Lämmern und Wölfen	185
#9 – Natur der Welt	186
#11 – Stunde der Wahrheit.....	240
#12 – Der letzte Tanz.....	248
Epilog.....	258
*** Spoiler ***	265

Vorwort

„Der Mensch ist die einzig bekannte Spezies, die sich an jedem Tag Gedanken um das Gestern, die Zukunft und den Tod macht.“

Dirk Carolus

Prolog

Die Wandelhalle des Hamburger Hauptbahnhofs summt zu Feierabendzeiten wie ein aufgeschauelter Bienenstock. Auch zu Weihnachten. Ganz besonders dann. Quäkende Bahnhoftsansagen verlieren sich im Singsang von Stimmen und Sprachen. Kaum zu unterscheiden, was woher kommt. Die alte Dame, die in Mülleimern nach Flaschen oder Dosen wühlt. Wirr stehen ihr die Haare vom Kopf, doch ist sie in Vollausrattung mit Taschenlampe, Gummihandschuhen und Teleskopgriff bewaffnet.

Der junge Mann am Kiosk. Großspurig gestikuliert er vor der Schar seiner Freunde. Den Blick auf die Jugendlichen gerichtet, die zu dröhnender Rap-Musik mitten in der Wandelhalle akrobatische Breakdance-Tanzeinlagen zelebrieren.

Auf wundersame Weise verschmelzen die harten Beats aus dem Ghettablaster mit der Berieselung durch allbekannte Weihnachtslieder. Zwei Polizeibeamte im Tandem-Dienst. Mehr mit ihrem Döner als mit ihrer Umgebung beschäftigt. Rastlose Geschäftsleute auf dem Weg zum nächsten Deal des Jahrhunderts. Hastende Pendler, die schnellstens Feierabend in ihren Vorstädten haben wollen. Shopping-Queens samt übel gelauntem, weil mit Einkaufstaschen vollgepacktem Anhang. Flanierende Touristen, Dealer, Taschendiebe, Straßenkünstler und Bettler. Eine verwirrende Szenerie, bei der man unwillkürlich darauf wartet, dass der Augenblick plötzlich einfriert.

Nur, um auf diesem Bild etwas besser sehen zu können. Das Spiel der letzten Lichtstrahlen, die noch durch das Dach der Stahlkonstruktion brechen. Ein Augenblick der Besinnung. Ein Lächeln. Zwei Freunde treffen sich im Menschengewirr. Eine Umarmung. Ein Reflex. Wenn das Bild nur einmal angehalten hätte, wäre er vielleicht sichtbar geworden. Dieser große, junge Mann. Sein ebenmäßiges Gesicht mit leicht

gebräuntem Teint. Schwarze Haare und Bart, akkurat kurz frisiert. Die muskulöse Statur bedeckt vom dunklen Kaschmirmantel. Und auch der ältere Herr, der ihm entgegenkommt. Ebenfalls geschmackvoll gekleidet. Mit einer schmalen, ledernen Aktentasche in der rechten Hand und einigen Zeitungen unterm linken Arm.

Einige Sequenzen später hätte man eventuell ahnen können, dass der junge Mann den älteren Mann überschwänglich, jedoch nicht ohne gewisse Ehrerbietung begrüßt. In dieser Sekunde das ratlose Gesicht des Alten erhaschen und zeitgleich die unerbittliche Kälte im Bild spüren, die sich da Bahn bricht. Mitten durch die leicht getönte Sonnenbrille des jungen Mannes. Nur den Bruchteil einer Sekunde später dieser kurze Lichtreflex, der auf der gebogenen Klinge eines kurzen Messers tanzt. Geführt von einer schmalen Hand im Lederhandschuh. Von einer drahtigen, schlanken Frau im schwarzen Trenchcoat mit schwarzem Kopftuch.

Da solche Szenarien jedoch nur dort einfrieren, wo es auch Überwachungskameras gibt, sank plötzlich, mitten im pulsierenden Menschenstrom, ein älterer Herr aufs Pflaster am Ausgang der tiefer liegenden Unterführung von der Wandelhalle zur Mönckebergstraße. Schnell bildete sich eine Blutlache unter seinen Beinen. Wurde größer und größer. Einige Menschen fielen, völlig in Gedanken, fast über den Mann. Einige hockten sich noch hin, in dem aussichtslosen Versuch gefangen, ihm irgendwie helfen zu können. Stimmengewirr. Geschrei. Hilferufe.

Der junge Mann im Kaschmirmantel wäre auf dem Standbild schon nicht mehr zu sehen gewesen. Er war, noch bevor der Alte wirklich begriffen hatte, dass er getroffen worden war, zügig, aber ohne Hast weitergegangen. Die Zeitschriften nun unter seinen linken Arm geklemmt. Er wusste, dass dem älteren Herrn noch maximal zwei Minuten Lebenszeit blieben.

Seine Stiefmutter hatte noch nie ein Ziel verfehlt und war schon, mit dem Aktenkoffer in der Hand, auf der anderen Seite der Wandelhalle im Menschenstrom untergetaucht.

Teil 1

Schatten der Vergangenheit

„Eine Schere ist und bleibt ein Werkzeug. Jede Art von
Messer hingegen ist eine Waffe.“

Jamal Osmiri

#1 - Morgendämmerung

21.12.2013 --- Seevetal --- 08:00 Uhr

„Schatz – kommst du?“

Miras glockenhelles Stimmchen schrillt wie ein Rauchmelder durch meine verklebten Synapsen. Ich spüre im Wachwerden, dass mir der Sabber aus dem Mund läuft. Noch bevor ich ein Auge öffnen kann, habe ich die nasse Zunge meines Hundes Sam im Gesicht. Als ich ihm ausweichen will, ballere ich mit dem Hinterkopf gegen die niedrige Ablage über dem Bett. Mein lautes „Fuck“ wird prompt durch ein „Was hast du gesagt?“ von Mira erwidert.

Nichts gegen Aufstehen und Frühstück. Ganz und gar nicht. Aber warum zur Hölle hat die Menschheit dieses Ritual in die Zeit vor dem Mittag verbannt? Was spräche denn gegen 14 Uhr zum Beispiel? Mal ehrlich: Muss es wirklich zu nachtschlafender Zeit um acht Uhr morgens sein? Auch noch drei Tage vor Weihnachten. Da tut doch eh keiner mehr was Sinnvolles.

Mira ist echt ein nettes Ding. Liest mir praktisch jeden Wunsch von den Augen ab. Da tut sich nur ein Problem auf: Ich habe keine Wünsche mehr. Bin völlig leer. Ein triebgesteuerter, alter Säufer mit Hund. Ich will nur noch meine Ruhe. Mich in aller Ruhe besaufen, dabei in Eimern voller Selbstmitleid baden und mit Sam lange Spaziergänge oder Radtouren unternehmen.

Keine Menschen, kein Trubel. Kein Licht, kein Schatten, kein Stress, keine Entscheidungen. Ab und an ne Runde ficken. Oder auch zwei. Aber ansonsten: aus die Maus. „Kommst du, Schatz?“

Es riecht nach Speck und Eiern. Der Duft von frisch gebackenen Brötchen zieht mich, trotz der lausig frühen Stunde, fast magisch Richtung Küche. Sam hat wahrscheinlich den gleichen Drang und trottet entschlossen in diese Richtung.

Ich biege nur noch kurz ab Richtung Bad: „Nur schnell noch ne Mütze Wasser“, brülle ich zur Küche hin und schließe gleich, fast hektisch, die Badezimmertür hinter mir.

Ruhe. Kein Radio. Keine Fragen. Kein Urteil.

Durch einen Spalt unterhalb der nur zur Hälfte geschlossenen Jalousie dringt eben genug Morgenlicht durch das Milchglasfenster, damit ich alles finde, ohne mich dabei gleich auf die Fresse zu legen. Warmes Wasser aus dem Duschkopf umspült seidenweich meinen Körper. Brazilian Rainforest Shower steht in dicken, silbernen Lettern einmal rund um den Rand des großen Brausetellers. Unwillkürlich muss ich lachen. Wie hieß noch dieser Affenkönig aus dem Dschungelbuch? Louis. Genau! Der König im Affenstall.

Der Ex-König des hiesigen Affenstalls, Dirk Leonhard, hat nur noch ein Ziel: wieder Feuer machen. Doch da ist kein Antrieb, kein Feuer mehr. Zwar ist mir, einmal mehr, ein weiteres Leben geschenkt worden. Die Operationen und Organe, die es erfordert hat, um dem Krebs zumindest für ein paar weitere Jahre Einhalt zu gebieten, habe ich bekommen, alles überstanden. Stößt nur auf keinerlei Resonanz mehr in mir.

Ich muss husten und spucke einen dicken Klumpen gallertartiger Masse zwischen meine Füße. „Hören Sie um Gottes Willen mit dem Rauchen auf!“ Arzt-Ansage vom laufenden Meter. Warum soll ich mit etwas aufhören, was mir Spaß macht? Mein alter Herr hörte nach so einer Arzt-Ansage nicht nur mit dem Rauchen auf. Er trank auch keinen Alkohol mehr, hielt strikte Diät. Und starb ein Jahr später an Herzinfarkt. Tolle Wurst! Ein Leben in Entsagung, um dann kläglich abzdanken. Wie sinnlos!

Langsam wird der Placken Richtung Abfluss gezogen. Mit aller Kraft stemmt sich dieses gelblichbraune Gelee gegen den Sog. Scheint sich mit Tausenden von Tentakeln am Wannenboden festsaugen zu wollen. Zerfällt dann langsam in Schlieren und lässt sich einfach treiben. Steckt

kurz im Duschabfluss fest. Bäumt sich noch mal vehement gegen den permanenten Abwärtssog. Und verschwindet.

So wie ich. Dirk Leonhard ist auch, nun schon seit gut einem Jahr, von der Bildfläche verschwunden.

21.12.2013 --- Polizeidirektion Harburg --- 08:00 Uhr

Kriminal-Hauptkommissar Diercke sitzt noch nicht ganz hinter seinem Schreibtisch, als er schon sieht, wie Brunner schnellen Schrittes auf sein gläsernes Büro zusteuert. Brunner, ein Kollege aus vergangenen Zeiten bei der Hamburger Mordkommission, hat wieder mal diesen unverkennbaren Gesichtsausdruck. So etwa wie damals, als der erste Mensch erzählte, dass Düsenjets ins World Trade Center gerauscht sind. Oder Lady Di tödlich verunglückt ist. Dieses übernatürliche Leuchten, kurz vor dem Überbringen einer Sensationsnachricht. „Och nöö“, denkt Diercke. „Ich hatte ja noch nicht mal Kaffee!“ Ohne Klopfen steht Brunner im Zimmer und öffnet sofort den Mund.

„Hast du Kaffee dabei?“, brüllt ihn Diercke mit einer wedelnden Handbewegung an. „Kein verdammtes Wort ohne ...“ Hinter seinem Rücken zaubert Brunner einen großen Pappbecher vor. „Hanseatisches Kaffee-Kontor“ steht in geschwungenen Buchstaben auf dem Emblem, das den Becher ziert. Brunner lächelt milde und Diercke lässt sich endgültig in seinen Bürostuhl plumpsen.

„Hast du schon gehört?“, kommt Brunner gleich zur Sache und stellt den dampfenden Becher mitten auf den mit Akten überladenen Schreibtisch. Kaffeeflecken der letzten drei Jahrhunderte scheinen sich hier zur Parade getroffen zu haben. Diercke greift gierig zu und lässt den Becher mit einem „Fuck scheiße, ist der heiß“ sofort wieder stehen. Von irgendwoher zaubert Brunner noch zwei graue Servietten ans Licht, ebenfalls mit dem Emblem des Hamburger Kaffee-Kontors versehen.

„Weiß doch, was du für ne Muschi bist“, grient er und fängt erneut an: „Also – schon gehört?“ Diercke legt in aller Ruhe die Servietten um den Becher und lehnt sich langsam zurück. Er liebt es, Brunner von einem

Fuß auf den anderen tänzeln zu lassen, wenn der eine seiner ultimativen „Hast-du-schon-gehört-Granaten“ zünden will.

„Ach Brunner, was soll ich schon gehört haben? Die ganze Stadt ist heute auf Demo wegen der Roten Flora. Unsere Bezüge werden auch diesen Winter nicht erhöht und meine Karre muss zur Inspektion. Also: Erzähle er mir Neues und führe er mich zum Schotter!“

„Lukaz Illic ist gestern Abend am Hauptbahnhof getötet, also eher hingerichtet worden!“ Wie ein Erdmännchen auf Suche nach Beifall wird Brunner beim Zünden seiner Granate einige Zentimeter größer. Da Diercke nicht gleich frenetisch tosend reagiert, setzt Brunner nach: „Na der Illic. Der ...“

„Buchhalter der Crna Moć. Ist mir schon klar“, raunt Diercke und nimmt vorsichtig, in Gedanken verloren, einen Schluck aus seinem Becher.

„Genau der“, feixt Brunner. Nicht, ohne dabei unverhohlene Befriedigung an den Tag zu legen. „Die Mitglieder der Crna Moć, dieser selbst ernannten, schwarzen Macht, werden systematisch ausradiert. Am helllichten Tag. Einfach so!“ Brunner schnippt triumphierend mit den Fingern und setzt sich ungefragt hin. Der altersschwache Sessel knackt hörbar, hält jedoch stand, da Brunner keine Spur von Übergewicht, kein Gramm Fett zu viel auf den Rippen hat. Ein schmaler, grauer Beamter.

„Das ist allerdings ein Ding“, gibt Diercke leise von sich und pfeift dabei gedankenverloren in seinen Kaffee. „Und?“, kommt sofort Brunners nächste Frage: „Was denkst du? Schlachten sich die Clans gegenseitig ab? Ist da ein Neuer im Spiel?“ Brunner kann die Antwort offensichtlich kaum abwarten. Fehlt nur noch, dass er Pfötchen gibt und hechelt, denkt Diercke angewidert. Was für ein Schwätzer! Er ruckelt sich behäbig im Bürostuhl zurecht. „Mal ernsthaft. Angenommen, die Osmiris hätten was damit zu tun. Oder die Angels, die Bandidos oder diese, diese ... na sach schnell ...“

„Vietnam Brotherhood meinst?“ , antwortet Brunner wie aus der Pistole geschossen. „Ja, genau die! Dann hätten die doch auch alle schon Verluste zu vermelden. Gerade die, die sich öffentlich mit der Schwarzen Macht anlegen.“ „Schon klar“, schnappt Brunner knapp, der nun seinerseits vergeblich durch Pusten versucht, seinem heißen Kaffee etwas Hitze auszutreiben. Diercke steht langsam auf und schlurft ans Fenster. Öffnet es, holt eine Zigarette aus einem zerknautschten Päckchen und lässt ein Zippo auflodern. Gedankenversunken blickt er auf das vergoldete Feuerzeug. Im Umdrehen sagt er zu Brunner: „Trefte mich heute Abend mit einem ehemaligen Kollegen von uns. War mal lange Zeit dem hiesigen Milieu ausgesetzt. Vielleicht hat der ja was aufgeschnappt.“

Brunner blickt interessiert über den Rand seines Kaffeebechers: „Kollege, ehemalg ... kenn ich den?“

„Du, Brunner?“ Diercke schlägt sich lachend auf seinen gewölbten Bauch. „Jede dritte Putzfrau aus Bergedorf ganz bestimmt. Aber nicht du, Brunner!“ Sein Lachanfall geht jäh in Husten unter. Keuchend wirft er die halb gerauchte Zigarette achtlos in den Hof runter.

Brunner guckt etwas beleidigt, setzt aber noch mal an: „Wenn die Osmiris was damit zu tun haben, kriegen wir hier in Hamburg die Hölle auf Erden. Einen Clan-Krieg, wie Deutschland ihn noch nicht gesehen hat.

Wenn die Hells, Bandidos oder andere Gruppierungen von eher Kleinkriminellen da dran wären, würde es diese Banden schon nicht mehr geben. Die Schwarze Macht hätte die binnen drei Tagen von unseren Straßen getilgt!“

„Nicht nur von unseren Straßen, Brunner. Nicht nur von unseren. Ganz Deutschland würde brennen. Nur kurz. Aber heftig! Die Serben machen keine Gefangenen und auch keine Scherze.

„Kannst du dich noch an den Banker erinnern? Den, der auf Druck der Staatsanwaltschaft gesungen hat?“

Diercke schaut Brunner nun direkt in die Augen. „Ja. Kann ich. Seine gesamte Familie baumelte am gleichen Abend erhängt außen an der Hotelwand. An den Fensterkreuzen, Fenster von innen geschlossen. Frau und drei Kinder. An jedem der vier Fenster ein Leichnam!“ Kopfschüttelnd nimmt Brunner einen weiteren Schluck Kaffee.

„Genau. Keine vier Stunden nach der ersten Vernehmung. Und die gesamte Hoteletage war gesichert wie Fort Knox. Selbst die Mäuse mussten sich ausweisen!“ „Und der Banker hatte noch nicht mal was Brauchbares ausgesagt“, wirft Brunner ein.

Diercke holt tief Luft: „Eben“, raunt er. „Sag ich doch: Die machen keine Gefangenen und fragen auch nicht lang!“ Sagt es und lässt bis auf das letzte Quäntchen alle Luft so langsam wie hörbar aus seinem Wanst entweichen.

21.12.13 --- Kleidgen Industrial-Services --- 08:00 Uhr

Strahlend weiß auf dunkelrotem Grund prangen die Buchstaben wie eine Bandenwerbung an allen Wänden der Tiefgarage. Wie jeden Tag steigt Rainer Kleidgen zufrieden lächelnd aus seinem Auto. Genau mittig und akkurat auf Linie geparkt, steht der dunkelblaue Aston Martin in der Box. Die ist mit einem kleinen Chrmschild versehen, auf dem eingestanz „Chef“ steht. Alles meins, sagt sein Lächeln.

Nicht arrogant oder überheblich. Eher wissend und stolz. Kleidgen Industrie-Services, mittlerweile ein Firmenkonglomerat mit mehr als 600 Mitarbeitern und Standorten in ganz Deutschland.

Er schaut reflexhaft kurz auf seine Armbanduhr. 08.01 Uhr. Ein Rainer Kleidgen verspätet sich nie. Die Manie seines getriebenen Unternehmergeists, gepaart mit dem militärischen Drill der Spezialeinheit, in der er gedient hat. Kaum je vergehen ein paar Minuten, in denen er nicht auf seinen TAG HEUER MONACO Chronografen schaut. Ein Sammlerstück aus dem Jahre 1970. Von seinem Vater Reinhold. Der die Firma schon 1950 gegründet und mit einem Kumpel zusammen aufgebaut hat. Durch den Bauboom der 50er- und 60er-Jahre war sie schnell gewachsen. Geputzt, aufgeräumt und getrocknet werden muss in Rohbauten schließlich immer.

Vater starb 1972 bei einem Autorennen in Holland. Eine gut einen Kilometer lange Gerade, an ihrem Ende eine scharfe Rechtskurve. Der Gaszug hatte geklemmt. Rainer, damals 16 Jahre alt, hört heute noch manchmal das verzweifelte Kreischen der Reifen. Immer seltener. Aber er hört es noch. Sein Vater war ein aufrechter Mann. Gerecht und streng. Gottesfürchtig. Nicht gläubig. Aber schon mit etwas Furcht vor dem, was er Gottes Zorn nannte.

Rainer blieben nur diese Uhr und ein paar Anteile der Firma, die fortan von Onkel Manfred, dem Kompagnon seines Vaters, geleitet wurde.

Gottes Zorn schert ihn einen Dreck. Rainer Kleidgen hat vor nichts Angst. Außer vor engen Räumen. Ganz besonders vor Fahrstühlen, in denen er von glattem Metall umgeben ist. Gedankenverloren nimmt er wie stets die Treppe nach oben.

September 1994 – Foča – Bosnien/Herzegowina

Dunkel war es. Und kalt. Bitterkalt. Er wurde in einer Art Becken gefangen gehalten. Es roch nach Moder, Fäulnis und Exkrementen. Es befand sich nur ein stählerner Barhocker mitten in dem kleinen, runden Raum. Ein Raum wie ein großer Kessel. Oder ein Silo. Verrostete Wände und Dunkelheit. Das Wasser stand so hoch, dass es den Hocker um etwa eine Handbreit bedeckte. Kein Klo, kein Bett. Nur dieser fest arretierte Barhocker mitten im Raum. Keine Lehne. Schlafen ging nur im Stehen oder Sitzen. Und dann auch nur für Minuten. Entweder die Beine gaben nach oder man kippte vom Stuhl. Jedes Mal war das Erwachen wie der Moment des Ertrinkens. Röchelnd und nach Luft japsend, kam er wieder hoch.

Alle paar Stunden strahlte grelles Licht von oben auf ihn herab. Nur Sekunden später wurde das Wasser, das ihn umgab, unter Strom gesetzt. Erst nur leicht kribbelnd. Dann stärker, wie bei einem Weidezaun. Dann unerträglich, sodass er sein Blut praktisch kochen spürte. Dann ging nach Sekunden, die ihm wie Stunden vorkamen, das Licht aus und der Stromfluss endete abrupt. Zurück blieb nur dieses dunkle Wasser, aus dem es kein Entrinnen gab. Und seine eigene Scheiße, die auf der Oberfläche trieb.

Er hatte bis heute keinerlei Vorstellung, wie lang er in diesem Käfig gefangen gehalten worden war. Irgendwann wurde das Wasser plötzlich

abgelassen. Die stinkende Flüssigkeit war noch nicht ganz verschwunden, da war er auf dem feuchten Boden schon eingeschlafen.

Als er langsam wieder aufwachte, mussten seine Augen sich erst an die Helligkeit im Raum gewöhnen, der durch große Scheinwerfer erhellt wurde. Im Gegensatz zum Kessel vorher war es dadurch jedoch fast angenehm warm. Wäre er nicht an seinen Handgelenken aufgehängt worden. Rainer baumelte mittig, mit schmalen Seilen vertäut, von der Decke dieses feuchtwarmen Keller-Biotops. Er sah voluminöse Rohre an der Decke langlaufen und eine große, rostbraun verfärbte Doppeltür am Ende des schmalen Raums. Mit dem Erwachen kamen sofort die Schmerzen zurück. Geballt. Wie eine Lawine rollten sie auf ihn zu. Erst in langsamen Schüben, dann immer schneller pochend. Ein Stakkato in immer höheren Wellen.

Seine Handgelenke brannten, als ob sie in glimmenden Glutringen festgeschnallt wären. Durch seine zuckenden Augenlider sah er dünne Fäden Blut über seinen verschmutzten linken Arm laufen. In feinen Linien, abstrakt wie in einem Gemälde von Paul Klee. Seine Schultern fühlten sich tot an. Wahrscheinlich ausgekugelt durch das stundenlange Hängen an diesen Seilen.

Ein junger Mann kam auf ihn zu. Blaues Uniformhemd. Die Ärmel bis zum Ellbogen hochgeschoben. Eine qualmende Zigarette im Mundwinkel. Ansatzlos schlug er ihm mit dem Gewehrkolben in den Unterleib. Er wäre nach vorn geklappt, hätte er nicht hilflos im Raum gehangen. Seine Füße berührten nur ansatzweise mit den Ballen den dreckigen Boden. Gequälte Laute drangen durch seine zerfurchten Lippen. Ein Königreich für einen Schluck Wasser. Dann spürte er plötzlich etwas Erleichterung. Die Seile, mit denen seine Arme nach oben gehalten wurden, lockerten sich ein wenig.

Er konnte sich, von Schmerz umwabert, endlich etwas nach vorn beugen. Seine Füße spürten Boden. Seine Muskeln jedoch nicht wirklich.

Aus dem Augenwinkel sah er noch mehr Männer in blauen Hemden kommen. Vier. Vielleicht sechs. Er spürte eine Klinge in Höhe seiner Leiste. Ein leises Surren. Dann fiel seine dicke Einsatzhose lautstark in die Pfütze unter ihm zu Boden. Ein neuer Schmerz in seiner Leiste machte sich breit. Wohl ein Messer, das zu tief gesetzt wurde, um ihn zeitgleich auch um seine Unterhose zu erleichtern. Kräftige Arme, die ihn gebückt hielten, und ein weiterer, kolossaler Schmerz in seinem Anus, der alles andere sofort überdeckte.

Im Zwiellicht konnte er einen Mann auf einem Stuhl, angelehnt an der Kellerwand, sitzen sehen. Ein junger Franzose. Vielleicht grad volljährig. Er blickte apathisch und reglos nach oben. Reste seiner Uniform hingen an ihm in Streifen herab. In jedem seiner Oberschenkel steckte ein großes Fleischermesser, das mit seinem Griff akkurat zur Decke zeigte.

Kurz erschien die bleiche Fresse seines Onkels Manfred mit den gelben Zähnen vor seinen geschlossenen Lidern. Dann wurde es wieder schwarz um ihn herum. Mehr als dankbar ließ sich Rainer erneut in die Dunkelheit fallen ...

Rainer Kleidgen überwindet mühelos das Treppenhaus bis zu seiner Etage im sechsten Stock, kommt am Fahrstuhl vorbei, auf dessen Display außen „High End“ in weißen Lettern auf rotem Grund prangt. Richtet noch einmal seinen marineblauen Zweireiher mit den auffälligen Messingknöpfen und gleitet, geschmeidig wie ein Aal, ins Foyer seiner mehr oder weniger privaten Geschäftsräume.

Dorothee Prange, seit fast 17 Jahren seine Chefsekretärin, hat, wie an jedem Werktag um 08:03 Uhr, schon das Wasser für den Tee aufgesetzt und die Türen zur überdachten Terrasse des weitläufigen Büros ihres Chefs geöffnet.

„Guten Morgen, Herr Dr. Kleidgen“, flötet sie ihm wie jeden Morgen entgegen und freut sich wie stets über sein Lächeln, seine angedeutete Verbeugung und den kräftigen Händedruck. Das starr stierende rechte Auge, das durch sie durchzublicken scheint, wie auch sein vernarbtes Gesicht mit den fehlenden Ohrläppchen bringen sie schon lang nicht mehr in Verlegenheit.

Nach dieser immer gleichen Zeremonie geht Rainer Kleidgen wortlos in sein Arbeitszimmer, zieht sein Sakko aus und hängt es, fast behutsam, über einen stummen Diener. Den hat schon sein Vater benutzt. Aus immer noch blendend hellem Elfenbein, im Besitz einer alten Hamburger Dynastie, deren Stammsitz über ein Jahrhundert lang Indien gewesen ist und bis auf die Freimaurer zurückgeht.

Er öffnet eine kleine Ampulle auf dem Beistelltisch, zieht die Pipette heraus und träufelt sich ein paar Tropfen ins rechte Auge, bevor er es mit einer dunkelroten Augenklappe bedeckt. Auf der Terrasse angekommen, öffnet er die ersten beiden Knöpfe seiner Weste und greift nach oben. Seine Hände umschließen fest die kühle Eisenstange unterhalb der Überdachung. Mit fünf Fingern der rechten und den drei verbliebenen Fingern der linken Hand im Untergriff, zieht er sich genau zwölf Mal zum Klimmzug hoch und macht eine kleine Pause, die nie länger als 30 Sekunden dauert. Nach genau sechs solcher Durchgänge geht er in seinen Privatraum neben dem Büro und erscheint genau um 08:21 Uhr wieder in seinem Arbeitszimmer. Ein frisches Hemd und eine neue Weste schmücken nun seinen Körper, der trotz seiner fast 60 Lebensjahre immer noch gestählt wirkt.

Fast liebevoll lässt er das akkurat gefaltete Hemd und die zuvor getragene Weste in einen vorbereiteten Wäschesack auf den Schreibtisch seiner Sekretärin gleiten.

Nach dieser tagtäglich wiederkehrenden Prozedur nimmt er, wortlos und praktisch im Gehen, das fertige Tablett mit allen Utensilien, die er für die

morgendliche Durchsicht seiner Korrespondenz braucht, mit nach nebenan. Das Tablett ist aus hell gebeiztem Eschenholz. Rechts eine Mulde für die Post. Links zwei Aussparungen für Teekanne und Tasse und dazwischen eine fest installierte Eschenschale mit herausnehmbarem Porzellaneinsatz für den benutzten Teebeutel.

Pünktlich um 08:27 Uhr sitzt Rainer Kleidgen an seinem voluminösen Schreibtisch und gießt sich den frisch aufgebrühten Ingwertee ein. Er liebt diese Rituale. Er liebt den täglichen Wettstreit mit der schier unerbittlichen Zeit als Konkurrenten. Er liebt jede Art von Konkurrenz. Und er liebt es, die Zeit zu demütigen und zu vernichten, während er wieder auf seine Armbanduhr sieht. Exakt um 08:29 Uhr erscheint Frau Prange mit den Wirtschafts- und Tageszeitungen. Zwei Minuten früher als gestern. Zwei Minuten früher als den ganzen Monat über.

Er lächelt. Um 08:30 Uhr wird ihn sein Sohn anrufen.

Anrufen müssen ...

21.12.2013 --- Seevetal --- 08:30 Uhr

Wir hatten mal wieder zu Ende gefrühstückt. Ich noch im Bademantel, aber immerhin frisch geduscht. Während wir den Tisch abräumen, stellt Mira ihre Frage. Jeden Tag diese eine Frage: „Und, was hat der große Mann heute vor?“

Eine lästige Frage. Eine fast übergriffige Frage. Was soll ich schon vorhaben? Die Welt erobern. Eine bahnbrechende Erfindung machen. Russisch lernen. „Wie immer ...“, antworte ich, fast unhörbar. Mir ist klar, dass ich mit dieser Antwort nicht weit kommen werde. Schon sehe ich, wie die Adern am schlanken Hals von Mira dicker werden. Ich weiß, was kommen wird. Es kommt fast jeden Tag.

„Wie immer also, ja? Du wirst dir den Hund schnappen, drei Stunden durch die Wälder toben. Dir irgendwo nen Whisky besorgen und dich langsam volllaufen lassen. Wie immer also!“

Wütend stapft Mira um den Tisch auf mich zu und hält mir ihren Zeigefinger vor die Nase. „Dicker, ich hab dich wirklich lieb. Aber ich werde einen erwachsenen Mann nicht aushalten. Du hast voll die Scheiße erlebt. Alles gut. Aber du hast den Dreck auch überlebt. Also komm zu Potte und fang wieder an. Was auch immer. Aber tu es!“

Abrupt dreht sie sich um, packt ihren Mantel und marschiert wutentbrannt Richtung Tür. Selbst Sam hat sich bei dieser Ansprache geduckt und sich rückwärts tapsend hinter dem niedrigen Couchtisch eingeparkt. Trotz seiner beträchtlichen Größe kann ich jetzt nur noch seine Ohren sehen, die sich wie Radarschüsseln drehen. Es geht nicht anders. Ich muss schmunzeln.

Just in diesem Augenblick dreht sich Mira noch einmal um: „Was gibt es da zu grinsen, du Lächler. Dieses miese, arrogante Lächeln! Dieses Ich-steh-über-den-Dingen-Lächeln. Es kotzt mich so dermaßen an. Krieg dein

Leben wieder auf die Reihe oder verpiss dich. Im Gegensatz zu dir muss ich jetzt zur Arbeit!“ Das Krachen der Wohnungstür macht klar, dass ich wohl nicht mehr zu Wort kommen werde.

So unrecht hat sie leider nicht. Daher fehlt mir bei allen Diskussionen, die auf dieses Thema hinauslaufen, jedes Argument. Ich habe, wie man so schön sagt, Haus und Hof verloren. Bin knapp mit dem Leben davongekommen und von einem abgehalfterten Kriminalbeamten gerettet worden. Danach sogar noch dem Krebs ein Schnippchen geschlagen. Mir sollte zum Feiern zumute sein. Ist mir aber nicht. Zu sehr hatte ich mich an ein Leben in Saus und Braus gewöhnt. Es war mir zu gut gegangen. Physisch wie psychisch war ich ganz oben angekommen. Und hatte binnen fünf lausiger Tage alles verloren. Kein Job, kein Unternehmen mehr, krank und insolvent.

Vorsichtig kommt Sam hinter dem Couchtisch vor. Auf dem Weg zu mir lugt er noch einmal wachsam Richtung Wohnungstür. Dann ist er bei mir und legt mir, ganz selbstverständlich, seinen Kopf auf den Oberschenkel. Ich kraule ihn gedankenverloren. Dann nehme ich seinen Kopf in beide Hände und frage ihn: „Was würdest du tun?“ Sam löst sich sofort von mir und läuft laut bellend Richtung Tür. „Alles klar, Dicker. Du würdest rausgehen. Schon klar. Ne Hilfe bist du auch nicht wirklich.“ Aber er bringt mich zum Lächeln ...

21.12.2013 --- Polizeidirektion Harburg --- 08:30 Uhr

Brunner hat sich erhoben und gekonnt seinen Kaffeebecher in den Papierkorb gepfeffert. „Satte drei Punkte“, attestiert er sich selbst und lächelt zufrieden. Dann, Richtung Diercke: „Manfred, noch mal zu dem Ehemaligen: Was ist das für ein Typ? Was hast du vor? Ihn als Spitzel einsetzen, oder was?“

Diercke steht auf, legt konzentriert in gespielter Basketball-Pose an und verfehlt den Papierkorb um einen sattem Meter. „Weiß noch nicht“, brummt er angefressen. Mehr unwirsch darüber, dass er nicht getroffen hat, antwortet er dann doch: „Der Typ hat was. Ist bissig und intelligent. Macht sich aber vor allen Dingen nichts aus Gesetzen. Regeln kennt der nicht. Weiß aber, wie wir agieren müssen.“

Brunner denkt sichtlich nach: „Wie alt?“ „Was tut denn das zur Sache?“, grummelt Diercke erneut. „Kann dir außerdem gepflegt am Arsch vorbeigehen. Ist mein Ressort und du weißt von nix. Klar so weit?“

Diercke ist nun wirklich keine Erscheinung, die einem Angst oder gar Respekt einflößen muss. Aber seine stahlblauen Augen sind definitiv eine Waffe. Und die durchbohren Brunner im Moment regelrecht. „Alles klar, Manfred. Dein Bier. Ich weiß von nichts!“ Mit kurzem Gruß verlässt Brunner das Büro und schließt akkurat die Tür hinter sich.

Ruhe. Endlich Ruhe. Keine Fragen, kein Gelaber, keine Entscheidungen. „Tja. Was will ich von dem Leonhard?“ Diercke steht auf und öffnet wieder das Fenster.

Steckt sich erneut eine Zigarette zwischen die Lippen und lässt das vergoldete Zippo zwischen seinen Fingern hin- und hergleiten. Das Zippo dieser Frau, die etliche Morde begangen hat. Dieses Zippo, das bei allen Toten gefunden wurde. Ihren Toten. Dieser Vamp Lydia, der

Leonhard fast vernichtet hätte. Diese Urgewalt von einer Frau, die er, der kleine Kommissar Diercke, fast 30 Jahre lang gejagt hat.

Durch Leonhard hätte er sie endlich zur Strecke bringen können. Leonhard hatte es dabei ziemlich zerrissen. „Und ich bin die Treppe ein weiteres Mal raufgefallen“, murmelt Diercke leise vor sich hin, grübelt weiter: Nun hängen wir an dem Osmiri-Clan. Da ist alles dabei. Von Schutzgeld über Menschenhandel. Von Drogen über Prostitution bis Waffenhandel und Geldwäsche. All das, was Leonhard durch die Machenschaften seiner damaligen Frau auch kennt. Bei dieser Bitch gehörten Erpressung, Zuhälterei, Menschenhandel und Mord zur Tagesordnung, Dokumentenfälschung und Drogen aller Art praktisch zum guten Ton. Und der Ex-Bulle Leonhard war in dieses Geflecht aus Lug und Betrug reingetappt wie ein verspieltes Hundebaby. Selbst eine fingierte Hochzeit hatte diese Frau damals amtlich machen und ihm damit alles nehmen können.

Aber vielleicht weiß er ja was. Und selbst wenn nicht, wäre er zumindest eine Option. Weil er so anders ist. Und Connections hatte oder hat, die wir einfach nicht haben. In Gedanken schnippt Diercke auch diese Zigarette achtlos in den Hof und schließt das Fenster. Ihm ist klar, dass er sich im Moment nur selbst Gründe baut, um sich am Abend mit Leonhard treffen zu können. Ein Jahr ist vergangen und er hatte gehört, dass sich Leonhard inzwischen mehr oder weniger zu Tode saufen würde. Das hat der Typ nicht verdient. War ja immerhin mal ein Kollege.

21.12.2013 --- Kleidgen Industrial-Services --- 08:30 Uhr

Das Telefon auf seinem Arbeitstisch klingelt. Die Null leuchtet auf. Auch hier: weiß auf rotem Grund. Rainer Kleidgen drückt eine Taste und aus dem Lautsprecher ertönt die Stimme seiner Sekretärin: „Ihr Sohn auf der Zwei. Ich stelle durch!“ Er blickt noch einige Sekunden lächelnd auf das blinkende Licht der Zwei, bevor er die Verbindung annimmt. „Hallo Paps – ich werde heute Abend gegen 20 Uhr wieder daheim sein“, kommt die aufgeregte Stimme seines Sohnes durch den Lautsprecher.

Rainer Kleidgen erwidert nichts. Sekundenlange Stille. Verlegenes Räuspern und Knacken aus dem Lautsprecher. Rainer Kleidgen lächelt über den Schreibtisch seinem eigenen Abbild entgegen, das sich in der verdunkelten Glasfront zum Büro seiner Sekretärin hin spiegelt. „Guten Tag, Herr Kleidgen. Ich werde Punkt zwanzighundert an der uns bekannten Adresse zur Besprechung eintreffen.“

Rainer Kleidgen sieht wieder einmal auf seine Armbanduhr, erwidert aber nichts. „Die Papiere von Resmann und der Teng-Company sind zur Unterschrift vorbereitet“, schnarrt es nun monoton aus dem Lautsprecher. Gefolgt von einem tiefen, hörbaren Ausatmen. „Gut“, antwortet Rainer Kleidgen kurz angebunden. Und nach einer kleinen Pause noch: „Komplikationen zu erwarten?“ „Keine, Herr Kleidgen“, kommt es schnell und betont unterwürfig von der anderen Seite.

Rainer Kleidgen steht auf und kappt noch im Aufstehen die Verbindung. Ein weiterer Blick auf seine Armbanduhr zeigt ihm 08.32 Uhr an. „Zwei Minuten für zwei lausige Informationen!“, sagt er wütend und mit leichtem Kopfschütteln zu seinem Spiegelbild, das sich in der großen Scheibe seines Arbeitszimmers abzeichnet.

„Zwei Minuten reichen, um eine Welt zu vernichten und eine andere zu erschaffen!“, raunt er seinem Selbst noch leise und kopfnickend entgegen, bevor seine Gedanken sich einmal mehr selbstständig machen.

21. September 1994 – Foča – Bosnien/Herzegowina

Rainer erwachte. Trotz des Nebels in seinem Hirn erkannte er sofort, dass nun er auf dem Stuhl saß, auf dem zuvor der junge Franzose mit den Messern in den Oberschenkeln gesessen hatte. Der Stuhl war, wie in seiner Erinnerung zuvor, angekippt. Den Franzosen sah er nicht mehr. Er konnte sich nicht bewegen. Sein Kopf ruhte an der Hinterwand. Fest mit einem Lederband arretiert. Auch seine Arme und Beine waren festgeschnallt.

Vor ihm ein gänzlich schwarzer Raum. Er hatte Schmerzen. Sein Hirn versuchte eine Bestandsaufnahme in Sachen plus/minus. Aber sein Körper fühlte sich von unten bis oben wie eine gleichmäßige, pulsierende Brandlache an. Es kam in Wellen. Er versuchte, die Wellen wegzuatmen. Ohne wirklichen Erfolg. Zu sehr brannten seine Handgelenke, schrien sein Schultergürtel und sein Becken. Rainer spürte, dass er in etwas Flüssigem saß. Sein Blut, seine Exkremente oder Eingeweide. Es war punktuell nicht einzugrenzen. Und dadurch auch nicht per Atmen abstellbar.

Er konnte, trotz seines arretierten Kopfs, im Augenwinkel sehen, wie eine Person in den Raum geführt wurde. Er hörte es am typischen Geräusch, wenn nackte Füße durch Flüssigkeit, gleich welcher Art, getrieben werden. Wenige Sekunden später erschien eine junge Frau in seinem Blickfeld. Einzig ein verdreckter Slip zierte ihren ansonsten anschaulichen Körper. Sie wurde ihm gegenüber von zwei bewaffneten Soldaten auf einen Stuhl gesetzt. Keine sechs Meter von ihm entfernt. An Armen und Beinen festgeschnallt. Sie schrie wie eine Furie. Ein Gewehrkolben, der hart auf ihre Schläfe traf, gebot ihr Einhalt. Es wurde

schlagartig still. Die beiden Soldaten traten einige Schritte nach hinten, bis sie völlig von der Dunkelheit verschluckt wurden. Von irgendwo hörte er Wasser tropfen.

Rainer atmete flach und beobachtete die junge Frau auf dem Stuhl. Ihr Kopf war vornüber gesackt. Kleine Blutfäden sickerten von oberhalb ihrer Schläfe über buschige Augenbrauen. Kleine Tropfen fielen auf ihre Oberschenkel und mischten sich in das Geräusch des unablässig tropfenden Wassers. Knapp 30 Jahre alt schätzte er. Schlanke Fesseln und Handgelenke. Ein sehnig, drahtig, austrainierter Körper. Kleine, feste Brüste und raspelkurze Haare. Ganz sicher Teil einer Spezialeinheit. Ihre rechte Schulter zierte im Übergang zum Busen ein Tattoo. Das Skelett eines Frosches im Sprung. Frogman, kam es Rainer in den Sinn. Ein Emblem der Navy SEALs. Waren auch Spezialeinheiten der Amis hier in Bosnien im Einsatz? Er wusste es nicht.

Noch während er darüber sinnierte, hörte er schwere Einsatzstiefel näherkommen. Zwei Männer und eine Frau waren in seinem Blickfeld. In voller Einsatzmontur. Die Männer traten an ihn heran. Die ungewöhnlich große Frau hatte unverkennbar eine Machete in breiten Lederschlaufen an ihrem Oberschenkel festgeschnallt. Sie postierte sich neben dem Stuhl der immer noch bewusstlosen, nackten Unbekannten und schaute in seine Richtung.

Er hörte ein kurzes, metallenes Geräusch. Als ob etwas auf- und wieder zugeschoben würde. Wenig später kamen eine dicke Zigarre und ein Zigarrenschneider in sein Blickfeld. Von zwei dreckigen, jedoch kräftigen Händen gehalten. Ein kurzes Zipp. Ein kleines Ende der Zigarre fiel zu Boden. Ein Zippo flammte auf. Er hörte schnelles Paffen und sah wenig später die junge, nackte Frau nur noch durch eine dichte Wolke von Zigarrenrauch. Glühend rot erschien plötzlich die Glut der Zigarre auch vor seinem rechten Auge. So nah, dass ihm die Hitze die Augenbrauen versengte. Es roch augenblicklich nach versengtem Haar. Zeitgleich

spürte er etwas Metallenes an seiner rechten Wange. Ein kleines Skalpell schob sich vor sein Auge und verdrängte dadurch zumindest die beißende Glut der Zigarre.

„Wo Nachschub?“ lispelte eine Stimme leise, aber direkt in sein Ohr. „Wo Lager – wo Nachschub – welche Routen?“ Nicht viel mehr als ein heiseres Zischen. Er spürte jedoch den Atem des Mannes direkt an den feinen Härchen seiner Ohrmuschel. Ein scharfer Geruch von Knoblauch, schalem Rauch und billigem Fusel drang in seine Nase.

Noch bevor Rainer etwas erwidern konnte, spürte er einen Ruck an seinem rechten Ohr. Bruchteile von Sekunden später einen stechenden Schmerz. Vor sein Auge wurde nun wieder das Skalpell gehoben. Etwas, das aussah wie ein Ohrläppchen, war auf der Spitze des kleinen Messers aufgespießt. Er spürte, wie ihm sein Blut langsam am Hals hinabließ. Eine schallende Ohrfeige traf auf sein blutiges rechtes Ohr. Rainer kniff die Augen zusammen und versuchte zu schlucken. Seine Zunge hing jedoch wie ein Tennisball an seinem Gaumen. Schwere Schritte umrundeten seinen Stuhl. Er hörte wieder gieriges Paffen und das metallische Schnappen des Zigarrenschneiders.

Nun kam dieses heisere Zischen von der anderen Seite in sein noch unverletztes Ohr: „Ich kann das machen ganze Tag lang. Ein bisschen hier. Ein bisschen da. Immer nur kleine Teile schneide ab. Wo Lager – wo Nachschub – welche Routen?“ Noch während diese Worte in sein Ohr drangen, spürte er den kalten Stahl in seinem rechten Nasenloch. Sein Kopf war durch den Lederriemen fest an der Wand fixiert. Er konnte nicht ausweichen. Sein Herz pumpte wie verrückt.

Schweißtropfen liefen ihm in die Augen. Die feine Klinge schob sich langsam immer weiter hinauf. Wieder ein kurzer Ruck. Rainer spürte, wie warmes Blut aus seiner Nase durch den seidigen Flaum seines Oberlippenbärtchens in Richtung Oberlippe sickerte. Immerhin war das Skalpell nicht weiter nach oben gewandert. Ein Piercing durch das

Nasenloch würde wahrscheinlich ähnlich schmerzen. Der Mann, den er nur noch als Schemen wahrnahm, verließ sein Blickfeld. Mit der Zunge fuhr Rainer über seine Oberlippe. Leckte sein Blut ab. Flüssigkeit. Trinken, befahl sein Instinkt. Egal, was es ist. Trink es!

Das Gesicht des Mannes baute sich urplötzlich wieder vor ihm auf: „Wo eure Routen?“ Selbst wenn er etwas hätte erwidern wollen: Er konnte es nicht. Ein Kloß in der Größe eines Tennisballs steckte in seiner Kehle, und der Rest seines Mundes war so ausgetrocknet, dass selbst seine Unterlippe an der unteren Zahnreihe wie festgetackert klebte. „Dobro ... dann ist es so. Du wirst reden!“

Rainer spürte, wie sich ein metallener Ring über den Mittelfinger seiner Hand schob. Sekundenbruchteile später erklang wieder das schnelle, mechanische Geräusch des Zigarrenschneiders und zeitgleich explodierte eine weitere Schmerzquelle an seiner Hand. Und in seinem Kopf. Kurz darauf stank es bestialisch nach verbranntem Fleisch.

Es war ihm mehr als bewusst, dass wahrscheinlich die glühende Zigarre gerade in den Stumpf seines Mittelfingers gedrückt wurde. Rainer sog, in scharfen Zügen, die abgestandene Raumluft ein. Flach atmen, schnell atmen ... bestmöglich hyperventilieren. Dem Schmerz entrinne. Dem Gestank des eigenen, verschmorten Fleisches keinen Raum geben. Die Sinne betäuben.

Rainer brüllte wie ein Besessener, als er spürte, wie sich das Metall nun langsam über seinen Ringfinger schob. Über das erste Fingerglied. Über das zweite. Dort verharrte der Ring: „Wo Lager – wo Nachschub – welche Routen?“, zischte der Mann, und sein Gesicht, mit der immer noch glühenden Zigarre im Mundwinkel, erschien wieder vor Rainers Augen.

Ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, verschwand das Gesicht des Mannes und gab den Blick frei auf die junge Frau, die an dem Stuhl ihm gegenüber gefesselt war. Die große Frau daneben hielt ihr eine Machete

unter den kleinen, festen linken Busen. Das ohne Zweifel scharfe Gerät spiegelte im diffusen Licht kleinere Lichtreflexe in Rainers Richtung. Die große Frau lächelte breit. Ihr Unterkiefer entblößte dabei zwei braune Schneidezähne. Alles andere in ihrer unteren Kauleiste schien schon seit Jahren nicht mehr zu existieren.

Die junge Frau trampelte mit bloßen Füßen ein irres Stakkato in das Gebräu unter ihr. Ein öliger Lappen in ihrem Mund ließ nur brummende, kehlige Geräusche zu ihm herüberwabern. Rainer wollte die Augen schließen. Ein „besser sie als ich“ machte sich lautstark Platz in seinem Kopf. Plötzlich waren da ein paar Finger, die sein linkes Augenlid anhoben und mit Gewalt nach vorn zogen. Und wieder ein neuer Schnitt. Sein Augenlid. „Du wirst hinsehen. Du kannst aufhalten ihr Leid. Welche Routen Nachschub?“

Er wollte nicht hinsehen, jedoch konnte er das linke Auge nun nicht mehr schließen. Durch milchige, rötliche Schlieren war er gezwungen, dabei zuzusehen, wie die große Frau die Machete nach oben wandern ließ. Sie bewegte den Stahl dabei in schwingenden Linien. Als ob sie in Karotten schneiden würde. Nur auf dem Weg von unten nach oben.

Er konnte den Kopf nicht bewegen. Konnte das Auge nicht mehr schließen. Musste gebannt miterleben, wie das Gebrüll der jungen Frau plötzlich versiegte. Ihr Stampfen abrupt endete. Gut ein Drittel der glänzenden Machetenklinge wurde von ihrem einstmals schönen Busen schon bedeckt. Hellrotes Blut lief in kleinen Rinnsalen über ihren flachen, muskulösen Bauch. Ihr Kopf war zur Seite gekippt. Die große Frau schaute dabei konzentriert ihrem eigenen Tun zu. Schien völlig vertieft in ihre Arbeit. „Halt!“, schrie Rainer laut auf ...

Ein greller Sonnenstrahl wird von einer Scheibe des Bürogebäudes gegenüber abgelenkt und trifft als kleines, helles Rechteck auf das zerfurchte Gesicht von Rainer Kleidgen. Er wandert von der dunklen

Narbe, die sich wulstig von der Mitte seiner Stirn über das Auge bis zum Mundwinkel ihre Bahn bricht, hinüber bis zum fehlenden Ohrläppchen und wieder hinauf zum blassgrünen Glasauge.

Langsam zieht er die Augenklappe von der Stirn über das starre, rechte Auge. Eine rote Augenklappe. Blutrot. Bestickt mit dem bleichen Skelett eines Frosches im Sprung.

Und einem Datum: 09_21_1994.

21.12.2013 --- Dassendorf, Villa Kleidgen --- 08:35 Uhr

Robert hat das kurze Telefonat mit seinem Vater beendet. Er denkt nicht weiter darüber nach. Zu viel und zu sehr hat sein Vater ihn schon drangsaliert. 100 Prozent reichen nie. Immer muss es mehr sein. In seiner ihm eigenen Konzentration, die schon eher eine Art Trance ist, bemerkt er, dass seine Schnürsenkel doch noch ein Stück zu lang sind. Kurz müssen sie sein. Ein Verheddern oder Hängenbleiben muss definitiv ausgeschlossen werden.

Immerhin sieht er das Spiegelbild seiner manikürten Hände in dem glänzend schwarzen Lack. Das stimmt ihn für diesen Moment milder. Er erhebt sich zu ganzer Größe und sieht sich im Raum um. Die Tür zu seinem Metallspind steht noch offen.

Im Inneren alles akkurat geordnet. Fläschchen an Fläschchen. Da die Mullbinden, dahinter das Tape. Drei weiße Hemden, drei dunkle Sakkos. Drei Paar Schuhe. Alles maßgeschneidert. Daneben ein Trainingsanzug und sein Dobok, der Kampfanzug für die täglichen Trainingsstunden im Taekwondo. In tiefem Rot. Kleidgen-Rot.

Ansonsten ist es einfach nur eine kleine Umkleide. Wie in jeder Schule und in jedem Internat, die er kennengelernt hat. Ein großer Spiegel in der Ecke. Eine kleine Sitzbank vor dem Spind. Außen am Spind noch ein paar Kleiderhaken mit Bügeln. Neben seinem Spind drei weitere Spinde. Alle in der gleichen Bauart aus grauem Metall. Links geht es in die Duschen. Rechts direkt ins Dojo, den hauseigenen Trainingsraum. Heute steht Stockkampf auf dem Programm. Er nimmt eins der dunklen Sakkos aus dem Spind und zieht dabei noch einmal prüfend die Daumen über Hemdsärmel und Manschettenknöpfe. Am Schrank hängt sein dunkler Kaschmirmantel.

Den zieht er sich jetzt bedächtig vor dem Spiegel an und prüft sein Aussehen. 195 Zentimeter groß. Exakt 88 Kilogramm Kampfgewicht. Maßanzug, Lederschuhe von Lloyd und Mantel von Wellington. Alles sitzt genau dort, wo es sitzen soll. Einzig auf die Krawatte hat er verzichtet. Er holt noch zweimal Luft und öffnet die Tür zum kleinen Dojo.

Durch die schmalen Deckenfenster kommt schon etwas Morgenlicht. Staubpartikel tanzen in der Luft. Es gibt also durchaus Bewegung im Raum. Schnell taucht er nach links weg. Kurz hinter ihm kracht ein Stock gegen den Türrahmen. Kurze, schnelle Hiebe folgen. Er hat Mühe, dem Trommelwirbel auszuweichen. Mit einem Hechtsprung, gefolgt von einer Vorwärtsrolle, kommt er kurz aus der bedrohlichen Lage. Genug Zeit, um an der anderen Seite des hohen, viereckigen Raums einen Stock zu ergattern. Schon ist sein Widersacher da. Schnell, fast lautlos.

Doch die Person bleibt jetzt stehen. Nimmt eine zeremonielle Begrüßungspose ein und neigt den Kopf. Nur so weit, dass sie ihn unter ihrem schwarzen Schutzhelm noch im Auge hat. Ein kurzer Aufschrei und der Kampf beginnt erneut. Nur zwei Minuten später liegt Robert am Boden. Das Ende des Stocks gräbt sich mit einem martialischen Kiai-Schrei in seine Kehle. Etwas unterhalb des Kehlkopfes. „Robert, du musst auf deine Füße achten. Deine Fußstellung verrät den nächsten Schritt, die nächste Richtung. Arbeite schneller mit den Beinen.“

Sein Gegenüber nimmt den Kopfschutz ab. Fast schwarze Augen mustern ihn. Kein Lächeln. Pure Anspannung. Wenn er nicht wüsste, dass seine Stiefmutter über ihm steht, könnte es durchaus auch Mordlust sein. Sie reicht ihm die Hand: „Du musst mehr Finten in deine Bewegung einbauen. Nicht links anzeigen und dann auch links gehen. Denk nicht. Handle!“

Robert nickt nur und sieht, wie seine Stiefmutter den Helm wieder über ihre kurzen, schwarzen Haare schiebt. „Diesmal schaffe ich es“, denkt er.

Und schon wieder gräbt sich der Stock tief in seine Magengrube. „Du sollst nicht denken!“, hört er seine Stiefmutter schreien. Wenn Li Ming wütend wird, kann eine Trainingsstunde böse enden. Das weiß Robert.

Sie trainieren täglich. Alle Arten von Kampfkunst. Manchmal zu dritt. Manchmal auch nur er mit seinem Vater. Und zwar meistens in Straßenkleidung. Zu Roberts „normaler“ Kleidung gehören nun mal Business-Anzug, Lederschuhe und Mantel.

Sein Vater hatte ihm, noch als er klein war, schon erklärt, dass es höchst unwahrscheinlich sei, im Trainingsraum oder gar im Schlaf getötet zu werden. Wenn, dann im normalen Leben. Im Alltag. Und dort trüge man nun mal weder den zur jeweiligen Situation passenden Kampfanzug noch eine Schutzausrüstung. Robert lässt seinen Mantel von den breiten Schultern gleiten. Mit einer schnellen Bewegung schlingt er ihn sich um den linken Arm. Mit der rechten Hand fasst er den Stock fester und bewegt sich seitlich Richtung Stiefmutter. Geduckt stehen sich die beiden nun gegenüber.

Wer würde den ersten Zug wagen ...

#2 - Dämonen

21.12.13 --- Blücherstraße, Hamburg-Altona --- 11:15 Uhr

Er versucht, die Augen aufzumachen. Hell ist es. Für seinen Zustand viel zu hell. Durch einen milchigen Schleier kann er zumindest ahnen, dass er in seiner eigenen Wohnung ist. „Gut. Sehr gut“, brabbelt Pesche unverständlich vor sich hin. Langsam versucht er, sich aufzusetzen. In seinem Kopf scheint die Besetzung einer kompletten Polka-Kapelle zu marschieren. Unablässig im Versuch gefangen, ihre Instrumente zu stimmen.

Sein Blick fällt auf den Beistelltisch links neben ihm: noch genug Koks für mindestens eine Line. Er nimmt das ovale Messingtablett und schiebt mit dem Daumen die Reste zusammen. Kurz die Nase drüber und tief einsaugen. Den Rest leckt er vom Tablett. Fast augenblicklich stellt sich die Wirkung ein. Die Polka-Penner in seinem Kopf gehen endlich in die Pause.

Das Licht ist nicht mehr so unangenehm und die Luft im Raum schmeckt auf einmal süßlich. Geräusche aus der Küche dringen zu ihm rüber.

Irgendwas wird da gebraten, irgendwer macht da was, nimmt er undeutlich wahr. Bei dem Versuch, sich aus dem Bett zu hieven, landet seine rechte Hand auf einem schlanken Unterarm. Eine schwarze Lilie brennt sich auf seine Netzhaut. Das handwerklich perfekte Tattoo einer Blume kurz vor dem Ellenbogen, das sich in Tribals und Runen über den Oberarm jenes Menschen zieht, der da neben ihm liegt.

Langsam. Ganz langsam zieht er die Decke zur Seite. Das Tribal geht weiter über die nackte Schulter bis zum Nacken. Endet dort als Kopf einer Klapperschlange, deren gespaltene Zunge beidseitig am Hals der Frau nach vorn weitergeht. Schwarze Haare hat sie. Tiefschwarz. Und zwar eine ganze Menge davon. Pesche hat noch nie so viele Haare auf dem Kopf eines Menschen gesehen. Und diesen Menschen, der

offensichtlich zu dem Wasserfall aus Haaren gehört, schon gleich gar nicht. Neugierig schiebt er langsam die Decke weg. Eine wunderschöne Frau. 20 Jahre alt. Vielleicht ein oder zwei Jahre älter. Pesche hat nicht den Hauch einer Ahnung, wo sie herkommt. Oder warum dieses Geschöpf in seinem Bett liegt. Sein Blick bleibt an einem rosafarbenen Anal-Plug hängen, der immer noch den Anus des wundervoll geformten Hinterns dieser Unbekannten zielt.

Gerade, als sich dieser Anblick wie ein Gemälde in sein Hirn einbrennen will, wird die Schiebetür zum Wohnraum geöffnet. In Relation zu dem Bild, das er grad aufsaugen und in Aktion verwandeln wollte, geht von diesem Geräusch eine fast spürbare Böseartigkeit aus. Das Bild, das er soeben noch am liebsten anlecken wollte, zerplatzt sofort vor seinen Augen. An dessen Stelle tritt eine sehr große, wasserstoffblonde Frau. Aufrecht stehend passt sie so eben noch in den Türrahmen, ohne sich bücken zu müssen. Sie lächelt ihn an. Ein Lächeln, das weit über 32 strahlend weiße Zähne zeigt. „Frühstück ist fertig. Kommt raus, ihr Ficker!“

Die ihm völlig unbekannte blonde Frau kommt langsam auf seiner Bettseite auf ihn zu. Ihre riesigen Brüste wackeln bei jeder Bewegung. Sie ist völlig nackt. Was Pesche an diesem durchaus stimulierenden Anblick irritiert, ist einzig dieser voluminöse Haarbusch, der sich aus ihrer Scham praktisch nach vorn wölbt. „Daran müsste ich mich doch erinnern! So eine Schambehaarung – so ein fetter Busch. Lang nicht mehr gesehen“, denkt er. Bevor er weiterdenken kann, hat er die Zunge dieses Wesens in seinem Mund. Ihre linke Hand sucht sofort nach seinem Schwanz. Zielsicher findet sie das auf Koks schwer erigierte Teil. Das Wesen rechts von ihm kommt unter der Decke hervor. Die Blonde befiehlt: „Blasen!“ Die schwarzen Haare ergießen sich sofort über seine Hüfte und der Kopf des Wesens kommt in Schwingungen. „Es ist ein Traum. Nur ein Traum“, denkt Pesche und schließt einfach die Augen.

20 Minuten später kommt er aus der Dusche. Die beiden Wesen sitzen ganz selbstverständlich an seinem Küchentisch. Es riecht nach Spiegeleiern mit Speck. Und Waffeln. Oder Pfannkuchen. „Ich muss kurz eine rauchen“, sagt er ohne viel Überzeugung, bevor er auf den Balkon schlurft. Im Vorbeigehen hat er das ovale Messingtablett auf dem Tisch stehen sehen, exakt in der Mitte. Fünf Lines jetzt, fein säuberlich geschoben. Dazu dampfendes Rührei, gebratener Speck, Wurst und Käse. Hatte ich all das im Haus? Wo kommen die Tussen bloß her? Und hat die mit den schwarzen Haaren immer noch den Plug im Arsch? Mit diesen Fragen im Kopf tappt Pesche auf den Balkon und saugt wenig später gierig den Rauch seiner Zigarette ein. Das Gespräch aus der Wohnküche beschert ihm ein wenig Information: Die Blonde heißt Julia und die Anal-Plug-Tante hört auf den Namen Anne. Ne lesbische Verbindung, die er wohl gestern Abend im Club 88 abgeschleppt hat.

Der feuchte Traum eines jeden Mannes: Ein Dreier mit zwei solchen Prachtweibern. „Und ich kann mich an nichts erinnern. Fuck!“ Wütend schnippt er seine Kippe über die Brüstung auf die Straße und begibt sich zum Frühstückstisch.

„Mädels – was ist passiert?“, fragt er lächelnd, während er sich betont lässig an den Tisch setzt. Die Blonde, diese Julia, nimmt wortlos das Tablett vom Tisch und zieht sich, mit einem Hunderter, ne Line ins linke Nasenloch. Gibt das Tablett und die Geldscheinrolle weiter an diese Anal-Plug-Anne, die es Julia gleichtut. Kein Wort wird gesprochen. Nur das Tablett an ihn weitergereicht. Pesche hält es in der Hand und fragt noch einmal nach: „Anne, Julia ... was haben wir von gestern bis heute erlebt?“ Erst nach dieser Frage zieht er sich die dritte Line vom Tablett rein. In Gedanken ist er ja eigentlich schon bei seinem Treffen mit Midor heute Abend. Das ist wichtig. Es geht um viel Kohle. Richtig viel Kohle für ihn. Wenn er gestern Nacht was davon ausposaunt hätte? Irgendwo. Irgendwie ... Aber er hat verflucht noch eins keinerlei Erinnerung.

30 Riesen muss er bringen. Für seinen ersten, eigenen Deal. Midor war schon immer sein bester Freund. Nun ist er sein Zulieferer. Eine völlig neue Bastion. Die nächste Stufe nach Botendiensten, dem Aufbau einer Kindertruppe zum Dealen. Und jetzt: sein eigenes Netzwerk. Hat Anne immer noch den Plug drin? Diese Frage schiebt sich mit Nachdruck immer wieder quer durch sein Gehirn. Die blonde Julia hält ihre Antwort kurz und knapp: „Wir hatten einige Drinks im Club 88. Du hast uns hierher eingeladen. Wir hatten viel Spaß. Und nun frühstücken wir!“

„Hmmm ...“, brummt Pesche. „Nix passiert sonst? Kein Stress, keine anderen Typen?“, fragt er dann lächelnd und schaut der Blonden in die Augen. Unerwartet nimmt jetzt Anne den Faden auf: „Nichts passiert. Außer, dass der Taxifahrer ohne Ansage deine Adresse kannte. Hier ausgestiegen. Du hast die Tür aufgeschlossen. Wir haben Sekt im Kühlschrank gefunden und weiter gefeiert. Haste keinen Plan mehr ... oder was jetzt?“

Julia fügt hinzu: „Du hast uns beide gefickt. Hast dann zugesehen, wie wir uns vergnügt haben und dann wieder mitgemischt. Keine Erinnerung? Nicht dein Ernst – oder?“ Pesche nimmt sich erneut zwei große Löffel vom Rührei. „Sorry, Mädels ...“ Beide Frauen fangen an, sich vor Lachen zu biegen. „Ehrlich, so ziemlich alle Kerle würden sich gegenseitig töten, um eine Nacht mit zwei Weibern wie uns verbringen zu können. Und du kannst dich an nichts erinnern. Was läuft schief bei dir?“ Pesche wischt erneut gewaltsam den Gedanken zur Seite, ob diese Anne den Plug wohl noch drin hat. Julia zischt leise: „Können wir jetzt gern wiederholen!“

Pesche schließt kurz die Augen. Fühlt sich an wie damals: Sonne über der Veddel – ihrem Stadtteil. Es roch nach Fisch, Gras und Schafscheiße. Er und Midor sind gemeinsam aufgewachsen. In diesem Arbeiterviertel links neben der Autobahn Richtung Hamburg. Im Kleinen Grasbrook. Die Eltern von Piet van Deren, alias Pesche, waren aus Belgien. Dessen

Vater hatte wegen des Jobangebots einer großen Reederei nach Hamburg gemacht. Kurze Zeit danach kam Pesche zur Welt und nur ein paar Jahre später verlor der Vater seinen Job. Midor ist ein Jugo. Ein stinkender, asozialer Zigeuner. So hieß es schon seit der Grundschule an der Veddel, die beide besuchen mussten, da es sonst keine Grundschule in der Umgebung gab. Pesche hatte Stress zu Hause. Midor hatte Stress mit seiner Herkunft.

Freunde fürs Leben, hatten sich beide auf dem Elbdeich geschworen. Zur Besiegelung des Schwurs hatten sie sich mit der gleichen Zigarette ein Brandzeichen zwischen Zeigefinger und Daumen eingebrannt. Länger durchgehalten hatte Pesche. Schmerzen waren ihm aus dem Elternhaus durchaus bekannt. Beide Brandnarben sahen ziemlich gleich aus. Ohne je zuvor darüber gesprochen zu haben, ließen sich Midor und Pesche später im Knast noch eine Träne unter die Narbe stechen.

Pesche saß neun Monate für kleinere Koksdelikte im Jugendknast. Midor, zwei Jahre älter, für schwere Körperverletzung in Sing Sing. Fast zeitgleich kamen sie wieder raus. Die Träne unter ihrem gemeinsamen Brandzeichen wurde fortan zur Bastion. Nichts würde und könnte die Freunde je wieder trennen. Midor und er waren ihre eigenen Helden.

Über die Felder waren es nur Minuten bis zum Autobahn-Rastplatz Elbbrücken. Hier ne Mark. Da ne Mark. Für Trucker was besorgen. Urlaubern die Scheiben putzen. Was halt so anfiel. Die Schule war mit knapp 16 Jahren für beide schon lang kein Thema mehr. Cash war das Maß aller Dinge. Und irgendwann parkte da dieser schwarze Porsche ein. Direkt vor ihrer Nase. Im Schein der langsam untergehenden Sonne stieg ein Araber aus. Weißer Anzug. Sonnenbrille. Überall Ketten und Brillies. Wenn er nicht so alt gewesen wäre, hätte er auch Rapper sein können. Aber es war Osmiri. Nicht irgendein Ölauge, sondern der Boss des arabischen Clans, der nach 2000 vom tristen Bremen über das schöne

Hamburg bis nach Lübeck mit bis dato unerreichter Gewalt Fuß gefasst hatte.

Und nun, nur rund zehn Jahre später, öffnet Pesche am Frühstückstisch langsam wieder die Augen. Heute kommt er kaum noch ohne Koks aus dem Bett. Und sein bester Freund würde ihm heute Abend erstmals ne Fuhre Dope liefern. Im Straßenverkauf wären seine 30 Mille Einsatz dann gut 180 bis 200 Mille wert.

Pesche steht abrupt auf und nimmt das Messingtablett mit Richtung Schlafzimmer: „Mädels – lass starten!“

21.12.2013 --- Dassendorf, Villa Kleidgen --- 11:30 Uhr

Die Sonne hat sich gerade erst durch die Wolken gekämpft. Kleine Reste von Eisblumen auf den bodentiefen Fenstern des Wohnzimmers verlieren ihre Struktur und laufen in Schlieren langsam an den Scheiben runter. Li Ming hebt schwungvoll die braune Aktentasche auf den großen Wohnzimmertisch. Robert beobachtet sie dabei. Ihre geschmeidigen Bewegungen. Das ebene Gesicht, völlig ohne erkennbare Emotion. Er kennt keinen anderen Menschen, der so unlesbar ist wie sie. Das Gesicht seiner Stiefmutter gibt nie etwas preis. Keine Freude, Überraschung, Lust, Abneigung oder sonstige Gefühle. Nichts. So, als ob sie ständig eine fein gewebte Maske tragen würde.

Er erinnert sich, dass sie sich einmal bei der Vorbereitung des Weihnachtssessens mit einem scharfen Messer geschnitten hat. Nicht nur geschnitten. Sie war abgerutscht und die Klinge des japanischen Kengata-Kochmessers war, wie durch Butter, mitten durch ihre linke Hand geglitten und auf der anderen Seite wieder rausgekommen. Nicht einen Aufschrei oder Fluch hat er gehört. Kein Wehklagen, keine Hektik oder gar Schmerzensschreie. Li Ming zog das Messer über der Spüle wieder raus, hüllte ihre Hand in ein Küchentuch und verließ die Küche. Wenig später kam sie aus dem Keller zurück. Die linke Hand akkurat verbunden. Blut war nicht zu sehen. Emotionen auch nicht. Sie nahm das blutige Messer wieder in die Hand, wusch es ab und machte genau da weiter, wo sie aufgehört hatte.

„Mal sehen, was der alte Mann dabei hatte. Warst gut gestern.“ Selbst bei einem Lob regt sich nichts in ihrem Gesicht. Wie ein Roboter öffnet sie den Klickverschluss der Aktentasche. Dunkelbraunes Leder. Am Boden leicht ausgestellt. Keine Taschen außen. Kein Schultergurt. Nur zwei abgewetzte Handgriffe. „Danke, Mutter“, sagt Robert in diesem fast ehrerbietigen Ton, der ihm schon zuwider ist, während er die zwei Worte

ausspricht. Er liebt seine Stiefmutter. Nicht diese Liebe vom Kind für die Mutter. Die andere Liebe. Diese sich verzehrende Liebe. Diese Zuneigung, die allgemein als krank verurteilt wird.

„Na, guck mal einer an. Ohne Ende Unterlagen mit Tabellen finanzieller Transaktionen“, sagt Li Ming jetzt und pfeift leise durch die Zähne. Eine Spur von Neugierde, gepaart mit Triumph, huscht in einem kurzen Augenblick über ihre Augen und die schmalen Lippen. Ist genauso schnell wieder vorbei, wie es gekommen ist. Sie ordnet die Flut von Papieren nach Größe und Einband. Ohne weitere Ansage schiebt sie Robert einen Stapel brauner und grüner Hängeordner rüber: „Katalogisieren und auswerten.“

Robert kannte seine leibliche Mutter nicht. Den Erzählungen seines Vaters nach war sie, im achten Monat mit ihm schwanger, im Taxi unterwegs zu einer Untersuchung. Ein Taxifahrer hatte gepennt, den Lkw übersehen. Mutter tot. Kind gerettet. Sein Vater war zu diesem Zeitpunkt bei einem Auslandseinsatz der Bundeswehr. Hörte erst zwei Tage später von der Tragödie. Ist kurz vorbeigekommen, hat ein paar Tage getrauert und Robert dann in der Obhut von Onkel Manfred gelassen.

Onkel Manfred hatte schon Roberts Vater erzogen. Ergo war er eigentlich sein Opa. Es hat Robert bei ihm an nichts gefehlt. Nur Freunde hatte Robert nicht. Er war still. Ein Sonderling mit ausgeprägter Neigung zum Alleinsein. Alles mit Zahlen konnte er gut. Sprachen zu lernen, fiel ihm leicht. Auch wenn er nicht viel sprach. Im Sportunterricht war er immer ganz vorn dabei. Jeden Wettkampf wollte er gewinnen. Nicht, weil er musste oder gar wollte. Es war einfach logisch für ihn: Warum erst antreten, wenn man nicht gewinnen will? Diese Einstellung kommunizierte Robert jedoch nie. Er tat es einfach. Heute würde man Robert wohl eine Form von Autismus attestieren. Damals, um 1990, war

er einfach nur anders als all die anderen. Einer, der nicht sprach, nur und ausschließlich gute Zensuren hatte und auch noch im Sport glänzte. So einer war ein wandelndes Ärgernis für alle anderen, die da nicht mithalten konnten.

Kurz nach seinem elften Geburtstag wurde Robert mal wieder in eine Schlägerei verwickelt. Im Protokoll der Schulleitung stand: „körperliche Auseinandersetzung“. Es war einfach eine Schlägerei. Robert steckte einiges ein. Seine Gegner waren zu fünft. Er hatte, im Bereich des Treppengangs zum Sportunterricht, nicht den Hauch einer Chance. Zu wenig Platz, zu großes Gefälle, zu viele Gegner. Onkel Manfred holte ihn wenig später von der Schule ab. Das besorgte, ausschließlich weibliche Lehrpersonal saß versammelt um Robert herum. Eine Platzwunde über dem Auge, zwei blutende Risse in seiner Unterlippe und die völlig zerrissene Jacke sprachen Bände. Der anwesende Notarzt versuchte emsig, die Blutung über dem Auge zu stoppen, als Onkel Manfred plötzlich in der Tür stand: „Robert, komm – wir gehen!“

Einige Tage später kam Roberts Vater auf Stippvisite nach Hause. Er war Berufssoldat. Beim KSK. Einer deutschen Spezialeinheit. Immer unterwegs. Immer irgendwo im Einsatz. Robert war das gewohnt. Es störte ihn ebenso wenig, wie er sich freute, wenn sein Vater mal da war. Robert war sich selbst genug. Er hörte, wie Onkel Manfred seinen Vater zur Seite nahm. Die beiden unterhielten sich lange. Wenig später stand sein Vater im Türrahmen. Immer noch in Uniform. Das Barett auf dem Kopf, den breiten Koppelgürtel um die Taille und immer noch in Kampfstiefeln. Rainer Kleidgen betrat das Zimmer seines Sohnes. Aufgeräumt wie immer. Der Schreibtisch glückte einem blank gewienerten OP-Tisch. Keine Jacke, keine Socke, keine Schuhe lagen herum. Eine Schranktüre stand offen. Roberts Vater lächelte, als er die nach Farben geordneten und akkurat gefalteten T-Shirts sah, und setzte sich zu seinem Sohn aufs Bett. „Was ist passiert, Robert?“, fragte er.

Seine dunkle Stimme war für Robert immer wie ein sonores Brummen. Sein Vater hatte keinerlei Höhen oder Tiefen in der Stimme. Betonte nie ein Wort oder gar eine Frage. Seine stechend blauen Augen, sein kantiges Gesicht und seine Statur sorgten dafür, dass er nie etwas künstlich betonen oder gar zweimal sagen musste. „Sie waren zu fünft“, gab Robert in ähnlich unbetonter Art von sich. Mehr kam nicht von ihm. „Robert – die ganze Geschichte“, forderte sein Vater tonlos. Sein durchdringender Blick war Aufforderung genug. Robert hatte, trotz seines jugendlichen Alters, keine Schwierigkeiten, diesem Blick standzuhalten. Er nestelte nicht an seinen Ärmeln oder rieb sich schüchtern über die Hosenbeine.

Ruhig und fast sachlich erzählte er: „Es war oben auf dem Absatz zur Sporthalle. Nils und Bernd versperren mir den Weg in die Umkleide. Hinter mir standen noch drei Jungs. Zwei Treppenstufen tiefer. Michael erkannte ich. Mit den beiden anderen hatte ich noch nie etwas zu tun gehabt. Bernd beschimpfte mich. Sagte, ich sei eine Schwuchtel. War mir egal. Ich wollte nur an ihm vorbei. Dann schlug Nils zu. Traf mich aber nur an der Schulter. Zeitgleich hat auch Bernd ausgeholt und mir mit der Faust auf den Mund geschlagen. Ich taumelte die Treppe runter. Die drei hinter mir fingen mich auf und hielten mich fest. Dann trat mir Bernd noch gegen den Kopf und ich blieb liegen.“ Der geschilderte Ablauf hörte sich aus Roberts Mund an, als würde er ein Rezept für Blechkuchen vorlesen. Sein Vater neigte kurz den Kopf zur Seite und nahm sein Barett ab.

„Hör zu, Robert“, begann er, während er das Barett in den Händen drehte. „Du hast sicher gemerkt, worauf es in dieser Situation hinauslief, oder?“ Robert konzentrierte sich auf die großen Hände seines Vaters, die unablässig das Barett drehten. „Ja, Vater. Ich wusste, dass es Streit geben würde“, erwiderte er dann. „In so einer Situation gibt es nur zwei Möglichkeiten. Du hast dich für die falsche entschieden. Was aber nie wieder vorkommen wird, mein Sohn.“ Roberts Vater erhob sich mit

diesem Satz und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen. „Was wäre denn die andere Möglichkeit gewesen?“, hörte er seinen Sohn fragen. Innerlich freute sich Rainer, dass sein Sohn diese Frage stellte. Das hatte er gehofft.

Er drehte sich zu Robert um: „Einer ist immer der Anführer. Er wird sprechen. Er ist der, der auf dich zukommt. Es gibt immer einen, der die anderen anstachelt oder mitzieht. Du hast selbst gesagt, dass du gemerkt hast, dass es Streit geben wird. Diesen einen gilt es auszuschalten. Dieser eine muss sofort in die Knie gehen. Und dieser eine darf nicht wieder aufstehen.“ Robert blickte seinen Vater interessiert an. Der fuhr fort: „Wenn der Anführer fällt, sind die weitaus meisten seiner Anhänger so schockiert, dass sie nahezu paralysiert sind. Wenn möglich, diese ein bis zwei Sekunden Schockstarre ausnutzen und gleich den nächsten kampfunfähig machen. Egal, mit welchem Mittel!“ „Egal, mit welchem Mittel?“, fragte Robert ungläubig nach. „Egal, mit welchem Mittel“, wiederholte sein Vater langgezogen und ließ dann eine kleine Pause. „In so einer Situation befindest du dich immer im Bereich der Notwehr. Du hast, wie gesagt, nur eine Möglichkeit. Denn die zweite Möglichkeit sorgt einzig und allein dafür, dass du so aussiehst, wie du jetzt aussiehst.“

„Aber was ist, wenn ich den Anführer schwer verletze?“, fragte Robert eher interessiert als irritiert nach. „Das ist dann nicht deine Schuld. Wer sich in Gefahr begibt, kann darin umkommen. Nicht du hast den Streit gesucht. Es war seine Entscheidung.“ „Aber ...“, kam es nun doch leicht zögerlich über Roberts ramponierte Lippen. „Wenn Bernd nur nach der Uhrzeit hätte fragen wollen?“ Sein Vater kam nun wieder auf ihn zu: „Robert, das glaubst du doch selbst nicht! Fünf Jungs stehen um dich herum. Zwei versperren dir den Weg. Und alle wollen ausgerechnet dich fragen, wie spät es ist?“ Rainer hatte mit Nachdruck mit der Faust klatschend in seine andere Handfläche geschlagen: „Wenn du es geschehen lässt, wird es immer wieder passieren. Wenn du es hinnimmst, wird es zur Regelmäßigkeit. Wenn du es im Keim erstickst, wird es nie

wieder passieren!“ Robert hatte seinem Vater damals gedankenverloren nachgesehen, als der sein Zimmer verließ. Noch in der Tür hatte er ihn sagen hören: „Und mach die Schranktür zu, wenn du nichts weiter aus dem Schrank brauchst.“

„Hallo Robert? Planet Erde an Robert – noch da?“ Seine Stiefmutter klopft dabei unablässig mit einem Ring an ihrem Daumen auf die Glasplatte des Tisches. „Ja, Mutter. Bin da. Die Papiere sehe ich gleich durch.“ Währenddessen zieht Li Ming einige Bündel Geldscheine vom Boden der Aktentasche.

„Sieh an, Taschengeld!“ Kurz lächelt sie sogar. Drei Bündel Dollarnoten. Jeweils mit einer weißen Banderole umzogen, auf der handschriftlich in blassem Bleistiftgrau krakelig die Zahl 10.000 geschrieben steht.

„Bisschen mehr als nur Taschengeld, oder? Dreißigtausend Dollar cash“, stößt Robert leise und erstaunt durch die Zähne. „Die Frage ist, warum der Finanzmakler der Crna Moć mit so viel Cash in der Tasche durch die Gegend läuft. Dafür hat er Konten. Kann das doch verschieben, wie immer er lustig ist.“

„Und zum Waschen ist es wiederum zu wenig. Und in Dollars für Hamburg mehr als ungewöhnlich. Warum so viel Gedrucktes? Ich werde gleich die Unterlagen auswerten. Vielleicht gibt es ja eine Verbindung“, sagt Robert ruhig. Er sortiert die losen Listen und Einbände zu einem handlichen Haufen und verschwindet wortlos aus dem großen Wohnzimmer.

21.12.2013 --- Seevetal, an der Seeve --- 11:30 Uhr

Fast drei Stunden sind wir jetzt unterwegs. Sam hat sich ausgepowert und trottet träge schnüffelnd neben mir her. Ich liebe diese Stille. Immer. Wenn der Frost sich eingestellt hat, aber nicht mehr gehen will. Jeder Schritt im Unterholz knackt dann anders. Der eigene Atem ist sichtbar und nur ein paar Sekunden Stillstand sorgen dafür, dass einem die Brille beschlägt.

Eine Weihe hat ihre weiten Kreise über einer mit zarter Zuckerwatte bedeckten Wiese gedreht. Alles, was hinten weiße Heckfedern hat, ist für mich eine Weihe. Mein Vater hat es mir so erzählt, als ich noch klein war. Mir ist eigentlich völlig egal, was für eine Spezies Raubvogel dort seine Kreise zieht. Einzig das mit den Schwanzfedern habe ich noch nie begriffen. Es fliegt – also hat es ein Heck. Und wenn dort Federn sitzen, sind es Heckfedern. Fertig.

Bislang hatte ich das vehemente Wimmern meines Kleinhirns bestens ignorieren können: „Ein guter Whisky?“ Doch es meldet sich immer wieder. Seit gut einer Stunde etwa alle fünf Minuten. „Teich-Whisky? Ne Zippe und einfach genießen?“ Unmerklich habe ich jedoch schon eine ganz bestimmte Richtung eingeschlagen: Von den Auen der Seeve ist es jetzt nur noch ein kurzer Marsch über einen ausgetretenen Feldweg. „Schon fast da ...“, brabbelt es nun sekundlich in meinem Hirn. Ich gebe mich, wieder einmal und nur zu gern, geschlagen.

Hier hatte ich, vor ziemlich genau einem Jahr, erfahren, dass ich wirtschaftlich und persönlich am Ende war. Hier hatte sich die Liebe zu Mira erneut entfacht. Der einzige Mensch, der vor und auch nach meinem Desaster zu mir stand. Ich habe es damals jedoch einfach nicht gesehen. Oder nicht sehen wollen. Der Glanz von Geld und Glimmer war verlockender als die bodenständige Intelligenz der Ex-Porno Darstellerin

Mira. Höher sollte es gehen. Noch höher. Und weiter. Grenzen kannte ich nicht. Einmal entfesselt, gab es für mich kein Halten. Und ich bekam, binnen nur fünf Tagen, prompt die Rechnung dafür.

In den guten Zeiten, als ich mit Mira, lange vor meinem gesellschaftlichen Aufstieg, zusammen war, hatten wir hier mal Champagner und Whisky im Teich versenkt. So eine vermoderte Kiste hatte ich damals rausgezogen. Eine rote Rewe-Getränke-Kiste aus Plastik. An einem Band unter den Bodendeckern am Teichrand versteckt.

Ein 12 Jahre alter Tullamore. Entgegen landläufiger Meinung wird Whisky allerdings nicht besser, je älter er wird. Jedenfalls nicht in einer Flasche. Aber ich bildete mir ein, dass er ein wenig mehr nach Teich und Moor schmecken würde als die bekannte Original-Abfüllung. Hat jedoch wohl einfach daran gelegen, dass schon jede Menge Moose, verrottetes Schilf und der Geruch von verfaulendem Holz vom Flaschenrand Besitz ergriffen hatten.

Gleichwohl: Ich taufte das Ganze damals Teich-Whisky und habe seither den Bestand immer mal wieder aufgefüllt. Wenige Minuten später habe ich eine neue Flasche Teich-Whisky in der Hand. Die Eisschicht an den Rändern des Teichs zu durchbrechen, war kein Problem. Ich setze mich auf den Baumstamm, der hier schon seit Jahren vor sich hinfault – und lausche. Nichts kommt von meinem Kleinhirn. So was wie: „Bravo – gut gemacht!“ Oder: „Wohlan – auf in die Schlacht“ hätte ich schon erwartet. Aber es herrscht völlige Stille.

Wahrscheinlich hat allein das Öffnen der Flasche schon dafür gesorgt, dass meine Synapsen sich zur Ruhe gelegt haben. So wie Sam, der es sich grad mitten auf meinen Schuhen mit der Hälfte seines Oberkörpers in diesem Flaum von Schnee gemütlich macht.

Was hatte ich hier alles für Schlachtpläne entworfen! Hatte Messer gewetzt und Tötungspläne geschmiedet. Von einem fahrenden Lkw wollte ich diese bitch, die mir alles genommen hatte, in Stücke reißen

lassen. Nackt und quer über der Fahrbahn sollte sie auf Höhe der Motorhaube eines Lkw über der Straße hängen. Seile, Karabiner, Waffen. Alles hatte ich geplant und besorgt. Selbst der Lkw plus Fahrer waren schon am Start. Aber es war anders gekommen. Pläne sind halt wie alles andere: Es kommt einem immer dieses bisschen Leben dazwischen.

Aus heutiger Sicht war das auch gut so. Der erste Schluck aus der Flasche macht mir das mal wieder mehr als bewusst. Ich bin am Leben geblieben und nicht im Knast gelandet. Es ist noch Cash vorhanden, um auch das nächste halbe Jahr recht gut überstehen zu können. Für das Danach oder besser schon Weit-Davor brauche ich jedoch bald einen Plan. Ich? Zum Arbeitsamt? Never! Keine Option. Ungelernter Arbeiter, weil nur Polizist gelernt. Bankrott und abgetaucht. Nun über 50 Jahre alt und gesundheitlich mehr als nur angeschlagen. Und das alles der Liebe wegen? Weil Mira mich liebt? Oder mir ein Ultimatum stellt? Oder gar, weil ich sie lieben könnte?

„Alles Blödsinn“, murre ich halblaut die Flasche an und nehme einen weiteren Zug. Was ist denn Liebe und vor allem: Wohin hat sie mich gebracht? Für mich ist Liebe ein wenig wie Roulette. Das Spiel an sich mag ich. Es ist immer gleich. Jeder Tisch ist gleich. Ob nun in Kopenhagen, Las Vegas oder Nassau. Immer der gleiche Ablauf und immer die gleichen Regeln. Mal passt der Tisch und mal kommt ein „Rien ne vas plus“. Die Zeit dazwischen gleicht für mich einer Beziehung. Ab und an kommt die richtige Zahl und man kann noch eine Weile am Tisch bleiben. Die positiven Aspekte überwiegen für eine gewisse Zeit die negativen.

Ob nun für ein oder fünf oder gar zehn Stunden an einem Tisch oder – in Jahren gerechnet – mit einem Menschen. Irgendwann dreht es sich aber. Dann heißt es: aufstehen und aufhören oder zum nächsten Tisch wechseln. Dann aber doch am verbrannten Tisch sitzen bleiben, verweilen, es wegen der Gewohnheit oder gar der Scheu vor dem Risiko

aussitzen. In der Hoffnung verharren, dass irgendwann doch wieder die richtige Zahl kommen muss. All das ist für mich völlig naiver Firlefanzen. Bedingungslose Liebe oder gar Hingabe, das ist ein Fall von suizidärer Zwangsstörung. Der Mensch ist einfach nicht geschaffen für die Monogamie.

„Zurück zum Thema“, maßregle ich mich laut, als ich die schon um gut ein Drittel geleerte Flasche erneut zum Mund führe. Sam schnarcht wie ein Walross. Es hat wieder leicht zu schneien begonnen. Mal sehen, was Diercke heute Abend von mir will. Der will sich bestimmt nicht nur mit mir treffen, um mir geruhsame Weihnachtstage und einen guten Rutsch zu wünschen. So ein Typ ist der nicht. Und er weiß auch, dass mir Feiertage völlig am Arsch vorbeigehen.

Er hatte was von einem Angebot gefaselt. Marlon Brando Taucht vor meinem geistigen Auge auf. Mit feinem, italienischem Akzent kommt dieser Satz, der Filmgeschichte geschrieben hat, deutlich bei mir an: „Ich mach dir ein Angebot, das du nicht ausschlagen kannst.“

Plötzlich flimmert mein Bild, und das Gesicht von Brando wird durch das dicklich, feiste und bleiche Gesicht von Diercke ersetzt. Auf seinen fleischigen Lippen derselbe Satz. Nur drei Oktaven höher und mit breitem Hamburger Akzent. „Fehlt nur noch die Übersetzung im Untertitel“, johle ich fröhlich in den Wald, während mir ein Schluck Whisky in die Nase und in feinem Nebel wieder aus der Nase raus schießt. Hustend und würgend überstehe ich den Lachanfall.

Sam ist schockiert aufgesprungen und schaut mich mit schiefgelegtem Kopf und großen Augen an. „Alles gut, Dicker. Lass uns nach Hause gehen.“ Die noch halbvolle Pulle Whisky schiebe ich mir in die Manteltasche.

Mal sehen. Ich bin gespannt ...

21.12.2013 --- Dassendorf, Villa Kleidgen --- 12:15 Uhr

Gedankenverloren steht sie am Wohnzimmerfenster. Hört entfernt, wie ihr Stiefsohn im Arbeitszimmer seines Vaters rhythmisch mit einem Stift oder Ähnlichem auf den Schreibtisch klopft. Es scheint, als wäre er tief in den erbeuteten Unterlagen versunken. Ihr Blick fällt auf die Stallungen am Ende des ausufernden Gartenareals. Stallburschen verrichten stoisch ihre Arbeit. Sie hört einen Trecker brummen. Bis vor wenigen Wochen hatte sie sich an das Leben in diesem Land, speziell auf dem Hof hier, in dieser Villa, gewöhnt. Konnte sogar Empfindungen zulassen. Sporadische Gefühle nicht nur verspüren, sondern auch preisgeben.

Bis vor etwa drei Monaten, Anfang September, ein einzelner Satz ihr Ohr erreichte. Aus einer benachbarten Loge in der Hamburger Staatsoper. Verdis Otello erwürgte gerade seine Desdemona im vierten Akt. „Kurva će umreti danas“. Dunkel, kehlig, rau, voller Inbrunst. Nein, das war kein Italienisch. Schnelle Bilder huschen jetzt im Zeitraffer an ihr vorbei, während sie zu dem tuckernden Trecker schaut, der sich den Stallungen nähert.

Nachdem Präsident Lyndon B. Johnson 1965 den „Immigration and Nationality Act“ unterzeichnet und damit ein bis dato stringentes Einwanderungsgesetz der USA reformiert hatte, waren ihre Eltern Ende 1965 aus China in die USA eingewandert. Sie hatten sich in Wilmington im US-Staat Delaware niedergelassen und dort eine kleine Wäscherei eröffnet. Schnell wurden daraus zwei, dann fünf und bis Ende der 70er schon acht Wäschereien in Wilmington. Damals „the chemical empire of USA“ genannt. Li Ming Wang, übersetzt die strahlend kraftvolle Königin, kam 1968 zur Welt und wuchs zu einer echten Schönheit heran. Sie war sehr sportlich und mit einem Lächeln bewaffnet, das einfach nur ansteckend war. Schon vor der Highschool wurde Li Ming jedoch fast täglich damit konfrontiert, dass nur die wenigsten dafür Verständnis

hatten, dass ausgerechnet eine Chinesin so hübsch, so anerkannt und so privilegiert sein sollte. Ihren Eltern ging es gut. Das sah man nicht nur an ihrer Kleidung. Li Ming war auch die erste Chinesin und zu der Zeit vor allem das einzige Mädchen an ihrer Schule, das mit einem eigenen Auto vorfuhr.

Neid und Missgunst verfolgten das junge Mädchen bis ins College. Am ehrwürdigen Goldey-Beacom-College wurde Li Ming angenommen und belegte alle Kurse, um dort ihren Abschluss in Betriebswirtschaftslehre zu machen. Master of Business Science. Und es lief gut, sehr gut sogar. Die Sommerabende verbrachte Li Ming gern auf dem Dach der Fakultät. Von dort aus konnte man über ganz Wilmington bis zur Küste schauen. Eines Abends kamen vier Jungs zu ihr aufs Dach. Spencer Bradham, der Anführer dieser Gruppe, wollte jedoch mehr als nur etwas scherzen. Es gipfelte wenig später darin, dass eine versuchte Vergewaltigung an ihr damit endete, dass Spencer tot im Hof lag.

Auf Druck der spendablen Eltern des toten Vergewaltigersohns musste sie die Uni verlassen. Desillusioniert und voller Wut schrieb sie sich, gerade mal 20 Jahre alt, beim US-Militär ein. Sie durchlief schnell und erfolgreich die Grundausbildung der US Marines und wechselte in den Sanitätsbereich. Als Corpsman war sie 1991 bei der Schlacht um Chafdschi an der Front schon mittendrin. Nur wenige Monate später, auf Heimaturlaub nach einer Verwundung bei Desert Storm, stand sie vor den verkohlten Überresten einer der Wäschereien ihrer Eltern. Die konnten nur noch tot geborgen werden. In wenigen Tagen verkaufte Li Ming das gesamte Hab und Gut, ihr Erbe, zu einem Spottpreis und meldete sich wieder zum Dienst.

Die Eliteeinheiten des US-Militärs blieben ihr als Frau verschlossen. Ranger, SEALs, Marines, Delta Force und ähnliche Divisionen hielten nichts von Frauen. Physisch unterlegen, psychisch nicht belastbar und zu allem Überfluss auch noch hübsch. Li Ming lernte über Lehrgänge und

Kampfheilsätze trotzdem, sich auf tausende Arten zu verstecken, zu bewegen, zu verstellen und zu töten. Lautlos, schnell, effizient. Gewissenlos.

21. September 1994 – Foča – Bosnien/Herzegowina

Ihr war kalt. So bitterkalt. Sie zitterte am ganzen Körper. Ihr Rücken tat höllisch weh. Vor allem unten, dort, wo das Becken beginnt. Vor ihrer kleinen, nach oben neckisch gekrümmten Nasenspitze lief ölig grünliches Wasser in kleinen Rinnsalen über die rissigen Mauersteine. Ihre linke Schulter stieß gegen eine kalte Eisentür, sobald sie sich auch nur einen Zentimeter bewegte. Irgendetwas huschte über ihre nackten Füße. Sie konnte jedoch nicht nach unten blicken. Zu gern hätte sie ihre Hände um den nackten Oberkörper geschlungen. Oder sich ganz klein auf dem Boden zusammengerollt.

Der gemauerte Verschlag, in dem sie stand, ließ solche Bewegungen jedoch nicht zu. Sie schätzte seine Ausmaße in Breite und Tiefe ungefähr auf die Abmessungen eines Sargs. Nur nach oben war etwas mehr Platz. Den Kopf in den Nacken legen konnte sie. Etwa zwei Meter höher lag ein metallenes Gitter über dem Schacht, in dem sie reglos stehen musste. Rechteckig war es. Wie ein länglicher Gullydeckel. Etwas Licht drang von dort oben bis zu ihr hinunter.

Manchmal hörte sie den Klang schwerer Armeestiefel von oben. Meist liefen sie achtlos über sie hinweg. Manchmal blieben sie jedoch auch stehen. Die Männer, die diese Stiefel trugen, redeten dann miteinander. Vielleicht reden sie ja über mich, dachte sie noch am Anfang ihrer Gefangenschaft. Vielleicht ist einer dabei, der noch Skrupel hat, hoffte sie. Ein Retter oder zumindest ein Erlöser. Einfach eine Kugel von oben durch die rostigen Gitterstäbe. Selbst ein Anfänger würde von dort oben ihren Kopf treffen. Dann wäre es endlich vorbei.

Meistens, wenn die Stiefel am Gitter verharrten, regnete es jedoch nur auf sie herab. Warme Pisse ergoss sich in Strahlen über sie. Dem konnte sie für ein paar Augenblicke zumindest noch etwas Gutes abgewinnen. Und nicht gelöschte Zigarettensammel, die auf ihren Kopf oder ihre nackten Schultern fielen und viel zu langsam an ihrem nassen Körper erloschen. Kaum einer dieser Sammel schaffte es noch glühend bis zu ihren Füßen. Immerhin. Li Ming hatte über die Jahre gelernt, lernen müssen, sich auch noch über Kleinigkeiten zu freuen, die andere nicht mal registrierten.

Hastige Schritte im Gang. Nicht über ihrem Kopf, sondern von hinter der Stahltür ihres steinernen Sargs. Sie waren wieder da. Gleich würde es passieren. Konzentriert versuchte Li Ming, innerlich auf Notstrom zu schalten. Fuhr alles herunter. Das Gehirn ausschalten. Nur überleben. Funktionieren und überleben. Die Stahltür wurde aufgerissen und ein kalter Strahl Wasser drängte sie mit brachialer Wucht an die Steinwand. Li Mings Muskulatur war, durch das stundenlange Stehen, so verkrampft, dass sie dem Wasserdruck nichts entgegensetzen konnte. Kraftlos fiel sie seitlich auf den dreckigen Boden und krümmte sich zusammen. Vor ihrem Gesicht lag ein kleiner Kieselstein. Auf den konzentrierte sie ihre Gedanken.

Kleiner, runder Kieselstein, wiederholte sie immer wieder. Kleiner, runder Kieselstein. Der harte Strahl traf ihren Nacken, ihren Rücken und ihre Oberschenkel. Lange verharrte der Wasserstrahl zwischen ihren wunden Arschbacken. Der Druck des Wasserstrahls riss dabei wie wild an ihren eingerissenen Schamlippen. Li Ming wusste ganz genau, welche Art Folter nun folgen würde.

Kleiner, runder Kieselstein ...

#3 - Erben der Gewalt

21.12.2013 --- Polizeipräsidium Hamburg --- 15:00 Uhr

Entgegen der landläufigen Meinung hat die Arbeit eines Kommissars meist wenig mit Verfolgungsjagden, Schießereien und körperlichen Auseinandersetzungen zu tun. Cobra 11 und SOKO Leipzig vermitteln ein völlig falsches Bild. Und selbst der altehrwürdige Tatort hat, im Vergleich zur Realität, schon fast zu viel Action.

Diercke sitzt mal wieder seit Stunden in seinem Büro und vergleicht die Einträge unterschiedlicher Ermittlungsakten miteinander. Akten der Staatsanwaltschaft, der SOKO Clan-Kriminalität, von der Abteilung Rauschgift und Sitte wie auch die Einträge des normalen Streifendienstes aus den letzten Wochen und Monaten. Eine ermüdende Sisyphusarbeit mit Maus und Tastatur, die er stoisch im Zwei-Finger-Suchsystem-Stakkato erledigt. Wie immer. Passende oder zumindest interessant klingende Einträge kopiert er sich raus und listet sie in einer Excel-Tabelle, nach Datum sortiert, auf. Sein junger Kollege Tobias hat ihm dieses Datenblatt gebaut. Diercke selbst ist jedes Mal froh, wenn er bei seiner Recherche wieder auf das Blatt oder den Bericht zuvor zurückkommt.

Ab und an hört man ein lautes „Scheiße“ aus seinem Büro, wenn er per Telefon mal wieder nicht den erreicht, der ihm ein paar Fragen zu seinem Puzzle beantworten könnte. Ziemlich oft klingelt sein Telefon, da er jedes Mal um Rückruf bittet. Was auch nicht besser klappt, denn Diercke ist dann schon wieder zwei, drei Seiten weiter und findet nicht mehr auf Anhieb, welche Frage seine Datenbank vor einigen Stunden ausgeworfen hat. Alles in allem bislang ein ziemlich gebrauchter Tag. Sein Telefon klingelt schon wieder. Am erleuchteten Zifferfeld erkennt er, dass es eine interne Nummer ist. Mit einem knappen „Diercke“, das nicht unbedingt auf Bereitschaft zum kollegialen Smalltalk deutet, meldet er sich. „Thamsen hier – kommste bitte mal rüber?“ Georg Thamsen ist Leiter der

Rechtsmedizin Hamburg, die im Universitätskrankenhaus Eppendorf untergebracht ist.

Dieses „Kommste mal rüber“ bedeutet für Diercke, einmal mit dem Auto von Winterhude, am Stadtpark vorbei, nach Eppendorf zu fahren. Und das ausgerechnet an einem Tag, an dem sich ganz Hamburg auf Großdemonstrationen mit dem linken Sozipack vorbereitet.

Entsprechend unmotiviert fragt Diercke nach: „Was essen so wichtig, dass ausgerechnet ich es mir unbedingt live in deinem Schlachthof ansehen muss?“ „Ach Diercke ...“, lacht Thamsen am anderen Ende der Leitung.

„Ist keine Wasserleiche. Stinkt nicht, is frisch und mausetot. Dir kann nichts passieren.“ Diercke schnaubt nur verächtlich in den Hörer.

Thamsen weiß aus ihrer langjährigen Zusammenarbeit, dass Diercke nicht unbedingt erpicht auf den Geruch von Tod, insbesondere von verfaulendem Fleisch und sich zersetzenden Kadavern ist.

Thamsen fährt ungerührt fort: „Ich hab jetzt den Dritten der Schwarzen Macht auf meinem Tisch liegen. Alle drei wurden Opfer einer Gewalttat. Alle drei sind nicht nur ermordet worden, sondern zudem auch schnell, effizient und ohne größeres Gemetzel. Die haben aber noch etwas gemeinsam.“

„Und das wäre?“, fragt Diercke gelangweilt. Dass die drei Mitstreiter der Crna Moć nicht freiwillig aus dem Leben geschieden sind, ist Diercke natürlich klar. Dass da System hinter steckt und wahrscheinlich ein geübter Auftragskiller diese Morde begangen hat, ist auch naheliegend. Dass noch weitere folgen würden, steht zu befürchten. Thamsen flötet jedoch nur noch ein „Komm rüber!“ in den Hörer und legt einfach auf.

„Mistbock, verdammter“, brüllt Diercke und schlägt den Hörer so heftig auf die Telefonanlage, dass seine Kaffeetasse daneben einen kleinen Luftsprung macht. Bei ihrer Landung trifft sie nur noch die Kante des Schreibtischs und zerschellt mit lautem Krachen auf dem Boden.

„Verdammte Axt“, schreit Diercke noch einmal, während er wütend

seine Jacke von der Rückenlehne seines Bürostuhls reißt und sich die Bescherung ansieht. „Natürlich war da noch Kaffee drin – was auch sonst“, murmelt er konsterniert vor sich hin und beobachtet, wie das dunkle Gebräu langsam in den kleinen Ritzen des Laminats versickert. Wutentbrannt stürmt er auf den Flur und raunzt die Sekretärin der Abteilung, die schon besorgt von ihrem Tisch aus in seine Richtung guckt, im Vorbeilaufen an: „Besorg mal ne Putze für meine Hütte!“

Frau Peters, schon seit über drei Jahrzehnten in verschiedenen Abteilungen des Präsidiums tätig, ist ihm und seiner Crew erst vor kurzem zugeteilt worden. Sie setzt sich langsam zurück und nimmt gelassen die Brille ab. Diercke ist schon ein paar Meter weitergerannt und bemerkt erst jetzt, dass er keine Antwort bekommen hat.

Stoppt abrupt, dreht sich um und kommt mit fragendem Gesichtsausdruck wieder einen Schritt auf die Sekretärin zu.

„Frau Peters, könnten Sie bitte eine Reinigungskraft für mein Büro anfordern?“, sagt sie ganz ruhig, während sie beobachten kann, wie sich bei Diercke links und rechts auf den Schläfen dicke Adern bilden.

Trotzdem fährt sie unbeeindruckt fort: „Versuchen Sie es mal, Herr Kriminal-Hauptkommissar. Ist ganz leicht und tut auch nicht weh.“ Lächelnd schaut sie ihm dabei kurz und direkt in die Augen, setzt beidhändig und nun wieder aufrecht sitzend ihre schmale, goldumrandete Brille auf und greift zum Telefon.

Auf dem Weg zum Fahrstuhl murmelt Diercke wutentbrannt vor sich hin: „Anti-Aggressionstraining. Ich sollte wirklich mal wieder hingehen. Oder meine Schusswaffe abgeben!“

21.12.2013 --- Dassendorf, Villa Kleidgen --- 15:00 Uhr

Robert steckt seinen Kopf durch die Tür des Wohnzimmers. „Ich fahr mal kurz nach Hamburg rein. Die Verträge abholen!“ Seine Stiefmutter dreht sich, fast erschrocken, zu ihm um. Er wusste immer schon, dass der 21. eines jeden Monats eine tiefe Bedeutung für seine Eltern hat. Warum? Er kann es nicht greifen. Nie wird darüber geredet. Kein Wort. Er weiß nur, dass seine Stiefmutter und sein Vater sich bei einem Einsatz in Bosnien begegnet sind. Nur wenige Monate später zog Li Ming in die Villa Kleidgen ein. Und blieb.

„Konntest du aus den Papieren was herausholen?“, fragt Li Ming, jetzt wieder aufrecht, gefasst, hoch konzentriert. Robert betritt nun doch das Wohnzimmer. Wie immer trägt er nur feinste Stoffe an seinem muskulösen Körper. Alles an seiner Kleidung passt so perfekt zusammen, als ob er gleich einen Termin zum Fotoshooting beim Forbes-Magazin hätte. Selbst seine Mutter pfeift bei seinem Anblick leise durch die Zähne und der Hauch eines Lächelns spielt um ihre schmalen Lippen.

„Gib mir noch ein bis zwei Tage, Mutter“, erwidert Robert in festem Ton. „Es deutet vieles darauf hin, dass die Crna Moć in Europa, vor allem in Deutschland, gar nicht so stark ist, wie alle glauben. Die richtige Kohle kommt aus Südamerika. Über Scheinfirmen in Liechtenstein und Holland. Fast alles wird in Dollar bewegt. Abgänge aus Deutschland dann wieder in Euro. Meist kleinere Summen, jedoch mit vielen Einzeltransaktionen Richtung Türkei, Griechenland und Zypern.“

„Folge dem Geld!“, entgegnet seine Mutter und sieht ihn dabei unverwandt an. Robert steht jetzt nah bei ihr. Zum Greifen nah. Er macht eine scheue Bewegung auf sie zu und breitet seine Arme dabei vorsichtig aus. Mit einer schnellen, fast unsichtbaren Bewegung dreht sie sich jedoch von ihm ab und sieht nur noch aus dem großen

Wohnzimmerfenster. Noch einmal hört er ihre feste Stimme: „Folge dem Geld!“ Der Augenblick ist vorbei. Dieses zarte Band, das zwischen ihnen allgegenwärtig ist, wieder einmal zerrissen.

Robert verlässt das Wohnzimmer. „Bin spätestens um zwanzighundert wieder da. Zum Termin mit Vater!“

Die feine, nun schon gefrorene Schneedecke über dem Rasen knistert unter ihren nackten Füßen. Li Ming geht gedankenverloren über den Rasen zum mittlerweile ansehnlichen Akazienbaum. Rainer hatte ihn an dem Tag gepflanzt, als sie bei ihm eingezogen war. Zwar nur eine Robinie, eine Scheinakazie. Jedoch täuschend ähnlich der, unter der sie vor nun fast zehn Jahren gesessen hatten. Unter der er sie gefragt hatte, ob sie ihn begleiten wolle.

Ihr Stiefsohn Robert hat ihr, eben im Wohnzimmer, nur kurz den Rücken zugekehrt. Als sie in das Leben von Vater und Sohn eingetreten war, war Robert gerade mal 21 Jahre alt. Ein stiller, doch sehr gut erzogener junger Mann. Zu was für einem Mann war er inzwischen geworden! Ganz der Vater. Nur noch kultivierter und, irgendwie, um ein Vielfaches entwickelter. Durfte sie das sagen? Durfte sie das überhaupt denken?

Rainer hatte sie aufgenommen. Ihr vom ersten Tag an jeden nur erdenklichen Luxus zu Füßen gelegt. Hatte sie händeringend zu einer Brustoperation motiviert. Nicht um seiner selbst willen. Sondern um ihr, in ihrem verständlicherweise völlig verstörten Zustand irgendwie zu helfen. Sie wollte das alles nicht. Sex, wie Mann und Frau ihn gemeinhin erleben, wollte sie nie wieder haben.

Und selbst wenn? Sie würde es nie wieder genießen können. Warum dann also Silikonbrüste? Ihre Brust sah heute aus, als ob sie unter einem Flammenwerfer versengt worden wäre. Narben und Wülste. Enge Hautfalten, die sich mit schierem Muskelgewebe verbunden hatten. Ein groteskes Zeugnis dessen, was Menschen anderen Menschen antun können. Etwas hatte sie Rainer damals, unter diesem Akazienbaum,

allerdings verschwiegen. Warum genau, kann sie heute gar nicht mehr sagen. Oder sich nicht eingestehen. Weil es besser war, es zu verdrängen.

In Gedanken versunken, fegt sie die frische Schneedecke von der Gartenbank und setzt sich. Der nasse, kalte Untergrund der Holzbank stört sie nicht. Im Gegenteil. Ihre Füße wie ihr gesamter Körper scheinen eine Hitze abzusondern, die sie immun gegen Kälte macht. Wie oft hatte sie damals in der Gefangenschaft gehofft, in einem kurzen Augenblick an eins der Messer zu kommen, die all ihre Bewacher am Gürtel trugen! Oder sich losreißen zu können, um Anlauf zu nehmen und mit voller Wucht, den Kopf voraus, in einen der scharfkantigen Vorsprünge der gemauerten Wände zu rennen.

Ihre Erziehung und ihr Glaube verboten den Selbstmord jedoch. Wie auch Abtreibungen, das bewusste Töten eines werdenden Lebens. Die Befunde aus der Ramstein-Air-Base-Klinik waren allerdings unmissverständlich: Li Ming war im zweiten Monat schwanger. Neben Hinterlassenschaften wie Chlamydien, Tripper und einer schwachen Form von Hepatitis hatten diese Tiere sie also auch noch geschwängert. Die teuflische Brut dieser dreckigen Bestien hatte sich in ihren Lenden eingenistet.

Am Anfang hoffte sie noch inständig, dass die Vielzahl an Medikamenten, die sie einnehmen musste, diesen Parasiten absterben lassen würde. Auch ihr eigener, mehr als erbärmlicher Zustand, die Unterernährung, ihre Krankheiten und Verletzungen konnten doch kein gesunder Nährboden für ein Balg sein! Nicht einmal Muttermilch würde sie je produzieren können.

Aber es kam einfach keine Entwarnung. Dieses Ding in ihrem Leib entwickelte sich prächtig.

21.12.2013 --- Rechtsmedizin Hamburg --- 16:00 Uhr

Diercke parkt seinen kleinen BMW direkt auf einem Parkplatz für Einsatzkräfte. „Is mir scheißegal“, brummt er beim Aussteigen zwar, legt jedoch fein säuberlich seine Visitenkarte auf das Armaturenbrett.

Fast eine Stunde hat er gebraucht, um die paar Kilometer bis zum Universitätsklinikum zu schaffen. Überall Straßensperren. Er kommt zwar mit seinem Polizeiausweis überall durch. Aber es nervt allein schon, jedes Mal das Fenster runterkurbeln zu müssen, seinen Ausweis vorzuzeigen, irgendeine Geschichte zu faseln, um dann endlich weiterfahren zu können. Fenster auf, Fenster zu. Immer wieder kalte Zugluft in der Karre und das beschissene Radio pfeift auch auf dem letzten Loch. Gerade mal zwei Sender kriegt er noch rein. Auf dem einen diskutieren nur Seelenröster, Pseudoexperten, psychotische Lemminge und Mentalgurus über Sinn, Zweck und Wertigkeit des menschlichen Seins. Auf dem anderen die primitivsten deutschen Schlager, die einzig und allein dafür komponiert zu sein scheinen, Ohrenkrebs als Krankheit weltweit zu verbreiten.

Diercke marschiert entschlossen in Richtung der Doppeltür des forensischen Fakultätseingangs. Während der kurzen Strecke versucht er emsig, dieses vermaledeite „knallrote Gummiboot“ irgendwie loszuwerden, das sich erfolgreich als Ohrwurm bei ihm festgesetzt hat. Zum Trakt der Kriminalforensik muss er durch schier endlose Gänge. Überall nur gelblich-weiße Fliesen und Leuchtstoffröhren. Links und rechts ab und zu Türen, die mit kryptischen Begriffen auf einem kleinen Blechschild neben der Türzarge gekennzeichnet sind. Begriffe wie Bioanalytik, Daktyloskopie, DNA/DNS-Lab, Epigenese und Entomologie sorgen immer wieder dafür, dass er genau weiß, warum dies ganz bestimmt nicht seine Laufbahn hätte werden können.

Eine graue Schwingtür, die vom Boden bis zur Decke reicht, eröffnet ihm schließlich das Allerheiligste des Dr. Thamsen.

„Von wegen, kein Geruch“, brummt Diercke mürrisch beim Eintreten in diesen von großen Scheinwerfern durchfluteten Saal. Das ihn sofort umgebende Aroma liegt irgendwo zwischen Fischladen, Erbrochenem, Chlor und einer Prise Glühwein mit Absinth. Nur völlig ohne Zimt und Nelken. Zu seiner Rechten unzählige Spülbecken, Abtritte und meterweise Edelstahltische mit Schüsseln, Gläsern und allerhand elektronischen Geräten. Einzig ein Mikroskop kann er auf Anhieb wirklich erkennen und als solches benennen. Zu seiner Linken sind kleinere Kabinen, jeweils mit hellblauen Vorhängen voneinander abgetrennt. Ähnlich wie in einer Notaufnahme. Nur dass hier inmitten jeder kleinen Parzelle kein Bett, sondern ein stählerner Autopsietisch steht.

Dr. Thamsen hatte wahrscheinlich die Schritte von Dierckes abgewetzten Tretern auf dem grauen Linoleumboden gehört. Ganz am Ende des Saals kommt er aus einer Parzelle auf den Mittelgang rausgeschossen und breitet nicht nur beide Arme aus. Auch seine Mundwinkel verbreitern sich quasi von Ohr zu Ohr. Aus den wenigen Metern Entfernung kann Diercke in seiner linken Hand so etwas Ähnliches wie einen Trennschleifer erkennen. Das Ding in der rechten Hand von Thamsen sieht aus wie ein überdimensionierter Spachtel aus der Heimwerkerabteilung im Baumarkt. „Diercke, du altes Aktenfossil. Willkommen!“ Durchaus herzlich kommen die Worte bei Diercke an. Der Geruch, der Ort und die Umstände entlocken ihm allerdings nur ein kurzes „Tach“. Thamsen schiebt, weit nach vorn gebeugt, mit der rechten Spachtelhand den Sichtschutz der Arbeitsmaske hoch. Seine Gesichtskonturen sehen immer noch so aus, als ob er gerade eben sein Abitur geschafft hätte.

Ein junger Mann mit einer gehörigen Portion Schalk und Neugier im Gepäck. Ingeheim beneidet Diercke diesen Kerl um seine schon fast ansteckend positive Grundenergie. Grad in diesem Job, der sich doch nur um Tod, Verderben, Eingeweide und Aas dreht. Sicher sind dieser unverhohlene Optimismus, diese übertriebene Heiterkeit aber auch nur ein Gewand, um so einen Job auf Jahre ausüben und vor allem überstehen zu können. Körperlich ist Thamsen vor Jahren sicherlich mal um die zwei Meter groß gewesen. Heute sind es nur noch maximal 170 Zentimeter. Sein gesamter Oberkörper hat sich zu einem Halbkreis nach vorn verbogen. Er leidet unter Morbus Bechterew. Einer Krankheit, die Diercke noch nicht mal korrekt aussprechen kann, jedoch seinem ärgsten Feind nicht wünscht.

Thamsen nimmt den Spachtel in die linke Hand, gemeinsam mit dem Trennschleifer, um Diercke, gebückt wie Quasimodo, die Hand zu geben.

„Vergiss es“, Diercke schlägt die ihm dargebotene Hand aus. „Was hast du für mich? Hab mir fast den Arsch gebrochen, um hier anzutanzeln. Was zur Hölle ist so wichtig?“

Thamsen lässt sich nichts anmerken. „Nun denn, mein holder Kommissar: Was sehen Sie?“ Er macht eine weit ausholende Geste, als ob er Diercke den Vorhang zu einem Jahrmarktspanoptikum öffnen würde. Diercke presst sich derweil schon ein Taschentuch vor den Mund. Ein paar Sekunden sieht er konzentriert, von der Seite aus, auf den nackten Leichnam eines Mannes weit jenseits der sechzig. Er umrundet den Seziertisch. Thamsen beobachtet ihn mit neugierigem Lächeln. Neben dem Leichnam steht ein weiterer Tisch und dahinter noch einer. Insgesamt drei männliche Leichen auf drei Tischen. Alle ungefähr sechzig Jahre alt. Alle mausetot.

„Was soll das werden, Thamsen. Ein Puzzle? Soll ich dir verraten, wer von den Dreien mit wem gefickt hat?“ Diercke macht einige Schritte in den freien Raum zum Flur hin und nimmt das Taschentuch vom Mund.

„Thamsen – was genau willst du von mir hören? Da liegen drei alte Kerle mit dem Rücken auf Edelstahltischen. Alle drei physisch, trotz des Alters, recht gut beieinander. Mal abgesehen davon, dass sie tot sind. Alle drei mit einem Tattoo der serbischen Kampftruppen auf dem Oberarm. Der mittlere hat einen Schwanz, den ich von der Größe her gern als Lebender hätte, und der rechts außen glänzt mit vollkommen abgeschnittenen Ohren. Worum geht es?“

Thamsen erwidert lächelnd: „Tattoo. Da wird es interessant. Warm, ganz warm. Geh noch mal zu dem ohne Ohren!“ Eine Sekunde später kommt noch ein „Bitte“ hinterher. Diercke dreht sich angesäuert um und Thamsen vollführt zeitgleich einen Knicks. „Eine Glöckner-Verbeugung“, schießt es Diercke ungewollt durch den Kopf. Sofort verurteilt er sich selbst für diesen Vergleich.

Der Typ mit ohne Ohren ist ungefähr Anfang 60. Ein schon fast unheimlicher Brustkorb zielt ihn. Zwar mit dem typisch vernähten Kreuz der Pathologie über der Brust. Jedoch selbst ohne Innereien ein überaus voluminöser Oberkörper. Mit einem vergleichsweise hübschen Gesicht. Wenn man das von einem drei Wochen alten Leichnam noch sagen kann. Ahren wurde er genannt. Der Engel.

Er hieß, laut Akte, Dejan Petitch und war der Schlächter in den Reihen der Schwarzen Macht. Nicht unbedingt die Drecksarbeit an kleinen Widersachern. Eher die Statements. Die anschaulichen Beispiele, was mit Menschen passiert, die sich gegen die serbische Einheit stellen. Die Familie des Bankers, die außen am Hotel am Fensterkreuz aufgehängt wurden, ging ganz sicher auf sein Konto. „Eher Engelmacher“, brummt Diercke vor sich hin, während er den Leichnam näher betrachtet.

Ohren, hat Thamsen gesagt. Hinter dem linken, fehlenden Ohr findet er eine vergilbte Tätowierung. Zwei gekreuzte Schwerter mit einer Pflanze darin. Irgendeine Blume, von einem Boden unterlegt. Dieser Boden sieht aus wie ein Gebirge. Kann aber auch eine Faust oder eine Frau sein.

Diercke ist angefixt. Er umrundet alle Seziertische. Nun völlig ohne Taschentuch. Beim letzten Opfer, dem Finanzheini, bleibt er stehen und sieht zu Thamsen rüber. Der vollführt, trotz seiner Behinderung, grad einen vortrefflichen Moonwalk, als sich ihre Blicke treffen.

„Hast es, oder?“, fragt der Doc, während er sich etwas außer Atem an einer Wand abstützt. „Hast es?“

„Hab ich“, erwidert Diercke kurz. „Alle das gleiche, vergilbte Tattoo hinterm linken Ohr. Keine drei Zentimeter im Durchmesser. In etwa ein Daumennagel. Was soll mir das sagen? Schwerter, Titten und ne Blume. Don Giovanni auf Kreuzzug? Hilf mir!“ Thamsen hinkt zu einem Schreibtisch auf der anderen Seite des Mittelgangs und formt mit der linken Hand ein „Folge mir!“

Ist schon ein Kauz, aber cool, denkt Diercke, während er ihm folgt. Auf einem Bildschirm erscheint genau dieses Tattoo, als Thamsen die Enter-Taste drückt. Im Alt-Tab steht: Schwerter, Lilie, Midzhur. Thamsen vervollständigt ungefragt: „Midžor. Ein elitäres Internat in der höchsten Bergregion Serbiens, heute Kosovo. Hier kam nur hin, wer dort sein wollte und, vor allem, sein durfte. Die junge Elite der Serben Mitte der 60er-Jahre zum Drill in absoluter Abgeschlossenheit!“

Diercke schnalzt unbeabsichtigt mit der Zunge, als er sich die Fotos des Internats ansieht, die Thamsen jetzt durchklickt. „So ein Studentenverbindungsdingens ... oder was?“

Thamsen dreht sich auf seinem Stuhl, um Diercke direkt ansehen zu können: „Eine neue Weltherrschaft. Hier wurde der Grundstein der Säuberung im uns bekannten mittleren Osten vorbereitet. Gut 30 Jahre, bevor der Krieg 1992 in Serbien, Herzegowina und Kosovo losging, wurde hier schon die Taktik besprochen und eingehend trainiert. Diese drei da“, er zeigt mit Trennschleifer und Spachtel auf die Seziertische, „waren die Speerspitze der Elite dieser versteckten Fakultät. Und wer weiß, wie viele diesem Zirkel noch angehören!“

Diercke schaut Thamsen irritiert an. Bevor er etwas sagen kann, kommt Thamsen ihm zuvor: „Diese Region ist von Hitler tödlich überrollt worden. Ist von den Russen geplündert, vergewaltigt und gemeuchelt worden. Konnte von den Sarazenen bis zu den Türken nie etwas entgegensetzen. Und hat sich, als Europa, USA und Russland sich über fast zwei Jahrzehnte im so irre wichtigen ‚Kalten Krieg‘ befanden, mal eben ... eine eigene Idee auf die Fahnen geschrieben.“ Diercke blickt erneut zu den Leichen rüber.

Thamsen sagt noch leise: „Diese Männer bringen nichts als Tod. Denn sie fürchten ihn nicht. Ob nun vor 40, 30 Jahren oder heute. Und sie sind in Hamburg. Nichts Vergleichbares wirst du finden. Die Mitglieder dieser Einheit sind allesamt das personifizierte Böse!“

21.12.2013 --- Kleidgen Industrial Services --- 17:15 Uhr

Rainer Kleidgen erhebt sich langsam aus seinem Chefsessel. Es ist exakt 17:15 Uhr. Wie an jedem 21. Tag des Monats ist das seine Zeit. Schluss. Ganz gleich, auf welchen Wochentag der 21. gerade fällt.

Völlig egal, ob mitten in einem Telefongespräch oder ob noch Gäste oder Vertreter im Raum sind. Um 17:15 Uhr bleibt die Zeit, seine Zeit, einfach stehen. Alles auf Anfang. Alles raus. Alles still.

Auch heute hört er exakt um 17:10 Uhr das leise Klicken der Eingangstür zu seiner Büroetage. Die gute Dorothee hat sanft die Tür von außen geschlossen und er hört nur noch die sechs Pieptöne ihres Codes der Alarmanlage, den sie von außen auf der Tastatur neben der großen Tür eingibt. Stille.

Langsam umrundet er seinen Schreibtisch und überwindet fast gleitend die sechs Meter zur gegenüberliegenden Wand. Ein Porträt von Otto Dix „mit Palette vor rotem Vorhang“ hängt hier schon lang an einem für die Ausmaße des großen Bildes passenden Mauervorsprung, der gut 30 Zentimeter in den Raum hineinragt.

Die fragenden Augen von Dix, dem Kriegsmaler mit der Zornesfalte, scheinen ihn wie immer bei jedem Schritt eisern zu beobachten. „Ist es wieder so weit? Brennt es in dir? Tut es weh?“, spricht es aus dem Gemälde.

Rainers Finger fliegen, wie immer, nervös über ein paar Punkte auf dem Gemälde. Sie berühren die Zornesfalte, das linke Auge, das linke Ohr und den linken Mundwinkel im Gesicht von Dix. Eine kleine, stählerne Kassette, ähnlich einer Bankschließfach-Schatulle, schiebt sich augenblicklich und fast geräuschlos aus dem Vorsprung links neben dem Bild. Mit leisem Knacken rastet sie ein. Er entnimmt ihr eine kleine, verschweißte Plastiktüte. Mit einem kurzen Druck auf die Nase im

Porträt fährt die Schatulle mit fast unhörbarem Surren wieder in die Wand zurück.

Dix schaut ihn, wie jedes Mal, neugierig und abschätzend an. Die Augen im Gemälde scheinen sich dabei zu verengen: „Na, brennt es?“, fragen sie.

Langsam, wie in Trance, bewegt Rainer sich auf die kleine Sitzecke in seinem Arbeitszimmer zu. Zwei schwere, lederne Sessel und ein Beistelltischchen mit Spirituosen in Karaffen und Flaschen. Sanfte LED-Beleuchtung umschmeichelt den in die Wand eingelassenen Humidor. Zielstrebig drückt er die Tür des Humidors auf und entnimmt eine hölzerne Schachtel. Darin liegen mehrere Montecristo Nr. 2 der Kollektion Habano Vitolas. Er nimmt eine heraus, stellt die Schachtel zurück und schließt den Humidor. Bedächtig nimmt er Platz im breiten Ledersessel und drückt einen Knopf auf der Fernbedienung, die als schwach glimmendes Display in die linke Armlehne eingebaut ist. Johann Sebastian Bach erklingt. Toccata und Fuge erfüllen den Raum mit Anmut und fast erdrückender Intensität.

Ruhig und nachdenklich, fast verspielt, dreht er ein Whiskyglas vom Beistelltisch um und drückt es sich zwischen die Schenkel. Wissend öffnet er die verschweißte Plastiktüte und presst den durchsichtigen Schlauch auf die Venennadel. Die Haut in seiner linken Ellenbeuge ist schon so verschorft, dass sie wie ein Stück altes Mauerwerk aussieht.

Doch die Vene darunter hat immer noch eine dunkelblaue Färbung, die ins Violette übergeht. Unübersehbar. Dick und pulsierend. Ein kurzes, stechendes Geräusch, als er mit dem metallenen Zigarrenschneider das Ende der Zigarre abschneidet. Der Widerschein eines Streichholzes, glimmender Tabak, kleine Rauchschwaden. Intensives Paffen und noch mehr Rauch. Die Fuge setzt nun mit Vehemenz und lautstark ein.

Es ist exakt 17:27 Uhr.

Ein kurzer Stich mit der Hohnadel in die Vena mediana cubiti.

Zwei tiefe Züge.

Flirrende Rauchschwaden erfüllen den Raum. Rainer lässt langsam den Kopf nach hinten sinken. Er spürt ihn wieder, den Lederriemen an der Stirn. Das Blut, das aus ihm strömt. Riecht die Fäulnis, schmeckt den Rauch. Es brennt in ihm. Knapp drei Minuten.

Exakt 17:30 Uhr.

Dann ist es wieder so weit.

21. 09. 1994 – Foča – Bosnien/Herzegowina

Schreie und gebrüllte Befehle in unterschiedlichen Sprachen gellten durch den Raum. Grelle Leuchtbomben detonierten und ein scharfer Geruch verbreitete sich überall. Ein erneuter Schmerz in seinem Gesicht. Sein linkes Auge ist plötzlich schwarz. Im Augenwinkel des rechten Auges sieht er über seine Nasenwurzel einen Mann wie in Zeitlupe nach vorn kippen. Weiterhin brüllendes Geschrei, Schüsse aus Schnellfeuergewehren.

Er riecht den Rauch, sieht die zuckenden Blitze durch sein geschlossenes rechtes Auge, spürt das Messer neben seinem Kopf, das den Lederriemen leicht wie einen dünnen Bindfaden durchtrennt. Schnelle Hände heben ihn aus seinem Sitz. Immer wieder Schüsse. Soldaten hasten vorbei. Er wird von vielen Händen durch lange Gänge getragen. Plötzliches Tageslicht wechselt ständig mit erneuter Dunkelheit. Er riecht Frischluft. Spürt den Wind an seinem nackten Körper. Wieder Hände und Arme, die ihn auf eine Bahre bugsieren. Er kann den Kopf etwas zur Seite drehen.

Sieht kurz wieder diese junge, nackte Frau. Blutüberströmt. Barfuß und aufrecht im Sand stehend, wehrt sie sich gegen alles und jeden, der ihr zu

nah kommt. Ihre animalischen Schreie gellen in seinen Ohren. Er sieht einen der eigenen Soldaten in Sani-Uniform umfallen. Eine sanfte Hand drückt seinen Kopf zurück auf die Bahre.

Blut läuft über seine Lippen. Sein Blut. Er trinkt. In gierigen, großen Zügen leert er das Whiskyglas, zieht dann die Nadel aus der Vene. Stille. Der Geschmack von Eisen und Rauch auf seiner Zunge. Dunkles, frisches Blut auf seinem blütenweißen Hemdsärmel.

17:40 Uhr. Genau wie damals.

Alles hat seine Zeit.

#4 – Vor dem Sturm

21.12.13 --- Blücherstraße, Hamburg-Altona --- 17:40 Uhr

Pesche fixiert sich im Badezimmerspiegel. Siehst ganz ordentlich aus, Digger. Riechst nach Kohle und schmeckst nach Kaviar. Feixend und klatschend betritt er die offene Dusche, die durch eine halb gezogene Mauer sein Badezimmer in der Mitte teilt.

Damals, im Grasbrook, war die gesamte Wohnung seiner Eltern nur etwas größer als sein Badezimmer heute. Sein Vater ackerte, bis er arbeitslos wurde, von früh bis spät in der Reederei. Seine Mutter half ab und an mal beim Jugo-Gemüsehändler aus. Dort lernte er Midor kennen und die beiden waren schon unzertrennlich, noch bevor sie zusammen die Schule besuchten. Midor war es, der diesen Kerl mit dem Porsche, diesen Osmiri, damals auf dem Rastplatz vor Hamburg angesprochen hat. Midor hat sowieso vor nichts und niemandem Angst oder gar Respekt. Frei Schnauze, das war immer schon seine Devise. Wenn das nicht fruchtete, gab es halt auf die Schnauze.

Wir waren cool. Wir waren tough. Heute sind wir Legende. Das warme Wasser läuft Pesche übers Gesicht. Es dauerte nicht lang. Keine sechs Monate, dann hatten Midor und Pesche richtig Kohle in der Tasche. Im Monat mehr Asche, als ihre Eltern im Jahr verdienten. Sie wurden einem Mehmet vorgestellt. Machten Botengänge mit kleinen Paketen und wenig später hatte er mit Midor ein eigenes Gebiet, da dieser Mehmet irgendwann und irgendwie einfach verschwunden war. Midor lächelte damals nur tiefgründig, als er ihn nach den Umständen fragte.

War Pesche aber auch egal. Verticken im großen Rahmen war nun angesagt. Knapp 20 Knirpse hatten er und sein Freund an der Hand. Die Schulen rund um die Hamburger Uni waren ihr Revier. Lief gut. Lief mehr als nur gut. Pesche hatte zwar, wie Midor auch, die Schule geschmissen. Er hatte aber ein Händchen für Zahlen. Also kümmerte sich

Pesche um die Buchhaltung. Zumindest das, was im Gewerbe so an Buchhaltung verlangt wurde. Midor sorgte für Ruhe oder eben Austausch der Knirpse. Alle Kids waren jünger als 13 Jahre. Schuldunfähig.

Schnauze halten, das war die oberste Prämisse. Dafür sorgte Midor bei den Kids. Aber die konnten eh kaum Deutsch. Keiner und keine von der Jugo-Mischpoke. Entweder ohne Eltern aufgewachsen oder den Eltern war es scheißegal, was ihre Kinder so trieben.

Wenig später hatte Midor noch einen zusätzlichen Kontakt aufgebaut, bei dem sie die kleinen Schwestern und Brüder der jungen Jugos und Albaner verticken konnten. Stavros hieß der und verhökerte die kleinen Mädchen und Jungs für bis zu 300 Tacken die halbe Stunde an zahlungswillige Kunden. Je jünger, desto höher der Preis. Wenn die Schwestern und Brüder sich zierten oder, nachdem sie ein paar Mal derbe von dicken, weißen Männern geknallt worden waren, plötzlich nicht mehr mitmachen wollten, kam Midors Stunde: „Wenn du nicht fickst, darf dein Bruder oder deine Schwester nicht mehr dealen. Wer bringt dann die Kohle nach Hause?“. Damit ihre Geschwister weiterhin Pot, Koks, Speed und Heroin verticken durften, machten die Kleinen eigentlich alles. Was für ein geiles Karussell. Dem Boss gefiel es, weil die Rendite einfach der Hammer war und nicht zu ihm zurückverfolgt werden konnte.

Die beiden Mädels, diese Anne und die große Blonde, deren Namen er schon wieder vergessen hat, sind vor gut drei Stunden gegangen. Jetzt kriegt er auch die ganze Geschichte wieder halbwegs zusammen: Gegen zwei oder drei Uhr morgens waren sie aus dem Club gekommen. Er hatte gefickt wie ein Weltmeister. Hatte den Mädels beim Sex zusehen können. Frühstück wurde für ihn aufgetischt und einige Lines hatte er sich gegönnt. Dann konnte er noch zwei Stunden pennen und steht nun, in schicker Ausgeklammotte, vor dem mannshohen Spiegel in seinem sechzig

Quadratmeter großen Wohnzimmer. Ein neu aufgebautes Loft in einer alten Fabrikstätte. Wenn das kein geiles Leben ist! Und jeder Tag kann so sein ... Es kann eigentlich nur noch besser werden.

Pesche und Midor hatten vor Kurzem beschlossen, die gemeinsamen Aktivitäten aufzuteilen. Es war einfach zu viel geworden, um es mit vier Augen zeitgleich im Blick zu behalten. Midor würde sich in Zukunft nur noch um den Kindersex kümmern. Pesche würde alleinverantwortlich das Dealen an der Uni Hamburg übernehmen. Dazu könnte er auch noch die Lücke im Umkreis der Technischen Universität in Harburg übernehmen. Ganz allein. Mit eigenem Stoff und eigener Kasse.

Der Typ, der das bisher gestemmt hatte, war vor zwei Wochen reichlich angeknabbert aus der Elbe gezogen worden. Warum? Egal.

Der König ist tot. Es lebe der König!

Fröhlich pfeifend schließt Pesche die Tür zu seinem Loft hinter sich. 30.000 Ocken in der Bauchtasche. Alles fein in Hundertern. Saubere Kohle, von unzähligen Auszahlungen über die Jahre angespart. Sein zweites Leben wird genau heute beginnen. Ein eigenes Gebiet. Eigene Erträge. Überschaubar und einträglich.

Er öffnet die Fahrstuhltür und ist kurz davor, mit seiner Schere das Datum dieses Tages in die graue Innenverkleidung zu ritzen: „Next Level – 21.12.13“. Pesche hat immer eine Schere dabei. Eine etwa fünfzehn Zentimeter lange Schneiderschere. Nicht spitz, jedoch sehr scharf.

Der Boss, Osmiri, hatte ihm einmal höchstpersönlich geraten, niemals ein Messer am Mann zu tragen: „Ein Messer, egal wie klein oder groß, ist immer und von vornherein ein Tatbestand, da es eine Waffe darstellt. Eine Schere hingegen ...“.

Der Boss musste es wissen.

21.12.13 --- Dassendorf, Villa Kleidgen --- 17:40 Uhr

An den Fußstützen der Bar im Wohnzimmer hat sich schon wieder Staub angesammelt. Li Ming registriert es nebenbei, als sie sich seitlich auf den kalten Fliesenboden legt. „Kleiner Kieselstein – kleiner, runder Kieselstein“, spricht sie in einer monotonen Litanei vor sich hin, während sie den Kieselstein gegen ihre Brust drückt. Sie schließt die Augen. Es ist exakt 17:40 Uhr.

Zwei Männer hatten sie rüde an den Armen gepackt und vom Boden hochgezogen. Sie war zu schwach, um laufen zu können, hatte aber den kleinen Kieselstein fest in ihrer Hand vergraben. Ihre Zehen schleiften hinter ihr her, quer über den rissigen Boden. Nur noch drei Meter und sie würden sie wieder in diese Zelle bringen. Auf dem Metallbett mit der speckigen Matratze festschnallen. Auf dem Bauch oder auf dem Rücken. An der Decke der Zelle, in den Ritzen der längsseitigen Steinquader, konnte sie bisweilen blassbraunes Moos erkennen. Wenn die Sicht nicht durch einen geifernden Männerkopf versperrt war. Heute auch?

Die Frage stellte sie sich nicht mehr wirklich. Zu oft hatte sie dort schon mit gespreizten Beinen gelegen. Es gab kein Entrinnen für sie. Die Tür auf der rechten Seite nähert sich. Dieser schmale Raum. Spärlich beleuchtet und feucht.

Wie immer stand der, den sie Onaj nannten, auch an diesem Tag vor der Zellentür. Sie wurde, wenn die Tür zur Zelle aufging, immer an dem Mann vorbeigeführt. Jedes Mal. Manchmal schlug er sie. Meist mit der flachen Hand ins Gesicht. Gern auch mit der Faust in den Bauch oder direkt auf eine ihrer Brüste. Onaj bellte entweder ein lautes „Down“ oder „Up“ in akzentfreiem Englisch. Dann wurde sie am Bettpfosten festgeschnallt. Entweder auf dem Bauch oder eben auf dem Rücken. Und

die Männer verließen nach getaner Arbeit die Zelle. Manchmal dauerte es nur wenige Augenblicke. Meist aber zog es sich so lange hin, dass Li Ming hoffte, sie sei vergessen worden. Still lag sie dann da und lauschte dem Blut in ihren Adern.

Kieselstein. Kleiner, runder Kieselstein.

Irgendwann kam jedoch immer dieser Augenblick. Ob nach Sekunden oder Minuten. Sie hörte die kräftige Stimme von Onaj: „Heute wird die Nutte sterben. Today the whore will die. Kurva će umreti danas.“ Immer in drei Sprachen. Immer mit einer Betonung auf dem heutigen Tod der Nutte. Immer mit wildem Klatschen im Rhythmus seiner eigenen Worte. Meist wiederholte er es. Dunkel und kehlig. Manchmal jedoch auch hell wie ein Muezzin. Immer mehrere Male. Als ob Fische auf dem Markt angepriesen würden. Und sie hörte die Männer im Gang in seine barbarische Litanei einstimmen. Und in sein Klatschen. Und je öfter er es wiederholte, desto mehr Männer klatschten im Rhythmus der Worte.

Und dann kamen sie. Einer nach dem anderen. Und sie hörte Zahlen. Manchmal in Englisch. Je mehr Männer sich schon an ihr bedient hatten, desto kleiner wurde die ausgerufene Zahl.

Kleiner Kieselstein. Kleiner, runder Kieselstein.

Doch an diesem einen Tag wurde sie an der Zellentür vorbeigeführt. Die Männer hielten sie weiterhin an beiden Armen gepackt und schleiften sie vorwärts. Noch einen Gang lang, wieder eine Abbiegung oder T-Kreuzung weiter. Wenn sie die Augen öffnete, sah sie den breiten Rücken von diesem Onaj vor sich. Den Rücken des Mannes, der sie nach ihrer Festnahme sofort brutal genommen hatte. Keine einzige Frage hatte er gestellt. Vier seiner Soldaten hatte es gebraucht, um sie vollständig zu entkleiden. Und dann war er über ihr. Drang in sie ein. Wieder und wieder. „Kurva će umreti danas“, spuckte er ihr dabei ins Gesicht. Mundfäule und impertinenter Schweißgeruch raubten ihr den Atem.

Doch diesmal war es anders. Eine weitere Stahltür wurde geöffnet. Brauner Rost und grünlich-gelblicher Überzug bedeckten dieses Tor. Als ob ein Student sich nach wilder Party an der Tür ausgekotzt hätte. Onaj verschwand nach rechts, nachdem er das Tor durchquert hatte.

Li Ming sah nur noch Dunkelheit. Die beiden Soldaten trugen und stießen sie weiter voran. Im diffusen Licht der Scheinwerfer konnte sie einen hölzernen Stuhl mitten im Raum erkennen. Während sie vorbeigetragen wurde, sah sie zu ihrer Rechten einen Soldaten, der auf einem Stuhl festgebunden war. Sein Kopf mit einem Lederband an der Wand dahinter fixiert. Er blutete aus vielen Wunden.

Die Träger schnallten sie an einem anderen Stuhl fest. Auch hier gab es, wie so oft, kein Entrinnen. Sie saß dem Soldaten mit dem Stirnriemen gegenüber. Keine sechs Meter Entfernung. Onaj stand bei ihm. Fuchtelte ihm mit einem kleinen Messer im Gesicht herum. Trat dann zur Seite und schnitt eine Zigarre an. In Rauchschwaden eingehüllt, fasste Onaj nach den Fingern an der linken Hand des Soldaten ...

Einer der Soldaten schlug ihr mit dem Kolben seines Gewehrs ins Gesicht. Dunkelheit umfängt sie abermals.

Li Ming schreit. Will sich aus der Dunkelheit ihrer Erinnerung befreien. Strampelt mit den Beinen und versucht, sich zu erheben. Doch dann ist da diese breite, lange Klinge. Sie spürt den Widerschein der Schneide in ihrem Gesicht. Gespiegelt durch die Scheinwerfer. Der ihr fremde Soldat, drüben auf dem angekippten Stuhl, schreit auf.

Während sie sieht, dass ihm Onaj seine Zigarre in die blutende Wunde an der Hand drückt, spürt sie die Klinge unterhalb ihres Busens. Die Frau neben ihr schneidet. Schneidet ihr von unten in die Brüste. In gleichmäßigen Bewegungen. Langsam und immer höher. Der Schmerz lodert zu einer Flamme empor, deren gleißendes Licht sie nicht

überstehen kann. Im Übergang zur Bewusstlosigkeit hört sie den Mann gegenüber noch schreien: „Halt ...!“

Wild zappelt sie jetzt mit den Beinen am Boden ihres Wohnzimmers. Sieht immer wieder die Bilder vor ihren Augen, wie in einer im Zimmer positionierten Live-Kamera. Li Ming starrt einmal mehr auf ihr Erbrochenes. An jedem 21. Tag eines Monats legt sie sich seitlich auf den Boden, um diese Szenerie noch einmal zu durchleben. Jede Sequenz. Jeden Geruch. Jeden Lichtstrahl und jedes dunkle Erlebnis. Sie muss es einfach immer wieder durchleben. Sie findet dadurch Stärke, um weiter leben zu wollen. Trotz der Schmach, der Schande und der Erniedrigung. Trotz all der Schmerzen, die sie dort erleiden und ertragen musste.

Der kleine Kieselstein wandert zurück in ihre Hosentasche. Wenige Meter weiter steht ein Servierwagen. Sie steuert kriechend darauf zu und nimmt die Flasche mit dieser trüben, grünlichen Flüssigkeit noch im Knien herunter. Gierig öffnet sie den Schraubverschluss und saugt die Flüssigkeit ein. Eine Mischung aus Eierlikör, Pfeffer, geraspelten Brotresten und gestoßenem Bärlauch mit Minze. Dieses Gemisch stellte ihre einzige Nahrung dar. Über Wochen in dieser Hölle aus tagtäglicher Vergewaltigung, Erniedrigung und dem stehenden Sterben in einem nassen, steinernen Sarg.

Sie erhebt sich aus ihrer Erinnerung. Wischt sich den Mund ab, schließt die Flasche und stellt sie zurück auf den kleinen, braunen Servierwagen. Ihr Mann hat dieses Gebräu mal gekostet, das sie jeden Monat wieder neu in der Küche mixt. Angewidert, aber mit einem Lächeln, hatte er ihr den Kostlöffel zurückgegeben. „Nicht dein Ernst“, war es damals aus ihm herausgebrochen, bevor er sich im Spülbecken der Küche übergeben musste. Er weiß, was passiert ist. Rainer weiß, was sie beide damals überstehen mussten und überstanden haben. Irgendwann, als ihre Brüste

schon fast abgetrennt waren. Diesen Moment, den er mit seinem lauten „Halt“ beendet hat.

Als plötzlich die Leuchtbomben detonierten und die Schüsse im Verlies widerhallten. Auf dem Weg ins Bad holen Li Ming ihre Erinnerungen jedoch erneut ein.

Blass und abgemagert wurde sie wieder von uniformierten Soldaten getragen. Fast wahnsinnig vor Schmerzen wehrte sie sich mit allem, was sie noch aufbringen konnte. Ein lächelnder Sanitäter stand vor ihr. Es war dieser Moment, in dem sie begriff, dass ihre Brüste nur noch von kleinen Hautresten und blutenden Muskelsträngen gehalten wurden und wie angetackerte Fettschwarten an ihrem Körper hafteten. Als sie den Sanitäter mit einem gezielten Fußtritt zu Boden schickte und ihre linke Brusthälfte ihr dabei blutig ans eigene Kinn schlug, registrierte ihr Unterbewusstsein glasklar, was diese große Frau mit der Machete angerichtet haben musste.

Einige Wochen später trafen sie sich im Garten des Krankenhauses der Ramstein Air Base wieder. Der Soldat mit der Augenklappe und die Soldatin ohne Brüste. Es war schon Ende Oktober. Leichter Ostwind. Die Blätter fielen langsam kreiselnd von den Bäumen auf den Boden. Unter einer großen, ausladenden Akazie stand eine Gartenbank. Sie setzten sich. Es wurde nicht ein einziges Wort gesprochen.

Beide hatten mit ihren eigenen Gedanken zu tun – mit dem Erlebten, das sie hier auf dieser Bank zusammengeführt hatte. Ohne Worte verbanden sich ihre Gedanken. Jeder in seiner Welt, aber zusammen im gleichen Kerker. Der Soldat mit der Augenklappe stand nach gefühlten Stunden auf, in denen es keinem von beiden langweilig geworden war. Keiner stellte eine Frage oder fühlte sich unwohl. Gemeinsame, in Schweigen gehüllte

Erinnerungen an eine Zeit, die keiner von beiden mit Worten hätte beschreiben können.

„Willst du mich begleiten?“, fragte er und sah sie dabei fest an. Beinahe entschuldigend schob er noch ein „Ich heiße Rainer“ hinterher. Li Ming quittierte, nachdem sie aus dem Krankenhaus entlassen worden war, ihren Dienst bei der Air Force und zog zu diesem Mann nach Hamburg. Es war nie Liebe. Es waren nicht diese knisternden Gefühle. Es war noch nicht einmal Zuneigung. Aber es war von der ersten Sekunde an ein untrennbares Band der Verbundenheit.

Kaum jemand hätte dieses Martyrium überleben können. Sie beide hatten es jedoch geschafft. Beide würden von nun an füreinander sterben. Semper Fi.

21.12.13 --- Hamburg-Hauptbahnhof --- 18:45 Uhr

Der Weg von Seevetal in die Hamburger Innenstadt war kurzweilig. Ich hatte Miras Wohnung extra früh verlassen. Sam hatte sich sofort hingelegt, als wir nach Hause gekommen waren. Ich hingegen hatte noch mal geduscht und mich umgezogen.

Mein Maßanzug von Hockerty passt immer noch wie angegossen. Nur die Weste spannt am Bauch etwas über dem weißen Hemd. Dazu eine dunkelgraue Krawatte, ein silbergraues Einstecktuch und meine geliebten Lloyds-Lederschuhe. Früher habe ich Unsummen für meine Kleidung ausgegeben. Ein paar dieser Stücke konnte ich retten.

Irgendwie war in der Zeitspanne zwischen Nach-Hause-Kommen und Stylen der Inhalt meiner Teich-Whisky-Flasche so weit gesunken, dass es gerade noch zum Auffüllen meines Flachmanns reichte.

Kurz vor 18 Uhr stand ich im langen Tweedmantel auf der Straße vor Miras Wohnung, die etwa eine halbe Stunde später eintreffen würde. Das Treffen mit Diercke sollte zwar erst um 20 Uhr stattfinden, aber ich hatte so was von extrem keine Lust, den Streit von heute Morgen mit Mira am Abend fortzusetzen.

Ich hatte ja alles eingehalten, was sie am Morgen schon wütend prophezeit hatte: Stundenlang mit dem Hund im Wald und Whisky saufen. Zwölf Punkte für Leonhard. Hatte ich alles brav erledigt.

Nur drei Stationen mit dem Bus. In Harburg in den Zug vom Metronom und zentral am Hamburger Hauptbahnhof aussteigen. Vom Hauptbahnhof dann ein entspannter Spaziergang von etwa dreißig Minuten bis zum Treffpunkt mit Diercke: The Speyside Room, der Whisky-Club an der Hamburger Börsenbrücke. Als ich aus dem Hauptbahnhof komme, pfeift mir kalter Wind um die Ohren.

Immer wieder seltsam, wie diese hohen Bauten dafür sorgen, dass es sich in der Stadt viel windiger als auf dem Land anfühlt. Die Passanten, in deren Gewusel ich eintauche, machen allesamt einen gehetzten Eindruck. Diese vorweihnachtliche Ruhe, die immer so schön beschworen wird, scheint sich hier noch nicht eingestellt oder gar herumgesprochen zu haben. Allerdings sehe ich auch überall zuckendes Blaulicht, gelbe Warnlampen und Polizisten. Manche in Uniform. Die weitaus meisten aber in vollendeter Kampfmontur.

In dem ureigenen Wissen: „Sprich niemals einen Polizisten von hinten an“, umründe ich einen Trupp von vier Beamten, um sie von Angesicht zu Angesicht zu fragen: „Moinsen. Was geht denn hier heute ab? Was passiert?“

Die vier scheinen untereinander telepathisch verbunden zu sein. Alle schauen mich an und scheinen sich zeitgleich gegenseitig zu fragen, wer nun dem nächsten blöden Touri erklärt, was Sache ist. Der kleinste dieser Vorzeigetruppe, mindestens 185 Zentimeter groß, erbarmt sich meiner: „Heute Großdemo. Rote Flora. Linke Szene ... es wird mit Ausschreitungen gerechnet“.

Spult er wie eine Tonbandaufnahme ab. Ich will noch eine Frage nachschießen. Doch er kommt mir mit einem „Bitte gehen Sie weiter!“ zuvor. Nicht wirklich als Bitte formuliert. Als klarer Befehl.

Nun gut, denke ich, während ich mich umdrehe und dabei kurz die Hand zum Gruß hebe. Hätte ich früher sicher nicht anders gemacht. Frierst dir den Arsch ab wegen ein paar Revoluzzern und musst nebenbei noch Auskunftsstelle für Touris und Weihnachtsmuffel wie mich spielen. Entspannt mache ich mich auf den Weg.

Beschwingt trifft es eher. Hatte ich doch schon eine gute Flasche Teich-Whisky in den Adern.

In der Mitte der Mönckebergstraße gibt es einen Wurststand.

Den Mö-Grill, eine Hamburger Institution seit Beginn der Achtzigerjahre.

Nach einer Currywurst im Stehen und mit einer Bratwurst auf der Hand
schlendere ich weiter.

21.12.2013 --- Dassendorf, Villa Kleidgen --- 19:40 Uhr

Das dumpfe Geräusch einer Autotür, die geschlossen wird. Automatisch fällt ihr Blick auf die Uhr über dem Kamin im Wohnzimmer. Viertel vor acht. Rainer Kleidgen verspätet sich nie; ihr Mann ist ein wandelndes Uhrwerk. Ein kurzes Summen und die Eingangstür schwingt auf. Schlüssel sind oldschool. Wenn Garten- und Garagentore auf Knopfdruck geöffnet werden können, warum dann nicht eine Eingangstür? Außerdem haben beide keine angenehmen Erinnerungen an Schlüssel und Schließanlagen.

Ein völlig normales „Schatz – ich bin da!“ dringt aus dem Eingangsbereich. Beide begehen ihren Jahrestag immer allein, auf ihre eigene Weise. Sie reden auch nie über das Vergangene. Jeder zelebriert die Erinnerung für sich. Allein Danach ist alles wieder normal. Wenn man diese Familie als normal bezeichnen will, denkt Li Ming, während sie ihrem Mann entgegengeht.

Sie waren eine stille Vereinbarung eingegangen. Nicht nur, dass beide sich fortan schützen und unterstützen würden. Auch die Unmöglichkeit einer Abtreibung musste nicht groß diskutiert werden. Li Ming war sichtbar schwanger, als die Gemeinde Dassendorf von der neuen Frau an der Seite des erfolgreichen Geschäftsmannes Rainer Kleidgen erfuhr.

Niemand konnte ahnen, dass das Kind im Leib der Frau nicht vom großen Mäzen des Dorfes sein könnte. Vielmehr freute sich das gesamte Dorf auf die Ankunft des neuen Erdenbürgers in der Villa Kleidgen.

Natürlich hatte Rainer für sich auch erwogen, dass die Möglichkeit eines Verlusts des Kindes in der Schwangerschaft, eine Totgeburt oder gar ein plötzlicher Kindstod nicht ausgeschlossen wären. Das hätte er seiner Gemeinde auch ohne Weiteres so verkaufen können. Tatsächlich saß er

mit Li Ming so manchen Abend am Bettchen der Kleinen, mit einem flauschigen Kissen bewaffnet und bereit, zuzudrücken.

Li Ming sah ihm dabei zu, wie er mit dem Oberkörper über das Bettchen gebeugt das Kissen in seinen Händen zusammendrückte. Ihre Augen waren starr auf seine Hände gerichtet. „Tue es!“, schienen die schwarzen Smaragde in ihren Augenhöhlen zu befehlen.

Die Kleine rekelte sich unter ihm, drehte sich von der Seite auf den Rücken und strahlte ihn an. Er nahm das Kissen etwas höher, um dieses kleine, rosige Gesicht mit den lachenden Augen nicht sehen zu müssen. Mit diesen braunen Rehaugen, die weder von seiner Mutter noch von ihm als Vater stammen konnten. Die Augen irgendeines stinkenden Schergen aus einer bosnischen Brut. Rainer senkte langsam das Kissen und begann zuzudrücken.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgestoßen und der junge Robert betrat den Raum: „Ja, wo ist denn meine Kleine? Ja, wo ist denn meine süße Jasna?“

Mit diesen Gedanken in sehr weiter Ferne begrüßt Li Ming jetzt ihren Mann. Ein gehauchter Kuss auf die Wange. Ein kurzes Gespräch über den Tag: Was gibt es heute zu essen und wann geht die Familie zu Tisch? Das war es auch schon. Mehr haben sich Rainer und seine Frau nicht zu sagen. Kurze, präzise Ansagen und Fakten; mehr braucht es nicht. Sie weiß, was sein Beruf, seine Profession ist. Darin geht er auf, das beherrscht er. Damit ernährt er nicht nur die Familie, sondern finanziert auch deren gehobenen Lebensstil.

Von ihr wird kaum mehr erwartet, als dass sie diesen teilt. Hier und da eine Gala oder Charity-Versammlung besuchen. Eigene Diner-Abende oder Gartenfeste in der Villa Kleidgen planen und minutiös abhalten. Auf Anfrage auch gern dem beliebten Tierarzt in diesem Dorf für Millionäre zur Hand gehen. Ansonsten die eigene Pferdezucht überwachen und sich ab und an in einem Konzert, im Theater oder in der Oper zeigen.

Die Oper! Rainer weiß nichts von den Unternehmungen, die sie gemeinsam mit Robert seit einigen Wochen zelebriert. Aber neulich, an jenem Abend in der Oper, als sie ganz klar die Stimme von Onaj aus einer Nachbarloge vernommen hat, änderte sich ihr jetziges Leben schlagartig.

„Kurva će umreti danas.“ Ihr altes Leben hatte sie schlagartig wieder eingeholt.

21.12.13 --- Hamburg-Börsenbrücke --- 19:40 Uhr

Der Speyside Room an der Börsenbrücke ist, neben meinem Faible für ausgesuchte Kleidung, auch so ein Überbleibsel meiner Vergangenheit. Dieser Ort bezeichnet sich wirklich zu Recht als Club: Mitglied kann man nur auf Empfehlung eines bestehenden Mitglieds werden. Dazu kommen noch 10.000 Euro Clubgebühr. Pro Jahr!

Und nein, die Preise für die erlesenen Getränke zum Verzehr im Club sind darin nicht enthalten. Allerdings gibt es auf Einladung immer mal wieder kostenlose Whisky-Verkostungen aus aller Herren Länder, und man bekommt in jedem Speyside Room weltweit Zutritt. Zwar gibt es bislang nur sechs solcher Clubs, aber zumindest auf jedem Kontinent, außer der Antarktis, einen. Zudem haben alle praktisch rund um die Uhr geöffnet, solange irgendwo auf der Welt noch eine Börse geöffnet ist.

Nur noch acht Tage bis zum neuen Jahr. Dann wird auch dieser Teil meines Lebens für mich beendet sein. Die Jahresgebühr werde ich mir für das nächste Jahr wohl nicht mehr leisten können. Schon deswegen hatte ich mein Treffen mit Diercke hier arrangiert.

Diercke steht bereits vor der Tür, als ich eintreffe. Seine kleine, dickliche Statur mit der speckigen Schiebermütze, dem braunen Trenchcoat im Columbo-Stil und den ausgelatschten braunen Tretern ist schon aus der Entfernung unverkennbar. Er trappelt von einem Fuß auf den anderen und knurrt mich an, als ich bei ihm bin.

„Mann, Leonhard, ist das scheiße kalt geworden!“ „Als ob ich was dafür könnte, dass Sie hier schon rumstehen, Diercke. Was machen Sie schon hier?“

Diercke hat die Hände tief in den Taschen seines abgewetzten Trenchcoats vergraben: „Ich hatte in der Stadt zu tun und muss eigentlich noch ins Büro nach Harburg rüber. Das hätte ich aber ...“

„... nicht geschafft wegen der ganzen Sperrungen und Demos. Schon klar“, falle ich ihm ungefragt ins Wort. „Und dann wollten Sie nun hier ein paar Minuten die Kälte abfeiern, oder wie?“

„Nee. Ich bin auch gerade erst gekommen und wollte wissen, wo der Club liegt. Ist ja nur so ein kleines Schild an der Tür. Und dann hätte ich mir irgendwo 'nen Kaffee gezogen.“

„Ja. Den Club findet man nicht durch Zufall. Ist ja auch absolut nicht auf urbane Laufkundschaft ausgerichtet.“

Diercke merkt, wie ich prüfend an ihm herabsehe. „Stimmt was nicht? Gibt es einen Dresscode in dem Puff?“

„Das nicht unbedingt. Jedoch sind Hemd und Krawatte Pflicht. Hatte ich vergessen zu erwähnen.“

Diercke stiert mich missmutig an. „Aber wie ich sehe, tragen Sie ja Ihr heiß geliebtes hellblaues Hemd. Da finden wir schon was, wenn Sie den Kragen noch zukriegen.“

Belustigt stupse ich ihm mit der Faust auf den Oberarm und betätige die Türglocke. Die wird nur Sekunden später von einem stilechten Butler in der vollendeten Kleidung seines Berufsstands geöffnet. Ausweisen muss ich mich nicht mehr. Diercke hingegen muss seinen Ausweis vorzeigen, und seine Daten werden fein säuberlich von Herman, dem Butler, von Hand in ein dickes Lederbuch eingetragen, dessen Seiten alphabetisch geordnet sind.

„Sie können nur ein einziges Mal als Gast auf Einladung eines Mitglieds diesen Club betreten“, erkläre ich Diercke beiläufig die Regeln, während Herman ihm seinen Ausweis zurückreicht und sich zu einem Schrank umdreht. „Herman ...“, setze ich zu einer Frage an. Doch Herman dreht sich schon wieder zu uns um und präsentiert drei Krawatten, die er wie ein Verkäufer über seinen linken Unterarm drapiert hat.

„Ich würde Ihnen die mittlere empfehlen, mein Herr.“ Diercke ist verduzt, nimmt aber prompt die mittlere und hat sich die Krawatte schneller gebunden, als Herman hinter seinem Tresen vorkommen kann.

Wenig später hat uns Herman einen Platz an einer gegenüberliegenden Wand zum Eingang des Clubs zugewiesen. Er weiß noch aus vielen meiner vorherigen Besuche, dass ich stets mit dem Rücken zu einer Wand mit Blick in den Raum sitzen will. Ein Tick aus meiner Vergangenheit, den ich einer gewissen Lydia zu verdanken habe.

Diercke verschwindet fast in dem breiten, tiefen Sessel aus feinstem englischem Leder. Man sieht ihm an, dass er sich hier nicht ganz zu Hause fühlt. Zu elitär, zu nobel, zu ... britisch wahrscheinlich.

„Diercke, lächeln Sie mal. Das wird lustig!“

Der Anblick der jungen Swantje, die mit einem kristallinen Aschenbecher bewaffnet auf unseren Tisch zusteuert, wird ihn zum Lächeln bringen. Hoffe ich zumindest. Damen waren und sind hier als Mitglieder wie auch als Gäste verpönt. Kein Zutritt. Eine betuchte Dame soll in Vancouver mal eine Viertelmillion Dollar für einen Platz geboten haben. Keine Chance.

Das Barpersonal allerdings ist durchgehend weiblich. Maximal 25 Jahre alt. Und vorwiegend blond.

„Was darf ich dem Herrn bringen?“, flötet Swantje uns entgegen und nimmt nach einem angedeuteten Knicks sofort Augenkontakt mit Diercke auf. „Ich weiß nicht, wie viel Ahnung der Herr mir gegenüber von gutem Whisky hat“, ebne ich den Weg für ihre typische Fragerunde, die neben anderen Fertigkeiten zu ihrem Spezialgebiet gehört. Swantje kennt mich nun bereits einige Jahre und weiß, dass ich hier, wenn nicht gerade eingeladen, immer den gleichen Whisky genieße.

Sie fragt nach seinen Vorlieben im Bereich von Gewürzen, Blumen, Brotsorten, anderen alkoholischen Getränken und den allgemeinen

Tageszeiten, an denen Diercke sie zu sich nimmt. Binnen drei Minuten ist die Fragerunde beendet und sie hat genug Informationen, um Diercke eine kleine Auswahl von drei speziell für ihn passenden Whisky-Sorten als Tasting zu offerieren. Mit einem „für dich wie immer“ und einem schon fast sündigen Augenaufschlag in meine Richtung verlässt Swantje unseren Tisch.

„Na? Zu viel versprochen? Whisky ist kein Getränk – es ist Religion“, lache ich ihn an. Diercke sieht mich mit großen Augen an. Ich bemerke, dass er wahrhaftig schwitzt. Ein kleiner Schweißfilm hat sich auf seiner Stirn gebildet. „War ja wie im Verhör. Ich dachte, wir gehen nur was trinken“, gibt er schmollend, aber mit breitem Grinsen zurück.

„Diercke! In so einem edlen Etablissement dreht sich alles um ehrbare wie manchmal auch obskure Geschäfte. Sicher nicht nur teilweise um grandiose Ideen, sondern um Grundgedanken von vorwiegend Männern, die Geschichte sowohl geschrieben als sie auch mit Nachdruck verändert haben. Der Legende nach haben sich zum Beispiel ein junger Wirtschaftsstudent mit späteren amerikanischen Politgrößen wie Dick Cheney und Donald Rumsfeld 1974 in einem Whisky-Club in Washington getroffen. Dort sollen die drei Männer auf einer simplen Serviette das künftige Steuersystem der USA skizziert haben. Ob dem wirklich so war, wird immer im Reich der Mythen und Legenden bleiben. Sicher überliefert ist allerdings, dass bei diesem Treffen Whisky serviert wurde.“

In dem Augenblick ist Swantje auch schon wieder zurück. Diercke bekommt drei kleine Gläser mit jeweils einem Zentiliter verschiedener Whiskys, die Swantje für ihn ausgesucht hat. Bei mir hingegen platziert sie einen Jameson 18 als Double in einem edlen Cognacschwenker.

Diercke schaut mich über den Rand seines kleinen Glases feixend an und raunt: „Kein einfaches Glas – kein Stück Eis? Hab ich was verpasst?“ Diercke kennt meine gesamte Geschichte, die auch und gerade immer

wieder mit einem Whisky im einfachen Glas und einem einzigen Stück Eis zu tun hatte.

Gern nehme ich den Faden auf: „Zeiten ändern sich, Diercke. Wer hätte vor einem Jahr gedacht, dass wir hier noch mal wirklich zusammensitzen werden? Also, in real und alive?“

„Naja, Leonhard. Bei Ihnen hatte und habe ich schon daran gezweifelt. Die Brücke, über die Sie gehen mussten, war nicht ohne!“ Er ist im Begriff, den ersten Teaser zu probieren. Ich mache eine Handbewegung, dass er noch etwas warten solle. Fragend schaut er mich an und setzt fort: „Deswegen hatte ich Sie auch angerufen. Mir ist zu Ohren gekommen, dass Sie sich ohne Ende das Hirn wegsaufen!“

Was soll ich dazu sagen? Recht geben will ich ihm nicht. Ergo wechsle ich das Thema:

„Und mir ist zu Ohren gekommen, dass Sie über den Fall Lydia, und das durchaus verdient, wieder einmal eine Treppe hochgefallen sind. Und nun schon zwei Büros leiten. Das in Harburg und dazu das noch im neuen Polizeipräsidium. Hut ab!“

Mit einem Handzeichen signalisiere ich ihm, sich nun dem ersten Teaser zu nähern, und hebe mein Glas. Diercke allerdings haut sich den Stoff wie einen Doppelkorn auf ex hinter die Binde. Er verzieht das Gesicht, als ob ihm gerade einer in den Bauch getreten hätte, und räuspert sich durchaus hörbar für einige Sekunden.

„Diercke. Mann, Mann, Mann. Das ist ein Elixier. Das ist Weisheit und Geschichte im Glas. Das haut man nicht weg wie einen Jägermeister oder Oldesloer. Da gibt es auch keinen Trinkspruch mit zur Mitte, zur Titte und Zack, Zack. Whisky kann und darf man sogar schlürfen, damit er seine Nuancen entfalten kann. Mann, Diercke!“

Der schaut mich mit tränenden Augen an, sagt aber kein Wort. Krächzend kommt dann doch noch: „Sagt Ihnen der Osmiri-Clan was?“

Nun lehne ich mich in meinem Sessel zurück. „Schon“, gebe ich kurz und bündig zurück und nippe an meinem Glas.

Swantje steht, wie vom Himmel gesandt, plötzlich neben Diercke und reicht ihm ein feuchtes Tuch wie eine Stoffserviette. „Für die Augen das Nasse. Zum Schnauben oder Trocknen das andere“, füge ich lapidar hinzu. Gefolgt von einem: „Warum?“

„Dann sagt Ihnen die Crna Moć sicher auch was?“, hustet Diercke einsilbig vor sich hin und schnaubt sich dann die Nase in einer Lautstärke, als ob er einen Baum fällen würde.

„Diercke. Schalten Sie bitte Ihr Handy auf Flugmodus. Nichts können die Schlipsträger hier weniger leiden als infernalisches Tröten in ein Taschentuch oder das impertinente Klingeln eines Handys“, gebe ich lächelnd als Antwort zurück.

Diercke zieht tatsächlich sofort sein Handy aus der Jackentasche seines abgewetzten Sakkos, drückt routiniert die notwendigen Tasten und schaut sich dabei langsam um. Sein Blick fällt auf dunkles Walnussholz, gebeerbte englische Möbel im satten British Green. Allerlei kleine Leuchten erhellen den großen Raum eher spärlich. Zwischendurch flackern Öllampen, deren feine Russfäden von einem fast unhörbaren Lüftungssystem aufgesogen werden. In einer Ecke sitzen drei distinguierte Hamburger Kaufleute, in ihr Gespräch vertieft. Ein älterer Herr mit wettergegerbtem Gesicht, schlohweißem Haar und qualmender Zigarre blättert in einer Zeitung, die in einen langen hölzernen Zeitungsträger eingespannt ist. Nach seinem Rundumblick senkt Diercke kurz die Augen. Er sieht ein wenig so aus, als hätte man ihm gerade seinen Lolli geklaut.

„Sagen wir, ich wüsste, womit die Osmiris und die sogenannte Schwarze Macht ihre ziemlich großen Brötchen verdienen. Was aber sollte Ihnen das bringen?“, nehme ich den dünnen Faden, den Diercke vor seinem ersten Whisky-Tasting liegen lassen hat, wieder auf.

Diercke greift in seine Sakkotasche und legt eine Packung Zigaretten auf den Tisch. Versonnen zückt er ein vergoldetes Zippo und lässt es hell auflodern. Er blickt in die züngelnde Flamme, während ich mir eine Zigarette aus seiner Packung angle und mich nach vorn beuge, um sie zu entzünden.

Ruckartig hebt Diercke seinen voluminösen, spärlich behaarten Kopf, lächelt kurz und kommt sofort zum Punkt: „Herr Leonhard. Ich würde Sie gern als ...“ Er windet sich, als ob er eine Schlange im Hemd hätte ... „als Berater einstellen!“

Ich muss laut lachen und stelle das Gackern schuldbewusst sofort wieder ein. Manfred, denke ich. Manfred Diercke. Ein Kerl, der wie eine Muräne seit dreißig Jahren durch den Hamburger Sumpf zieht, bleibt nicht unbekannt. Aber ich belasse es gern beim kurzen Diercke. So, wie er mich Leonhard nennt. Was soll's? Echte Freunde werden wir eh nie. Zu tiefschwarz meine Akte. Zu sehr er der Beamte.

„Diercke – nicht Ihr Ernst jetzt, oder? Wer soll das denn absegnen? Ich bin doch als Persona non grata völlig verraucht“, gebe ich amüsiert zurück.

Inzwischen ist Swantje mit breitem Lächeln und Getränken zu einem anderen Tisch unterwegs. Auch dort knickst sie kurz und ist wieder weg. Ihr kleiner, süßer Arsch, in eine enge Steghose aus feinstem schwarzem Stoff gehüllt, bringt selbst Diercke kurz aus der Fassung. Er muss sich mehrfach räuspern.

Ich genieße lächelnd die Situation. „Ja nun, Leonhard. Es besteht natürlich kein klarer Auftrag. Gewiss nicht. Aber ich kann eine Anweisung für XYZ ausloben. Sie sind dann halt XYZ mit einem Konto bei ABC. Das kann ich arrangieren!“

Ich lehne mich langsam zurück. Ein Kripomensch mit seiner Erfahrung und seinen Dienstjahren im einschlägigen Hamburger Gewerbe will

ausgerechnet mich als Berater. Mit meiner Akte? Es gab kaum ein dienstliches Vergehen, dessen ich nicht angeklagt und/oder auch verurteilt worden wäre. Ich beuge mich etwas nach vorn und zische leise durch die Zähne: „Da haben Sie sich aber was vorgenommen. Gern mache ich das für dich. Ich bin dir wirklich was schuldig. Aber ich bin und werde nicht dein Laufbursche sein!“

Diercke ignoriert stoisch mein Angebot auf das Du. „Leonhard. Das lassen Sie gepflegt meine Sorge sein. Ich brauche nur eine Bankverbindung und ein Alias. Mehr nicht ... wissen Sie doch!“

„Wenn es so ist, bekommen Sie das sicherlich auch in Cash hin. Sie wissen aus unserer gemeinsamen Geschichte, wie ich zu Bankkonten allgemein und Banken im Besonderen stehe. Wenn es da ein Problem geben sollte, kann ich Ihnen ganz sicher dabei helfen ...!“

Ich lächle ihn wissend an, und er weiß genau, was ich meine. Er kennt meine und damit unsere gesamte Geschichte aus dem Effeff. Statt einer Antwort nimmt er erneut das vergoldete Zippo in die Hand und dreht es unablässig zwischen den Fingern.

„Sie haben sie nicht erwischt, nicht wahr? Wieder nicht“, spreche ich leise das aus, was er wahrscheinlich gerade denkt, während er ihr Zippo dreht. Diercke bleibt stumm. Ich lasse nicht locker: „Lydia hat sicherlich alle anderen hingehängt, oder? Hat sich verkrümelt und Sie haben wieder in die Röhre geguckt. Is’ es nicht so?“ Diercke lässt sich leider nicht locken. Er starrt wie gebannt auf das sich drehende Zippo in seiner Hand und nippt am Rest seines zweiten Whiskys.

„Sicherlich habe ich den einen oder anderen Kontakt, der mir hilfreiche Infos und Daten geben kann und auch wird. Die Informanten, die ich brauche, haben es nicht so mit den Bullen“, nehme ich konzentriert den Faden wieder auf.

Diercke hebt den Kopf und sieht mich mit seinen hellblauen Augen an. Immer muss ich an Terence Hill denken, wenn ich diese Augen sehe. „Was für Kontakte?“, brummt er und fixiert dabei einen Punkt über meinem Nasenrücken.

„Denken Sie nach, Diercke. Der Osmiri-Clan wie auch die Crna Moć haben mit unfassbarer Härte ein Revier übernommen, das zuvor seit Jahrzehnten anderen Gruppierungen gehörte. Die werden darüber nicht glücklich sein. Die sprechen nur nicht mit Ihnen!“

„Schon klar“, murmelt Diercke und klopft mit dem dritten Whiskyglas dreimal auf den Tisch. „Mann, Diercke, das ist wirklich kein Korn“, versuche ich noch einmal anzubringen. Aber er hat noch während meines Einwands schon den dritten Whisky auf ex vernichtet.

„Whisky-Sommelier werde ich wahrscheinlich nicht mehr“, grinst er mich an und steht auf. „Gut, Leonhard. Hab ich Sie an Bord?“ Ich antworte mit einer Gegenfrage: „Haben Sie sich das auch gut überlegt?“ Er schaut mich an. Seine hellblauen Augen fixieren wieder diesen imaginären Punkt zwischen meinen Augen.

„Diercke, diese Gruppierungen sind schlimmer als alles, was Sie bislang kennengelernt haben. Wenn ich da stochere, werden ganz schnell ganz viele Ameisen aus ihrem Bau kriechen. Und nicht die kleinen schwarzen. Sondern die dicken roten!“

Wenig später verabschieden wir uns im Foyer des Clubs. Diercke sagt noch im Gehen: „Feuerameisen, was? Die dicken roten. Hmm ... Feuer sollte mit Feuer bekämpft werden. Gern hätte ich Sie dabei. Werde mich heute Abend noch bei Ihnen melden und erwarte eine Zusage!“

Ich erwidere ruhig: „Melden Sie sich einfach – meine Handynummer haben Sie ja. Für Sie ...“, ich lasse eine kleine, aber inhaltsschwangere Pause, „bin ich jederzeit erreichbar!“

Diercke antwortet lächelnd: „Ein Mann, ein Wort. Ich weiß!“

Er trollt sich raus in die Dunkelheit und wird augenblicklich von der Nacht verschluckt.

21.12.2013 --- S- Bahn Hamburg-Reeperbahn --- 19:40 Uhr

Er hätte auch zu Fuß gehen können. Keine dreißig Minuten Fußmarsch in entspanntem Tempo. Aber er hatte diesen Augenblick immer schon geliebt. Dieses Ankommen.

Aus dem S-Bahn-Tunnel, praktisch aus dem Untergrund, mitten ins Leben eintauchen. Flimmernde Lichter. Der Kiez. Ein lebender Moloch, der sich praktisch tagtäglich neu erfindet. Bettler neben Professoren. Junkies neben Studenten. Prostituierte neben ganz normalen Männern, die dreißig und mehr Jahre auf ein Eigenheim sparen und hier mal eine wenig Auszeit suchen. Auszeit von der Missionarsstellung, vom selbst gewählten Nine-to-Five-Job und von der Gleichmäßigkeit ihres Lebens, das ihnen tagtäglich durch die Finger rinnt.

Er bleibt kurz stehen. Wie immer, wenn er die Heiße Ecke hinter sich weiß und den Club 88 vor sich. Pesche ist nicht gläubig. Der liebe Gott geht ihm gepflegt am Arsch vorbei. Trotzdem bekreuzigt er sich jedes Mal, wenn er aus dem Untergrund das Licht von St. Pauli erklommen hat.

Wie oft stand er schon, genau hier, mit nicht einem Cent in der Tasche. Die Penner, die vor zehn oder zwölf Jahren hier saßen, sitzen immer noch hier. Manche kennt er sogar beim Namen. Der Heinz, der, seit er denken kann, auf Platte macht. Oder Birte, mittlerweile sicher weit über sechzig Jahre alt. Kann ohne Zähne bestimmt besser blasen als mit. Denkt er und kann sich ein Lächeln bei dem Gedanken einfach nicht verkneifen.

Wie immer, seit er mit Midor arbeitet, hat er in der Hosentasche gut fünfzig Euro Kleingeld dabei, wenn er den Kiez erreicht.

Pesche weiß, woher er kommt. Es hätte für ihn auch anders laufen können. Ist es aber nicht. Weil er ein Macher ist.

Heute Abend wird ein neues Blatt verteilt. Sein Blatt. Daher gibt er heute besonders gern. Mehr, als er je gegeben hat. Und es freut ihn ungemein, dass die ewig Gestrigen, die diesen Hamburger Mikrokosmos seit Jahren mit ihm teilen, nun seinen Namen kennen.

„Danke, Pesche. Gott vergelt’s dir, Pesche. Danke und pass auf dich auf, Piet!“

Es ist sein Viertel. Der Kiez ist zu seinem persönlichen Wintergarten geworden. Wenn er Bock oder einen Termin hat, kann er sich hier sehen lassen. Er muss es aber nicht mehr. Er gibt gern. Er weiß aus Erfahrung, wie es ist, in Hamburg, hier auf dem Kiez, zu stranden.

Heute wird eine neue Seite geöffnet werden. Für ihn. Sein eigenes Viertel. Sein eigener Bereich. Dreißigtausend in Vorleistung, um in nicht ganz zwei Monaten daraus mindestens das Dreifache, wenn nicht sogar Vierfache, zu machen. Goldene Zeiten werden kommen. Zumal er es mit seinem besten Freund durchziehen wird. Mit seinem Blutsbruder.

Pesche gibt aus vollen Händen. Er hat noch gut eine Stunde Zeit bis zu seinem Treffen mit Midor. Er macht vergnügt seine Runde über den Hans-Albers-Platz. Sheney, eine junge Inderin, begrüßt ihn. „Pesche – wie geht?“ Was sollte er sagen? Der beste Tag meines Lebens! „Läuft, meine Perle – läuft! Und bei dir so?“

Die typische Konversation zwischen Nutten und Machern. Er würde Sheney nie fragen, wie es ihr geht. Oder wie sie ihr Leben klarkommt. Trotzdem, oder gerade deshalb, drückt er ihr einen Kuss auf die Stirn. Mitten auf diesen kleinen, roten Punkt. Irgendeine Form von Kastenzeichen aus oder in Indien. Hatte er zumindest mal gehört.

Er befreit sich unwirsch aus ihrer versuchten Umarmung und begrüßt auf seinem Weg weitere Menschen, die er seit Jahren kennt. Kennen ist wohl zu viel gesagt. Er weiß, wo diese Kreaturen herkommen, und weiß, was sie machen, machen müssen, um zu überleben.

Noch zwanzig Minuten. Er begibt sich langsam Richtung Davidstraße. Neben dem alten Kino gab es bis vor Kurzem noch einen Schuhladen. Den, also DEN, Schuhladen auf dem Kiez. Es gab nichts, was dieser Laden nicht hatte.

Egal, ob für Frauen, fürs Gewerbe oder die Männer des einschlägigen Gewerbes. Hoch, breit, tief ... Italien, Spanien, England ... gesteppt, genoppt oder völlig aus Plastik. Dieser Laden hatte alles für jeden. Doch die Geschäfte gingen schlecht im Gewerbe. Mit Nutten, die solche Schuhe hätten haben sollen, war keine Kohle mehr zu verdienen. Andere Organisationen aus Osteuropa haben den Kiez übernommen. Der Laden ist Geschichte. Gone.

„Nicht mein Zimmer“, ruft sich Pesche noch einmal in Erinnerung, während er den kleinen Weg hinter dem Friseur gegenüber der Polizeistation Davidwache einschlägt und durch die Mülltonnen seinen Weg ins Souterrain des Kinos nimmt. Er stößt die Tür auf. Sofort wirbelt jede Menge Staub hoch. Unwillkürlich muss er niesen. Hier, in diesem Kino, hatte er noch Staatsfeind Nr. 1 gesehen. Mit Midor an seiner Seite. Ein völlig Unschuldiger auf der Leinwand. Den Fängen der Justiz ausgesetzt. Sie hatten bejubelt, wie er sich den Fängen der korrupten Häscher entzog. Rambo, Face Off mit Nicolas Cage, Travolta und DiCaprio hatten sie in diesem verstaubten Kino gemeinsam gesehen und genossen. Hatten ihre Hände in die Lehnen der durchgesessenen Sitze gegraben. Sich insgeheim vorgestellt, irgendwann auch vor solch großen Entscheidungen des Schicksals zu stehen.

Zwei Meter weiter. Eine unscheinbare Luke. Ein kleiner Durchgang. Man muss sich ducken, um hier durchzukommen. Und ist dann, keine zwei Schritte weiter, im Keller des ehemaligen Schuh-Olymp vom Kiez.

Pesche hat keine Ahnung, wozu dieser Durchgang damals angelegt wurde. Aber er hat nach wie vor Bestand. Staub rieselt von der Decke, als er in den Keller der ehemaligen Schuh-Dynastie eintritt. Spinnweben

versperren ihm den Weg. Er setzt sich auf den Boden in einer Ecke des Raums. Mit Blick auf den schmalen Durchgang. Denn es gibt außer leeren Pappkartons für ehemalige Schuhe in diesem Raum nichts, auf das man sich setzen könnte. Eine ganze Armada von Schuhkartons säumt die gegenüberliegende Front. Dazu ein kleiner, schwarzer Kippschalter an der Wand. Warum dieser Laden immer noch Strom hat, ist Pesche nicht klar. Aber nach kurzem Flackern erhellt eine kleine Funzel den Raum nun spärlich.

Schritte sind zu hören. Schwere Boots. Das kann nur Midor sein. Kurz vor zwanzig Uhr. Genau wie er würde sich Midor nie verspäten. Die Schritte verstummen. Wahrscheinlich zwingt sich sein Freund gerade durch den Durchlass.

Midor ist gut einen Kopf größer als Pesche. Er muss grinsen. „Größe ist nicht alles!“, hatte sein Vater, der versoffene Hurensohn, mal gesagt. Midor hustet, als er sich durch den schmalen Gang in den Keller schiebt. Pesche hat sich schon erhoben und nimmt seinen Freund jetzt in den Arm.

Eine ewig einstudierte Zeremonie folgt: Faust hoch, runter. Hochspringen und zeitgleich Brust an Brust berühren. In die Knie gehen und die Hände in schneller Folge berühren. Wieder in den Sprung und High-Five. Über Jahre geübt – nie vergessen. Ein Ritual. Ein Erkennungsmerkmal. Etwas für battleborn brothers.

Doch irgendwas ist anders. Pesche merkt es sofort. Die fliegenden Hände und den Jump zum High-Five hat Midor ausgelassen. Er schaut ihn fragend an, während Pesche noch Richtung Decke springt und die Hände zum Ritual hebt.

Nicht nur fragend. Ein wenig Bedauern scheint in seinem Blick zu liegen. „Digga. Mann, Bruder. Was hast du dir dabei gedacht?“ Keine Erklärung. Keine Einleitung. Nur diese eine Frage.

Während Midor sie ausspricht, geht er einen Schritt zurück. „Fuck!“, spricht es Pesche trotz seiner Überraschung laut und noch im Sprung aus. „Was soll ich getan haben?“

Pesche sieht und erkennt mit zunehmender Bestürzung, dass sein Bruder in die Jackentasche greift. Einen Ausweis wird er ihm wohl kaum vorzeigen wollen. Midor brüllt kurz und laut: „Julia. Anna. Auf dich angesetzt. Zu viel gequatscht!“

Noch vor dem Aufkommen nach dem Sprung zum High-Five zieht Pesche seine Schere aus der äußeren Brusttasche. Im Aufkommen rammt er Midor die Schere in die Stirn. Wieder und wieder zieht er die Schere aus dem Kopf seines Freundes und schlägt erneut zu. Er registriert, dass Midor den gezogenen Revolver fallen lässt. Midors Hände gehen noch einmal hoch und berühren dabei die bisher eh nur schwach glimmende Glühlampe. Mit der Schere in seinem linken Auge bricht Midor vor ihm zusammen.

Alles ist schwarz. Pesche sieht plötzlich die Hand vor Augen nicht mehr. Er hat aber auch gar keine Hand übrig. Die rechte Hand versucht, die Blutung aus seinem Bauch zu stoppen. Midor hat ihm, nachdem der die Waffe hatte fallen lassen, noch irgendwas reingerammt. Pesche spürt den Knauf, der sicherlich in einer Klinge endet, die nun in seinen Eingeweiden steckt. Etwas unterhalb rechts von seinem Bauchnabel. Seine linke Hand hält immer noch die Schere, die er wieder und wieder in das Gesicht von Midor hat eintauchen lassen.

Beide sind getaumelt und gefallen. Pesche sitzt nun da, aufrecht an eine Wand gelehnt. Er tastet sich langsam an Midors Körper abwärts. In der Lederjacke des toten Freundes steckt innen ein Handy. Er zieht es raus und schaltet mit wissenden Fingern dessen Taschenlampe an. Unter dem Lichtkegel, den es an die Decke wirft, sieht Pesche das völlig zerstörte Gesicht seines ehemals besten Friends deutlich vor sich.

Er selbst blutet schon nicht mehr ganz so stark. Solange er sich vorsichtig bewegt und die Klinge nicht entfernt, wird er wohl noch etwas durchhalten.

Pesche erhebt sich schwerfällig, schiebt sich vorsichtig mit dem Rücken an der Wand hinter ihm hoch. Die kleine Stofftasche, die Midor dabei hatte, liegt nun zwischen dessen seitlich angewinkelten Beinen auf dem mit Staub und Unrat bedeckten Boden. Pesche bückt sich, brüllt kurz von Schmerz geschüttelt auf und taumelt mit der Tasche in der Hand zum rückwärtigen Ausgang dieses Kellerlochs Richtung Durchgang zum alten Reeperbahn-Kino.

Er muss den nächstbesten Bus kriegen. Nur weg hier!

Teil 2

Nachtfahrt ins Verderben

„Ihr erkennt den Ernst der Lage.
Wenn ich gehe – geht Ihr alle mit!“

Piet van Deren

#5 - Gestrandet

Avrin Sahid Malabra – 20:20 Uhr

Neuneinhalb mal sechseinhalb Zentimeter.

Weiß mit blauer Schrift.

In Plastikfolie eingeschweißt.

Wie jeden Abend im Spätdienst rückt sich Avrin dieses Namensschild an seinem Uniformhemd gerade. Das Hemd der Hamburger Busfahrer. Mit dem Hamburg-Wappen auf dem Ärmel. Er ist stolz, diesen Job ausführen zu dürfen, und liebt seit Kindertagen nichts mehr als das Busfahren.

Avrin ist in Essen aufgewachsen. Mitten im Pott. Sohn einer Einwandererfamilie aus dem Irak. Es war nicht leicht in diesem Brennpunkt von Nordrhein-Westfalen. Trotzdem hat es Avrin geschafft, sich von jedwedem Ärger und dem üblichen Bandentum seines Viertels gänzlich fernzuhalten. Er schaffte es sogar, sich an der Technischen Hochschule in Hamburg-Bergedorf einzuschreiben.

Hier hat er studiert und war eigentlich schon Architekt. Eigentlich. Plötzlich aber wurde seine Frau schwanger. Seine geliebte Sina. Ein engelsgleiches Wesen. Für ihn eine Heilige und darum auch keine Frage, bei der lange überlegt werden musste: Er brauchte einen Job. Und fand seinen Kindheitstraum.

Schon damals, im potthässlichen, verwahrlosten Essen, hatte er die coolen Busfahrer auf dem Weg zu seiner Schule bewundert. Schreiende Kinder, rüde Rabauken, verwahrloste Obdachlose, Besoffene und andere Personen, die einfach nur auf dem Weg zur oder von der Arbeit waren. Alle befanden sich in seinem Bus. Ein abgeschlossenes Konglomerat von Geschichten, von Anfeindungen, Hass, Liebe, Zerstörung oder Gleichgültigkeit.

Und der Busfahrer fährt stoisch seinen Bus. Durch alle Gefahren, Probleme und Anfeindungen hindurch. Avrin hat einfach jeden Busfahrer seiner Kindheit bewundert. Nun ist er selbst schon seit Jahren einer von ihnen. Ein Busfahrer.

Sein inzwischen sieben Jahre alter Sohn hat ihm dieses Namensschild mit einer Sicherheitsnadel auf der Rückseite gebastelt:

Hallo.

Mein Name ist Avrin Sahid Malabra.

Ich spreche Ihre Sprache fließend.

Ich bin ein deutscher Busfahrer.

Ab hier, dem allgemein üblichen Stau an der Kreuzung Holstenstraße und Reeperbahn, sind es nur noch wenige hundert Meter bis zu seiner nächsten Haltestelle:

S-Bahn Reeperbahn.

Rosalinde (Rosi) Eckers --- 20:20 Uhr

„Und pass mir ja auf, dass der Tünnes da auch wieder ausse Lucke kommt. Gestern isser auf'm Scheißhaus eingepennt!“, schreit Rosi ihrer Ablöse noch ins Ohr.

Rosi ist nun schon im achten Jahr die Klofrau im „Bei Paule“, einer typischen Kiez-Eckkneipe in einer Nebenstraße der Simon-von-Utrecht-Straße. Der Laden ist verraucht, versifft und ungepflegt, aber trotzdem oder gerade deshalb gut besucht und auch bei Touristen ein beliebter Hotspot zum Einkehren. Im Untergeschoss, an der Ecke zur Männertoilette, hängt ein Foto von ihr. Ein bisschen schäbig und vergilbt, aber ihr Name und der Slogan „Betreutes Urinieren bei Rosi“ stehen dort als Überschrift eines Zeitungsartikels aus der Hamburger Morgenpost.

„Hab's sogar in die Zeitung geschafft, Mutti“, denkt Rosi so manches Mal, wenn sie zum Feierabend aus dem Bereich der Toiletten kommt. Das hatte Mutti ihr nicht zugetraut, denn Mutti war nie „inne Zeitung“.

Schwerfällig schiebt sie sich die Treppenstufen zum Gastraum hoch. Eigentlich wäre für Rosi schon lange die Rente angesagt, aber von den paar Mark fuffzig kann keiner leben. Rosi war immer hier auf dem Kiez und kannte nichts anderes; sie ist hier geboren, aufgewachsen, fast verheiratet, irgendwie verwitwet und war bis zum letzten Jahr noch die Pflegerin ihrer Mutter.

„Die gute Seele vom Kiez“ wird sie gern genannt, was sie immer wieder freut. Auch deshalb macht es ihr nichts aus, dass sie nun seit einem Vierteljahrhundert Klofrau auf St. Pauli ist. Es ist ein guter Job; jeder kennt sie und sie kennt all ihre Pappenheimer.

Nun arbeitet Rosi in Teilzeit, nur noch dreimal die Woche von 14:00 bis 20:00 Uhr. „Is doch 'n Klacks für'n Hamburger Deern“, scherzt sie gern

gegenüber Touristen, die sich ins „Bei Paule“ verlaufen haben und sie auf ihr Alter ansprechen.

Jetzt muss sich Rosi aber sputen, denn bis zu ihrem Bus der Linie 609 hat sie nur noch ein paar Minuten. Bis zur Haltestelle Reeperbahn ist es ein gutes Stück zu laufen. Nach der Fahrt von knapp vierzig Minuten wird sie in Bergedorf sein.

Dort hat ihre Mutter ihr ein kleines Haus mit Schrebergarten vermacht. Für Rosi ist die Fahrt dorthin jedes Mal fast wie ein Abschied aus ihrem Viertel, aber es sind auch jede Woche vier Tage Urlaub weit weg von Nutten, Armut, Drogen und Dreck.

Dieses Kleinod in Bergedorf ist zu ihrem zweiten Leben geworden.

Dieter Franzen --- 20:20 Uhr

Dieter ist Esso-Tankstelle. Nicht irgendeine Tankstelle von Esso, sondern die Kult-Tankstelle auf dem Hamburger Kiez.

Dieter ist hier seit über dreißig Jahren angestellt. An sich ist es, zumindest seiner Denke nach, seine Tankstelle. Jeder kennt ihn. Einige mögen ihn. Die weitaus meisten meiden ihn. Dazwischen gibt es nichts.

Mittlerweile hat er viele Vorgesetzte kommen und wieder gehen sehen. Nach der Jahrtausendwende war allerdings kein deutsch anmutender Nachname mehr dabei. Entweder enden die Namen auf -shaj, -tes, -tić oder gar -özil.

Damals, beim Herbert, dem alten Braun, hat er mit gerade mal zwölf Jahren hier angefangen. Wurde, nachdem er die Schule hat sausen lassen, bei ihm Lehrling als Kfz-Mechaniker. Hat die aufgemotzten Karren der gesamten Kiez-Luden-Gilde über gut zwei Jahrzehnte lang gewartet, repariert oder getunt. Dieter Franzen kannte jeden und alles.

Jedes Fabrikat, jeden Motor und jeden, der auf St. Pauli was zu sagen hatte. Anfang der 2000er drehte sich alles in seinem Leben. Doch sein Lebensmittelpunkt war und ist diese Tankstelle.

Über die Jahrzehnte, seit Beginn seiner Lehre beim Braun, war diese Tanke das Herzstück vom St.-Pauli-Kiez. Luden, Prosties, Nachtschwärmer und Jugendliche, die noch kurz nen Wodka oder ne Tüte Chips für die Party auf der Veddel brauchten, waren immer „seine“ Gäste.

Heute nur noch Gesocks. Nur noch Ausländer mit Brillies bis zum Hals oder neureiche Hipster ohne Sackhaare. Kein Arsch und keine Titten. Yuppies, die nen Secco zu einem Preis mitnehmen, für den er zwei Wochen seine Zwei-Zimmer-Bruchbude in der Bernhard-Nocht-Straße

bezahlen könnte. Proletenpack. Ölaugen, gegelte Haare und bärtige Terroristen, soweit das Auge blickt.

Jetzt hat Dieter endlich Feierabend und macht sich auf den Weg zur Busstation Reeperbahn. Von da nur wenige Stationen bis zum Berliner Tor. Hier hat er ab zweiundzwanzig Uhr Nachtdienst.

In einem Jugendheim der katholischen Kirche an der Bürgerweide. Dort werden nur Jugendliche, und zwar ausschließlich deutsche straffällige Jugendliche, auf Freigang untergebracht. Ein Job für einen echten Deutschen also.

Dazu auch noch ordentlich bezahlt.

Melania (Melle) Meier --- 20:20 Uhr

Melania wischt sich den Sabber von der Lippe. Der Kerl hat anscheinend verflucht lange nicht mehr abgesamt. Da kam echt viel. Sie konnte die Brühe gerade noch auf das gräuliche Lätzchen ausspucken, das zwischen ihren gekreuzten Beinen lag. Fast hätte sie sich übergeben müssen. Das lag aber vor allem an den Stückchen, die aus seiner Latte kamen, und an dem Geruch. Hat wohl Austern oder Garnelen gefressen Irgendwas mit reichlich Knoblauch vor etwa sechsunddreißig Stunden.

Melle kennt sich mit Sperma aus. „Die schnelle Melle“ ist ihr Motto und auch der Werbeslogan für die Wirte, in deren Absteigen sie anschafft. Ficken ist nicht - ihre Muschi und ihr Arsch sind ihr heilig. Das wird aufbewahrt, bis einer kommt, der es verdient.

Meist hockt sie in Touristenkneipen im Schneidersitz unter dem Tisch. Heute waren es gleich fünf Schwänze auf einmal, eine Männergilde aus dem Sauerland. Alle machten den Hosenschlitz auf. Einer in der Mitte der Eckbank zog seine kurze Sporthose sogar bis auf die braunen Sandalen runter. Ihr Blick fiel auf seine ungepflegten, gelblich-bräunlichen Fußnägel. Oben feierten die fetten Kerle und sie ackerte unter dem Tisch. Fünf Latten, aber nur einen Mund und zwei Hände.

Der mit den Stückchen war aber immerhin schnell fertig, nach keine zwanzig Sekunden. Der mit den gelben Fußkrallen hatte echt pralle Eier; der ist sicher auch schnell abgearbeitet. Melles Lippen schlossen sich trotz des widerwärtigen Geruchs zärtlich um sein gutes Stück. Die anderen drei rechts von ihr bearbeitete sie mit der Hand im Zehn-Sekunden-Rhythmus. „Zwei machen – einen fallen lassen“, hatte schon ihre Mutter gepredigt.

Ging damals zwar nur ums Stricken, aber Melle hat sich den Spruch irgendwie für sich zurechtgestrickt. Der letzte, ein Kerl mit Hängebauch,

der es ihr schwer machte, überhaupt seine Latte zu finden, kam als Letztes dran. Die Jungs oben am Tisch johlten und schlugen lautstark im Rhythmus seines Atems auf die Tischplatte. Seine Augen verdrehten sich wahrscheinlich gerade, als er heftig in ihren Mund kam.

Melle spuckte seine sämige Soße auf das Handtuch aus. Einmal mehr blieben ihre Augen an dem Emblem haften, das auf dieses Küchentuch in dunklem Rot gestickt ist: KIS. Am Anfang ihrer Tätigkeit hat sie Kolle, den Inhaber dieser Spelunke, mal nach dem Sinn der drei Buchstaben gefragt, bekam aber keine wirkliche Antwort.

Kolle hat vor Jahren diese versiffte Kneipe übernommen, dann wurde sie einmal mehr etwas aufgehübscht. Nicht wirklich gut, aber eben ein paar Teile neu. Die Dinger mit dem KIS hätten im Lager gelegen, hat er gesagt. Melle stellt sich jedes Mal beim Ausspucken der Tunke ihrer Gäste vor, es würde „Komm Ins Schlaraffenland“ bedeuten. Damit konnte sie diesen vergilbten Tüchern wenigstens etwas Gutes abgewinnen.

Melle hat ihren Job erledigt. Sie krabbelt unter dem Tisch hervor und gibt den Kerlen noch einen ehrerbietigen Knicks. Man kann ja nie wissen, wann die Crew hier wieder gastiert; Stammgäste sind sichere Gäste. Jeder Gast hat einen Zwanni unter den Tisch gehalten, das sind hundert für nicht ganz zehn Minuten Arbeit. Am Tresen hat Kolle schon zwei Kurze bereitgestellt; er weiß, wie schnell und effizient Melle arbeitet. „Melle – die Schnelle!“

Einen Zwanni schiebt ihm Melle rüber. Sie spült mit dem ersten Kurzen ihren Mund und spuckt den Alkohol wieder ins Glas. Sämige Schlieren und kleinere Stücke drehen sich langsam Richtung Glasboden. Den anderen, einen Oldesloer Doppelkorn, schüttet sie auf ex weg und verabschiedet sich.

Das „Tschüss, Melle“ von Kolle kriegt sie schon nicht mehr mit. In ein paar Minuten fährt ihr Bus an der Station Reeperbahn, und Melle muss

zu ihrem Paps nach Bergedorf. Als Pflegefall sitzt der jetzt seit mindestens einer Stunde schon in seiner Scheiße.

„Melle, Schatz ... warte auf mich!“

Melle dreht sich um und erkennt Rosi. Ihre Rosi muss auch Richtung Bergedorf. Eine kurze Begrüßung, dann treibt Melle die alte Rosi sanft, aber unablässig voran. Der nächste Nachtbus würde erst in einer Stunde kommen – bloß nicht!

Ihr Bus der Linie 609 steht an der Haltestelle Reeperbahn schon bereit, nur noch dreißig Meter. Melle erkennt Dieter, der schon in der offenen Tür steht und mit dem Busfahrer sabbelt.

Melle schreit aus vollem Hals seinen Namen und Dieter dreht sich tatsächlich nach ihr um. Ein Lächeln huscht über sein zerfurchtes Gesicht, als er Melle und das Urgestein Rosi erkennt. Er weist den Busfahrer lautstark an: „Warte kurz, klar!“ Keine Bitte, ein Befehl. Avrin, der Busfahrer, fügt sich gleichgültig.

Auf ein oder gar drei Minuten kommt es nicht mehr an, die wird er schnell wieder irgendwo aufholen können.

#6 - Kollisionskurs

21.12.2013 --- Villa Kleidgen – Dassendorf --- 20:45 Uhr

Ihr Glas ist leer. Sie geht zurück ins Haus. Die Kälte an den nackten Füßen spürt sie nicht. Sie spürt absolut nichts, holt sich ein neues Glas und geht weiter barfuß durch den Garten.

Im Mai 1995 kam dieses Kind dann zur Welt. Vier Wochen zu früh. Es wollte einfach raus. Li Ming konnte nichts dagegen tun. Rainer vergrub sich über Wochen in seiner Firma. Er wollte so wenig wie möglich mit dem schreienden Kuckuckskind zu tun haben. In den ersten Monaten stand Li Ming dieser manifestierten Offenbarung von Onaj und dessen Soldaten praktisch hilflos gegenüber.

Das Mädchen, das aus ihr herausgekommen war, bildete zum Teil eine perfekte Kopie ihrer selbst. Die geschwungenen, fleischigen Lippen. Die kleine Nase. Jedoch mit slawischen Wangenknochen und einem energischen Kinn, das Chinesen einfach nicht haben. Und braune Rehaugen. Eine asiatisch-serbische Koproduktion.

Und dieses Ding zappelte. Hatte Hunger und schrie unentwegt. Li Ming hatte keinen Busen. Trotzdem taten die Überbleibsel ihrer ehemaligen Brüste so weh, als ob dort noch Milchproduktion stattfinden würde. Wie ein amputierter Zeh. Nicht mehr da. Schmerzt aber unentwegt. Ein Scheinschmerz, der sie allzu oft an den Rand ihrer aus Verlust, Schmerz und Trauer gebildeten Resilienz brachte.

Durchatmen und überstehen oder dieses winzige Genick brechen? Wie oft hatte sie sich die Frage gestellt. Die Milchflasche in der Hand. Die Kleine saugte, als ob es kein Morgen gäbe. Was durchaus hätte passieren können. Das Kind zum Füttern auf den Oberschenkel gebettet. Nur etwas die Oberschenkel zusammendrücken. Den Kopf ein wenig durchhängen lassen. Die Hand auf die Stirn legen. Ein Goodbye hauchen und mit Kraft den Kopf ruckartig nach unten drücken, bis es hörbar knackt.

Nur Robert war wie vernarrt in dieses Ding. Als Rainer an diesem Abend dem Stück Dreck das Kissen ins Gesicht gedrückt hatte, war er ins Zimmer gekommen. Ob bewusst oder unbewusst, Robert war immer irgendwie da, wenn es ihr oder Rainer zu viel wurde. Dadurch entwickelte sich das Ding prächtig. Selbst der Priester in der Dassendorfer Kirche war entzückt, diesen Bastard taufen zu dürfen.

Das gesamte Dassendorf der Millionäre wartete auf die verflochte Taufe. Gefasst überstand Li Ming die kirchliche Prozedur. Die Tochter der Familie Kleidgen wurde auf den Namen Jasna getauft. Jasna bedeutet im Serbischen klar und Licht, jedoch auch scharf und Klinge.

Die Crème de la Crème des Dorfes der Millionäre war in der Kirche anwesend. Der allgemeinen Schuldigkeit in Sachen „Who is Who“ wurde Genüge getan. Rainer war allerdings nicht da. Er weilte zum Zeitpunkt der Taufe von Jasna unentschuldig in Australien. Oder war es Birma? Sie wusste es nicht mehr. Auch das Fest zur und nach der Taufe in der Villa Kleidgen hatte Li Ming minutiös vorbereitet. Alles lief wie Butter in der Sonne.

Bis Maria von Felgerstein-Pergei zu Fenst sie dezent zur Seite nahm. Sie flüsterte. Li Ming las es eher von deren schmalen Lippen ab, als dass sie es hören konnte: „Meine Holde. Eine schöne Feier! Ein festlicher Rahmen. Sie verstehen es wirklich, Feste zu geben. Aber dieses Kind? Es hat so rein gar nichts mit Ihnen oder Ihrem Mann gemeinsam. Oder täusche ich mich da so ungemein?“

Die Betonung der Frage lag irgendwo zwischen Gehässigkeit und unverhohlener Neugier. Li Ming bildete sich ein, die ausgeprägten Nasenhaare der feinen Dame zu sehen, obwohl diese Frau nicht wirklich größer als sie selbst war.

Wenig später wurde die schöne Feier von Blaulicht und Notarzwagen unterbrochen. Die Dame von Felgerstein-Pergei zu Fenst war, so

unglücklich wie offensichtlich, auf der Treppe gestürzt und hatte sich dabei ihr eigenes Sektglas durch den Hals getrieben.

In dieser Nacht kam Robert zu ihr. Das Balg, seine Halbschwester, in einen sündhaft teuren Kinderwagen im Wohnzimmer gebettet, schlief tief und fest. Die Gäste waren schon lange gegangen. Die Polizei hatte auch endlich alle Aussagen aufgenommen und das Haus verlassen. Die Villa Kleidgen war still wie ein Grab. Abgesehen von einem Kauz, der unablässig sein Klagelied durch die Wipfel der hohen Tannen zum Haus erklingen ließ.

„Mutter – alles gut?“ Eine simple und kurze Frage aus dem Mund dieses jungen Mannes. Keine Verurteilung. Eigentlich noch nicht mal eine Frage. Nur eine ehrliche Emotion.

Kaum noch Schnee unter ihren nackten Füßen. Hellbraunes Gras hat stattdessen ihren Blick ergriffen. „Nichts ist, wie es scheint!“, spricht Li Ming aus und leert ihr Glas.

Robert ist ihr damals willig auf die Couch im Wohnzimmer gefolgt. Ein wenig Unterhaltung. Die Nähe. Diese Nähe. Sie ist gerade mal fünf Jahre älter als er, jedoch von Rainer zu seiner Stiefmutter gemacht worden. Immer schon hatte sie gespürt, wie Robert sie ansah. Wie willig er jeden Befehl, jeden Wunsch, selbst jedes unausgesprochene Wort von ihr verfolgt und umgesetzt hatte. Ein junger Mann, der trotz ihrer Verletzungen und ihrer abweisenden Art Verlangen signalisierte. Eine bis dato nicht gekannte Art von Zuneigung brachte er ihr entgegen.

Eine Art Liebe. Zwar geprägt von Bewunderung und spürbarer Unterwerfung. Jedoch völlig ohne Berechnung. Ohne falsche Versprechungen, Neid, Missgunst oder gar sexuelle Begierde.

Li Ming hatte solche Empfindungen noch nie erlebt. Geschweige denn gespürt. Das hier war ihr völlig neu. Zudem hatte Robert nichts mit

ihrem Leben bis dato gemein. Er wusste nichts von ihr und nahm sie so, wie sie war. Auch ohne Brüste war sie ihm als Frau anscheinend genug.

Sie genoss, trotz aller aufkommender Bedenken, das Gefühl, von einem solchen Mann begehrt zu werden. Unschuldig und schüchtern küsste er ihren Hals. Seine Hand streichelte erst ihr Knie und wanderte langsam und schüchtern höher.

Es dauerte keine zwanzig Sekunden, bis er sich, tief mit seinem Gesicht in ihrem Nacken vergraben, über ihrer Hand ergoss. Es war einfach passiert. Nur dieses eine Mal. Aber dieses einmalige Nachgeben war schon einmal zu viel.

Ein Fehler.

Wieder einmal ein unverrückbarer Fehler.

21.12.2013 ---- Großer Burstah --- 20:45 Uhr

Diercke hatte sich verzogen. Schneller, als ich es ihm zugetraut hätte. Ich stehe noch vor der Tür des Speyside Room und bin der Menschen, die mich bis eben umgeben haben, schon wieder überdrüssig.

Stattdessen die altbekannten Gerüche, unerwartete Begegnungen. Schatten von bekannten und neuen Gebäuden, die sich wie eine Filmkulisse über das Jetzt stülpen. Ich mag die diffuse Bewegung meiner Stadt. Diese hastenden Gestalten. Diesen Fluss. Diesen unablässigen Sog der Straßen. Mal nach Hamburg rein war und ist heute aber nur noch wie Urlaub. Hier wurde ich erwachsen. Reifte vom naiven Kind zum Mann. Immer noch naiv. Aber zumindest mit ein paar Kerben, die mich immer mal wieder zur Vorsicht mahnen.

Der kalte Wind streicht mir durch die Haare. Auf dem Weg Richtung Hamburger Börse nervt mich das durchgehende Sirenengeheul von Streifenwagen und Feuerwehr kolossal. Auf Höhe Großer Burstah rennen Vermummte rum. Schwarze Kleidung, Springerstiefel und Skimasken oder Tücher vor dem Gesicht. Sie laufen quer zu mir die Straße entlang. Etwa ein Dutzend.

Einer wirft im Laufen einen Molotow in die Scheibe eines kleinen Tabakladens. Der Molotow zerschellt, die Ladenscheibe hält jedoch. Sofort steht der Bürgersteig vor dem Laden in Flammen. Bläulich-orange zuckende Schlangen wabern aus der nassen Straße an der Fassade eines alten Hauses aus der Jahrhundertwende hoch.

Ich drücke mich in einen Eingang und zünde mir eine Zigarette an. Das Aufflackern meines Zippos, dessen ehemalige Vergoldung nur noch ansatzweise erkennbar ist, schütze ich mit einer Hand. Lass sie laufen, lass sie zündeln. Nicht mehr mein Bier. Zu viel habe ich in meiner

Vergangenheit als Polizist schon mit Molotows, Demonstranten, Gewalt und tobsüchtigem Mob erlebt.

Im Schutz des Eingangs taste ich nach meinem Flachmann und beobachte das Treiben auf der Straße. Kleine Schneeflocken werden von Fallwinden zwischen den Häusern umeinander gewirbelt. Nur eine Ansammlung von Wasserteilchen. Nicht gefroren genug, um als Vorboten der „Stillen Nacht“ in kleinen oder größeren Kreisen zu Boden zu schweben. Dafür ist es auch viel zu windig.

Außer, dass es wirklich Nacht ist, ist hier gar nichts still. Immer mehr dieser Kreaturen rotten sich auf der Kreuzung Börsenbrücke zusammen. Reißen alles, was nicht niet- und nagelfest ist, nieder, werfen es auf die Kreuzung und zünden es an. Im Widerschein meiner aufglimmenden Zigarette sehe ich ein kleines, goldenes Schild im Eingang des Hausbogens von meinem Versteck: Konsulat Kolumbien. Fast belustigt schaue ich wieder dem Treiben der Krawalltypen zu. „Was die Contras wohl jetzt mit euch anstellen würden?“, proste ich lächelnd zur Kreuzung rüber, während ich mir einen Schluck aus meinem Flachmann gönne.

Ein junges Mädchen läuft mir gegenüber an dem spanischen Restaurant vorbei. Direkt auf die Kreuzung und den Mob zu. Den Kopf tief in den Kragen ihres Mantels gesteckt, schirmt sie die Augen mit einer Hand gegen den Wind und die wirbelnde Ansammlung eisigen Wassers ab. Trotz Wind und schneller Schritte scheint sich ihr langer Lodenmantel kaum zu bewegen. „*Schweres, teures Teil*“, pfeift mein Kleinhirn anerkennend. Auf dem Blick nach unten sehe ich allerdings nackte, schlanke Waden in derbe Springerstiefel übergehen. Irgendwas stimmt an diesem Bild nicht.

Sie bleibt kurz stehen und blickt zu mir in den Hauseingang. Wahrscheinlich hat mich meine Zippe verraten, als ich sie gerade weggeschnippt habe. Sie stoppt abrupt und überquert die Straße in meine

Richtung. Ich höre schnelle, kleine Schritte auf derben Sohlen von den Hauswänden widerhallen. Nur Sekunden später drückt sie sich neben mich in den Hauseingang.

„*Sie riecht gut*“, sendet mein Kleinhirn sabbernd, während mein Frontallappen sofort in Abwehrhaltung geht. „Was tun die Typen da?“, flüstert das junge Mädel neben mir und hebt dabei ihr Handy hoch. Will augenscheinlich ein Foto oder Video der skurrilen Szenerie auf der Kreuzung machen. Wortlos drücke ich ihren Arm mit dem schussbereiten Handy runter. Sie schaut mich aus großen, sehr schönen, braunen Augen an und öffnet den fein geschwungenen Mund. „Randale. Nichts als Randale“, raune ich zurück. „Lass das Handy stecken. Ich hab echt keinen Bock, in die Schusslinie von diesem Pack zu kommen!“

„Das ist kein Pack“, zischt die Kleine mich an. Es fehlt nicht viel: Ich möchte der Schnalle hier und jetzt das vorlaute Maul zudrücken. „Falsche Zeit, falscher Ort“, brüllt es durch mein Hirn. „Mach die Kleine stumm!“ Aber ein kurzer, wenn auch etwas zu harter Druck auf ihr schmales Handgelenk sorgt dafür, dass sie wieder in den Flüsterton übergeht und das Handy sinken lässt. „Das sind Bewohner der Roten Flora. Die kämpfen nur für ihre Rechte auf Wohnraum und Selbstbestimmung“, wispert sie mir zu. Ein Flüstern in einem Tonfall, der mir sagen soll, wie wichtig es ihr ist.

„Ich war heute drei Stunden vor Ort und habe live berichtet“, kommt dann noch von ihren schönen Lippen. Zum Schmollmund geformte Schlauchboot-Teile. Leicht asiatisch anmutende Gesichtszüge. Aber irgendwie auch slawisch. Interessant in jedem Fall.

„*Wie es wohl aussieht, wenn sich diese Lippen ganz sachte über deinen Schwanz schieben?*“, kommt es lachend von meinem Kleinhirn. Aber die Vernunft bricht sich – Gott oder wem auch immer sei Dank – Bahn und ich raune nur, während die Kleine schon wieder ihr schussbereites Handy hebt: „Klar – und wer zahlt deren Miete, Strom, Wasser und all den Kram

nebst Versicherung, den der Mensch gemeinhin so zum Leben in einer Wohnung braucht, auch wenn er gerade keine fremden Häuser besetzt oder abfackelt?“

Ihre kleine Hand mit dem großen Handy nutze ich bei dieser langen Frage als Wegweiser zu den Flammen, die immer noch auf dem Gehweg vor dem Tabakladen bläulich-orange gen Hauswand züngeln. Das ehemals gelbliche, mit kleinen Fresken durchsetzte Mauerwerk ist jetzt schwarz verrußt. Die Kleine neben mir trägt sicher nichts von der Stange, hat das neueste iPhone in ihren perfekt manikürten Händen und ein Parfüm aufgelegt, das sicher auch nicht billig ist.

„Dieser Mob will seine wie auch immer gearteten Rechte durchsetzen und zündet dabei das Eigentum anderer Menschen an. Geht mir nicht in den Kopf!“ Kurz sehe ich zu ihr hinab, behalte dabei aber den ausgelassenen Mob im Auge.

„Wo kommst du her?“, raune ich ihr zu, ohne das Handgelenk loszulassen. Große, rehbraune Augen sehen mich an. Statt einer Antwort kommt nur: „Hast du eine Zigarette für mich?“ Touché. Die Kleine weiß, wie's läuft. Unbequeme Fragen mit Gegenfragen beantworten.

Ich lasse ihr Handgelenk los und halte ihr meinen Flachmann hin. Brauche zwei Hände, um an meine Zippen und das Zippo zu kommen. Das Mädels fackelt nicht lange und genehmigt sich einen ordentlichen Schluck aus meiner Pulle. Insgeheim lächle ich erst und lache dann leise auf, als ihr ein hörbarer Rülps entfährt.

Plötzlich detoniert irgendwas auf der Kreuzung vor uns. Eine mannshohe Feuersäule, von Funken umwabert. Gut zwei Dutzend von dieser Mischpoke sind wieder auf der Kreuzung. „Zippe später. Wir müssen hier weg!“

Mit diesem Satz entreiße ich ihr meinen Flachmann, ziehe sie aus dem Hauseingang und laufe mit ihr im Schlepptau zur Großen Bäckerstraße.

Von dort ist es nicht weit zum Rathausmarkt. Ist mir wurscht, ob die Kleine sich dort ein Taxi nimmt oder einen Lover zum Abholen anruft. Ich will hier weg. Und der Busbahnhof Rathausmarkt ist die nächstliegende Option. Irgendwo auf dem Weg zum Rathausmarkt schreit die Kleine hinter mir: „Übrigens heiße ich Jasna!“

Ich nehme die Info beim Laufen auf, erwidere jedoch nichts. Was für ein bescheuerter Name! Passt aber zum Outfit, ihrem Parfüm und den slawisch anmutenden Wangenknochen. Ohne das Balg wäre ich sicher schneller. Die kleine, selbst ernannte Aktivistin hängt aber nun nebst schaukelndem Handy an meiner Hand. Wir haben jetzt den gleichen Weg und irgendein Bus wird wohl gleich irgendwohin abfahren. Alles andere ist für mich im Moment nebensächlich. Ich weiß aus leidvoller Erfahrung, wozu so ein Mob fähig ist.

Die Kleine hinter mir schreit: „Da, der 609. Der fährt nach Bergedorf!“

609 prangt in großen Lettern auf dem Bus. Der Motor läuft im Standgas. Na gut – dann eben mal nach Bergedorf. Ich schiebe Jasna rein. Das Girlie sucht hektisch in ihrer kleinen Clutch nach ihrem Busausweis. Ich schiebe sie rüde weiter und ziehe einen Zehner aus meinem Geldbündel: „Zweimal Richtung Bergedorf. Stimmt so. Mach zu den Laden und fahr. Bitte!“ Der Busfahrer ist ein junger Ausländer.

Ein Schild mit seinem Namen, Avrin, prangt auf seinem Hemd. Den Rest darunter kann oder will ich gerade nicht lesen. Ich bin angespannt. Irgendwas in Sachen Moslem ist seine Herkunft. Dunkle Locken, dichter dunkler Bart, ein nettes Lächeln mit einer wirklich süßen Zahnücke.

Als er meinen Schein sieht, schließen sich hinter mir schon die Türen und der Bus setzt sich in Bewegung. Ich nehme ihm schräg gegenüber den ersten Platz rechtsseitig im Bus. Vorn am Eingang. Die kleine Jasna steht noch sechs Schritte weiter mitten im Raum und hält sich an den Handgriffen fest, während der Nachtbus 609 sich in Bewegung setzt. Der Busfahrer, dieser Avrin, wedelt kurz nach der Abfahrt mit den Tickets:

„Alles fertig, der Herr. Sie bekommen noch Restgeld!“ Ich winke lächelnd, aber dankend ab.

Der Typ, der den Platz hinter dem Busfahrer eingenommen hatte, hat mich schon völlig eingenommen. Kaum älter als achtundzwanzig Jahre. Trotz dieser lausekalten Dezembernacht schwitzt er augenscheinlich wie die Sau. Seine gesamte Stirn, die durch die Kapuze seines Hoodies nur wenig sichtbar ist, wird von kleinen Schweißtropfen bedeckt. Und ich sehe Blut. Nicht an ihm, aber kleine Tropfen links neben ihm ziehen ihre Bahn auf dem Boden unterhalb seines Sitzplatzes.

So, wie ich ihn fixiere, fixiert er mich. Er bewegt sich leicht. Stöhnt dabei fast stumm und ich sehe plötzlich in den Lauf einer Waffe. Er legt dabei einen Finger an seine Lippen. „Maul halten“ ist angesagt, will er mir damit wohl mitteilen. Die Waffe selbst kann ich nicht sehen. Nur den Lauf. Doch selbst wenn es nur eine Gaswaffe sein sollte: Auf maximal drei Metern wäre ich out, wenn der Typ das Teil abfeuern würde. Seine Augen sind blutunterlaufen. Sein Blick fahrig, aber zu allem entschlossen. Ich kenne diesen Typ Mensch.

Der hier hat ein Problem und keine Lösung. Sucht nur einen Aufschub. Eben diesen Bus.

21.12.2013 --- Nachtbus 609 --- 20:55 Uhr

Ich wende kurz meinen Blick von dem schwitzenden Kerl ab. Außer mir sind sechs weitere Menschen im Bus.

Der Busfahrer Avrin, die kleine Jasna und der blutende Typ mit der Waffe mir gegenüber. Dazu drei Menschen kurz hinter Jasna im mittleren Bereich des Busses. Lachend und gestikulierend ins Gespräch vertieft. Ich erkenne Toiletten-Rosi. Alt ist sie geworden. Aber unverkennbar Rosi. Sie war schon da, als ich noch als junger Polizist auf dem Kiez unterwegs war. Wenn der Typ vor mir keine Waffe auf mich richten würde, würde ich sie begrüßen und herzen. Rosi ist ein Hamburger Kiez-Unikat.

Neben Rosi sitzt ein junges Ding. Etwas verlottert, jedoch mit gepflegtem Kurzhaarschnitt und fein manikürten Fingernägeln. Etwas adipös, um es nett auszudrücken. Ihr blau-weiß quergestreiftes Shirt schreit praktisch in meine Ohren: „Querstreifen machen dick. Aber wer frisst schon Querstreifen?“

Und dann dieser große Kerl, der auf der anderen Seite des Gangs von den beiden sitzt. Kahl rasiert wie ein Skinhead. Die NS-Tattoos auf seinen voluminösen Armen sind unübersehbar und seine Klamotte glänzt speckig. Er kommt mir entfernt bekannt vor. Ich kann es jedoch nicht einordnen. Noch nicht.

Die Augen des Typen mit der Waffe ruhen immer noch auf mir. Ebenso der Lauf seiner Waffe. Früher – damals als junger Polizist – wäre ich sicher in Panik verfallen. Mein Verstand heute realisiert messerscharf meine Chancen und lotet die Optionen aus. Der Typ hustet und ich sehe die Schmerzen in seinem Gesicht. „Kann ich helfen?“, zische ich leise zwischen den Zähnen hindurch.

Mir ist völlig klar, dass mein Gesicht dabei keine Miene verziehen darf. Kein Anflug von Sympathie, Angst oder gar Verbrüderung. Einfach nur

eine simple Frage. „Wie hat St. Pauli gespielt?“, könnte ich ähnlich emotionslos rüberbringen.

Der Typ rührt sich nicht. Nimmt jedoch eine Bewegung im Raum wahr. Jasna hat wieder ihr Handy gezückt und hält es in unsere Richtung. Zeitgleich stoppt der Bus. Eine brennende Blockade mitten auf der Straße. Ich höre die Stimme der jungen Frau, die wahrscheinlich schon wieder was über die armen Gezeißelten des Kapitalismus erzählen will.

Der Typ schreit kurz und gellend auf: „Handy aus!“ Das Mädchen sieht ihn mit vor Schreck geweiteten Augen an. Dann unmittelbar zu mir, während sie das Handy sinken lässt. Der junge Mann erkennt durch den hilfeschendenden Blick von Jasna in Bruchteilen von Sekunden, wer hier wirklich Probleme machen könnte.

Er streckt die Hand mit der Waffe aus. Eine Glock. Feine Wahl, denke ich noch, während ich mich aus dem Sitz katapultiere. Ich bekomme mit der linken Hand seinen Schussarm zu fassen. Er reißt den Arm runter, ein leises, fast unhörbares Plopp ertönt und er erwischt mich mit dem Kolben der Waffe hart an der Schläfe.

Ich falle ...

21.12.2013 --- Nachtbus 609 --- 21:08 Uhr

Langsam komme ich wieder zu mir. Die unregelmäßig verlaufenden Streben der Deckenverschalung des Busses sehe ich nur in Schemen. Unbeholfen reibe ich über meine rechte Schläfe. Meine Fingerspitzen ertasten kleine Bröckchen und darunter einen feinen, sämigen Film.

„Maximal zehn Minuten bewusstlos. Noch keine wirkliche Schorfbildung erkennbar“, umschreibt analytisch mein Frontallappen den momentanen Zustand meiner Befindlichkeit. Völlig emotionslos kommt diese Info wie ein Ausschnitt aus Wikipedia bei mir an.

Ich versuche, mich zu drehen und aufzustehen. Das völlig zerstörte Gesicht des Busfahrers schaut mich an. Keine dreißig Zentimeter von mir entfernt. Ein Teil seines rechten Auges ist geplatzt wie ein pochiertes Ei und zieht sich in Fäden bis zum Boden. *„Austrittswunde einer Neun-Millimeter-Parabellum. Eintritt durch den Hinterkopf“*, analysiert mein Geist erneut nüchtern das Bild, das sich meinen Augen bietet.

Noch im Versuch aufzustehen, ereilt mich ein heftiger Fußtritt in die Weichteile. Gekrümmt unter Schmerzen bekommt meine Stirn kurzen Kontakt mit dem Augensaft des Busfahrers und eine Stimme brüllt mich an: *„Ist der alte Mann jetzt zufrieden?“*

Der junge Kerl steht direkt über mir. Seine Waffe zeigt auf meinen Kopf. Sein Hoodie ist verrutscht und ich sehe den Griff eines Messers, das in seinem Bauch steckt. *„Hoch mit dir“*, gibt er fast tonlos von sich. Während ich mich langsam und vorsichtig hochrapple, erkenne ich, dass die übrigen Fahrgäste des Busses nun alle in einer Sitzbankgruppe zusammensitzen. Ich sehe einen hellen Beutel zu Füßen des jungen Mannes und befolge automatisch den Befehl meines Frontallappens: *„Handy verstecken!“* Noch kniend schiebe ich es unter den Sitz des Busfahrers.

„Zieh deine Jacke aus“, brüllt mich der junge Kerl an, während er kurz mit der Waffe auf die anderen Fahrgäste zeigt. „Du da. Gucci-Schlampe. Komm rüber hier. Taste den Kerl ab. Handy, Geldbörse, Uhr. Alles erst mal hier auf den Sitz des Hauses!“

Er zeigt dabei unmissverständlich mit dem Lauf seiner Waffe auf den jetzt blutverschmierten Sitz vor sich. Im Sitzen entledige ich mich langsam meines Mantels und lasse ihn auf den Boden gleiten. „Bist ein ganz Schlauer, was?“, raunt mich der Typ an und weist Jasna an, auch meinen Mantel zu durchsuchen.

Während Jasna langsam meinen Körper absucht, steigt mir wieder ihr Parfüm in die Nase und urplötzlich sehe ich im Geiste wieder ihre vollen Lippen, die sich zärtlich über meinen Schwanz schieben. Ich kann die aufbegehrende Schwellung meines Glieds nicht unterbinden. So surreal und tödlich die Situation auch ist und so sehr meine Weichteile eben getreten worden sind.

Während Jasna genau dort beide Hände hat, weiten sich für einen Augenblick ihre Augen und es huscht ein kurzes Lächeln über ihr hübsches Gesicht. „*Die ist auch völlig gaga*“, meldet sich wieder mein Kleinhirn. „Egal“, raunze ich zurück. Die Kleine nimmt sich nun meinen Mantel vor. Währenddessen fragt der Typ brüllend in meine Richtung: „Kannst du einen Bus fahren?“

Dabei hält er kurz den Lauf seiner Waffe an den Kopf von Jasna. Sie erstarrt mitten in der Bewegung. Der Typ lächelt mich schief an. Er weiß, wie meine Antwort lauten müsste. Wenn ich es kann, wäre für einen überschaubaren Zeitraum alles gut. Wenn ich es nicht könnte oder ihn anlügen würde, wäre die Kleine sicher Geschichte.

Der NS-Typ im Vierersitz meldet sich sofort lautstark: „Ich kann es!“ Urplötzlich baut sich damit eine Erinnerung vor mir auf.

Ein besoffener Zechpreller in der Kneipe „Zum Silbersack“. Muss um 1985 gewesen sein. Hatte schon diverse US-Navy-Soldaten in ihren schnieken, weißen Ausgeh-Uniformen in den Schlaf geschickt. Zwei meiner Kollegen hatte er auch dazu gelegt und dieses Vieh von einem Mann zerlegte gerade den Innenraum der Kneipe, als ich eintrat. In meiner Erinnerung sehe ich noch, wie mein Ellbogen als Uppercut voll sein Kinn traf. Er schüttelte sich nur kurz und kam grunzend und sabbernd erneut auf mich zu. „Komm doch, Bulle“, skandierte er immer wieder, während er sich vor mir aufbaute.

Er ist es. Es ist Dieter. Der Dieter von der Esso. Seine Stimme, die an das kehlige Gebrüll eines Bären erinnert, hat meine Erinnerung zurückgebracht. „*Schwer gestört. Aber gut, dass er hier ist*“, höre ich die mehr als nur teilnahmslose Analyse meines Frontallappens.

#7 – Zwangsgemeinschaft

21.12.2013 --- Nachtbus 609 --- 21:17 Uhr

Der schmale Typ mit dem Dolch im Bauch scheint jetzt zufrieden zu sein. Außer dem Flachmann, einigem Bargeld in Scheinen und meinen Zigaretten nebst Zippo hat Jasna nichts weiter an meinem Körper gefunden. All diese Gegenstände liegen auf der Sitzbank vor dem Kerl. Der Typ mustert mich und schiebt mit dem Schalldämpfer seiner Waffe die Sachen auseinander.

„Hmmm ...“, raunt er, während er langsam den Lauf wieder in meine Richtung hebt. „Ein Bündel Geldscheine mit goldener Klammer. 'n vergoldetes Zippo und ein teurer Flachmann mit goldenem Drehverschluss ...“.

Plötzlich schreit er mich an und hält mir den Lauf seiner Waffe wenige Zentimeter vor mein rechtes Auge: „Aber kein Telefon? Bei einem Kerl wie dir? Willst du mich verarschen, alter Mann?“. Er nimmt den Lauf von meinem Auge weg, streift dabei meine Wimpern und wedelt wieder Richtung Jasna: „Los, noch mal. Ich warne dich!“ Aber auch die zweite Durchsuchung bringt nicht mehr zum Vorschein. Während ich mich langsam wieder setze, lässt der Typ sich von Jasna den Flachmann aufschrauben.

„Dieser neumodische Kram ist nicht so mein Ding“, versuche ich mich in Konversation, um mein nicht vorhandenes Handy zu erklären. Der Typ sieht mich schweigend an, nippt kurz und schürzt anerkennend seine schmalen Lippen, bevor er sich einen großen Schluck gönnt. Ich will es nicht, aber die Worte verlassen lautstark meinen Mund, bevor ich darüber nachdenken kann: „Wenn du schon meinen Whisky säufst, verrate mir wenigstens deinen Namen!“.

Er lächelt, während er sich mit dem Handrücken der Waffenhand den Mund abwischt: „Pesche. Für dich einfach nur Pesche!“. Zu meiner

Überraschung hält er mir meinen Flachmann hin, während er mit der Waffe auf Esso-Dieter zielt. Der erhebt sich, während Jasna sich zwischen den Sitzen über den Gang zu seinem Platz bewegt.

Dieter kommt völlig ruhig zu uns herüber. Senkt kurz sein Haupt in meine Richtung. Schätzt mich ab. Eine Spur der Erinnerung schwebt auch durch seine stahlgrauen Augen. Er ist ein Hüne, der aus meiner Perspektive das gesamte Deckenlicht des Busses einnimmt. Er blinzelt kurz und undurchschaubar, wendet dann seinen riesigen Kopf Richtung Busfahrer, der immer noch im vorderen Zustieg auf der Treppe liegt. Dessen Auge trift jetzt nicht mehr Richtung Boden. Die Pfütze unter seinem Kopf, der auf der zweiten Stufe des Eingangs hinunterhängt, ist schon fast gestockt.

„Kein Problem. Molukken und Ölaugen sollten eh keine Deutschen befördern dürfen. Ich kann das!“. Mit schiefem Grinsen quittiert Pesche Dieters Spruch und richtet seine Waffe wieder auf mich. Ich nehme stumm wahr, dass dieser sicher hundertvierzig Kilogramm schwere Koloss sich auf den Fahrersitz setzt und hoffe insgeheim, dass kein Geräusch eines splitternden Handy-Displays zu hören sein wird.

In diesem Augenblick zerplatzen Molotows an den Außenscheiben des Busses. Ein verummter Mob will Zeichen setzen. Ich muss lächeln. Ich kann nicht anders. „*Lieber verbrennen als verblassen*“, schiebt mir mein Frontallappen als Erinnerung aus weit schlechteren Tagen ungerührt in den Fokus.

Pesche sieht es und zielt noch eindringlicher mit der Waffe auf mich, während Esso-Dieter hörbar die automatische Bremse löst: „Was gibt es da zu lächeln, alter Mann? Sei froh, dass du noch atmest!

„MAN. Dreihundertzwanzig PS. Was genau wollt ihr kleinen Pisser denn von mir?“. Esso-Dieter gibt Vollgas und brettet laut lachend durch brennende Paletten und qualmende Reifenstapel, die diese Brut aufgehäuft hat. Mit erhobener Faust und einem „Freie Sicht aufs

Mittelmeer!“-Brüller quittiert er seinen Durchbruch durch die lichterloh brennende Barrikade.

Ich sehe einen Anflug von Lächeln auf dem ausgemergelten Gesicht von Pesche vor mir. Zeitgleich registriere ich im Augenwinkel aber auch, wie Klofrau Rosi und das Mädels in Querstreifen sich im Arm halten und zu den Flammen blicken, die noch immer in kleinen, bläulichen Streifen an den Scheiben des Busses außen entlangwabern. Jasna hat sich auf einen freien Sitz gehievt und starrt einfach nur leer geradeaus.

„Was soll das werden?“, frage ich kurz und innerlich seltsam aufgeräumt, während ich Pesche wieder meinen geöffneten Flachmann hinhalte. Er zögert kurz, nimmt die Flasche dann aber willig an. Dieter gibt Gas. Ich sehe die hellen Schriftzüge der Juweliergeschäfte der Steinstraße an uns vorbeihuschen. Es scheint Dieter nichts auszumachen, dass praktisch rechts unter ihm, im Buseingang, ein toter junger Mann mit nur noch dem Hauch seiner ehemaligen Gesichtszüge auf den Stufen liegt. Dass hinter ihm ein Mann mit geladener Waffe sitzt, die er jederzeit benutzen würde.

Dieter hat Spaß und gibt Gas. Rhythmisch wippend thront er auf dem Busfahrersessel und lächelt wie beseelt.

Hoffentlich hält das Display durch, denke ich noch einmal, während ich krampfhaft versuche, mir den eigentlichen Fahrtweg des Nachtbusses der Linie 609 ins Gedächtnis zu rufen. Dieter brüllt von vorn: „Boss, wohin?“, während er die Geschwindigkeit drosselt und auf eine rote Ampel zur Kurt-Schumacher-Allee zurollt.

„Zum ZOB“, fällt mir da ein. Dieser Bus muss als Nächstes zum ZOB, zum Zentralen Omnibus-Bahnhof am Hamburger Hauptbahnhof. Das wäre seine Route. Da ist Leben. Da ist Trubel. Das wäre eine Chance, denke ich, während Pesche gleichgültig raushaut: „Fahr einfach. Einfach nur geradeaus. Richtung Bergedorf. Rübe zum Berliner Tor und dann auf die Eiffe. Klar?“.

Damit ist es, selbst für mein versoffenes Hirn, amtlich: Pesche hat soeben diesen Bus entführt. Egal, wo einer der Insassen eigentlich aussteigen wollte und egal, was der dann dort vorgehabt hätte, es wird nicht passieren.

Er oder sie wird dort nicht ankommen. Jedenfalls nicht pünktlich. Wenn überhaupt.

21.12.2013 --- Nachtbus 609 --- 21:22 Uhr

Melle sieht den alten Kerl, der dem Typen mit der Waffe nun jovial den Flachmann reicht. Sie hat alles mitbekommen: die Durchsuchung des alten Mannes durch diese Bitch, die nochmalige Durchsuchung und nun den offensichtlichen Schulterschluss der beiden Typen, die sich den Flachmann teilen. Dazu bemerkt sie die hohe Geschwindigkeit des fahrenden Busses.

„Na dann Prost“, denkt sie, während sie unermüdlich damit beschäftigt ist, sich die stacheligen grauen Strähnen von Rosi, deren Kopf weinend auf ihrem voluminösen Busen liegt, aus dem Gesicht zu verbannen. „Was soll kommsen – was soll werdsen – was sollst machsen“. Ein kleines Lächeln fährt über ihre vollen, nun jedoch bleichen Lippen. Das hatte ihre Mutter damals schon immer gepredigt und es extra falsch ausgesprochen, um daraus einen leidlich verständlichen Singsang zu machen und ihre Tochter in solchen Momenten der Sinnlosigkeit noch irgendwie zu erheitern.

Bilder von ihrem Elternhaus, einer kleinen Siedlung kurz vor Husum, ziehen kurz an ihr vorbei, während sie erneut vehement eine von Rosis Haarsträhnen aus ihrem Nasenloch verbannt. Sie erinnert sich an reetgedeckte Häuser, Bauernhöfe, Schafe und den unablässigen Wind van Achtern oder von Bug – wie ihr Papa es nannte. „Wenne vor den Bug bekommst, solltest du die Hände hochnehmen und zuschlagen!“, hatte er gesagt.

Das war ihr Vadder, der einmal zu oft die Fäuste gehoben hatte, als der Wind von Bug kam. Er verlor sein Leben, als sie gerade fünfzehn Jahre alt wurde. Sein Gesicht hatte sie nicht mehr sehen dürfen, da sein Kopf nach den Stiefelritten der Dithmarscher Hools nicht mehr zu restaurieren war.

Ihre Mutter hatte schon bei der Beerdigung, gezeichnet vom Alkohol, diesen monotonen Singsang über dem Sarg aus billigem Mahagoni-Imitat wiederholt. Kurz darauf war Mutter wahrscheinlich in die brausende Nordsee gegangen; sie wurde nie gefunden. Melle fuhr daraufhin nach Hamburg, schiss auf Husum und das Erbe. Mit knapp fünfzehn Jahren Lebenserfahrung und nur einem kleinen Rucksack voller Prillblumen-Aufkleber stieg sie am Bahnhof Dammtor aus dem ICE.

Am Berliner Tor geht es durch die Unterführung, dann kurz rechts und wieder links auf die B5 Richtung Bergedorf. Dieter denkt am Steuer kurz darüber nach, dass er hier eigentlich hätte aussteigen müssen, um seinen Nachtdienst im Jugendheim zu schieben. Aber nur ganz kurz, denn er freut sich viel zu sehr über die brüllenden PS unter seinem Fuß und darüber, endlich so einen riesigen Bus zu fahren. Der tote Schwarzkopf auf der Treppe war es seiner Meinung nach eh nicht wert, so ein Ungetüm zu lenken. Die kleinen Penner in der Unterkunft werden auch ein, zwei Stunden ohne ihren Dieter auskommen. Weglaufen können sie ja schlecht.

Pesche signalisiert mir wortlos mit dem Lauf seiner Waffe, mich zu erheben und mich nach hinten zu verpissen. Im Aufstehen verliere ich fast den Halt, da dieser Irre am Steuer den Bus viel zu schnell durch eine kleine Kurve ballert. Ich schlingere vorsichtig auf die drei Damen zu, die auf den Bänken mittig im Bus sitzen, und lasse mich auf dem erhöhten Behindertenplatz nieder.

Pesche nimmt meinen alten Sitz ein, um den Fahrer besser kontrollieren zu können. „Langsamer“, pfeift er Esso-Dieter an, „kein Aufsehen. Ist ein ganz normaler Nachtbus!“. Dabei lässt er den Lauf seiner Waffe mehrmals gegen einen Holm schlagen, woraufhin der Bus die Geschwindigkeit verringert.

Jasna sitzt direkt vor mir auf einem der Klapp-Notsitze im Mittelbereich. Rosi und die junge Frau im Quergestreiften halten sich auf der Bank neben mir immer noch in den Armen.

„Rosi – heißen Sie Rosi?“, rufe ich leise, während ich den Frontbereich im Auge behalte. Der ergraute Haarschopf hebt sich vom Busen der jungen Frau und die alte Frau glotzt mich neugierig an. Ihre zerknitterte Gesichtshaut erinnert mich an Mumien in einer ägyptischen Ausstellung.

Rosi öffnet die schmalen Lippen und spuckt mir quasi entgegen: „Und wer will das wissen?“. Ich erwidere lächelnd, dass ich vor gut zwanzig Jahren Bulle auf dem Kiez war und sie zu kennen glaube. „Und säufst mit diesem Arschloch da vorn aus der gleichen Pulle! Nachdem er dich umgehauen hat und du dadurch den Busfahrer erschossen hast?“, zischt sie mit reichlich Wut zurück. Jasna will etwas sagen, doch die junge Frau im Quergestreiften fährt ihr sofort über den Mund: „Und du kleine Bitch hältst mal ganz gepflegt die Fresse“.

Sicher muss es von hier hinten so ausgesehen haben, wie Rosi es gerade beschrieben hat. Konsterniert lasse ich mich in den Sitz fallen. Die junge Frau zischelt weiter, dass ich es als Bulle wohl nicht gebracht hätte und deshalb nicht mehr bei der Polente sei.

Ganz unrecht hat sie nicht. Mord, Totschlag, Clans, Pisse und Blut. Ich kam mit dem Wegschauen und dem karrieregeilen Beamtentum nicht klar, zerbrach daran und ging.

Jasna durchschneidet die Stille mit brüchiger Stimme: „Er hat es wenigstens versucht. Ihr heult hier hinten doch nur rum!“.

Die junge Frau neben mir springt schneller auf, als ich es ihr zugetraut hätte. Gerade noch schaffe ich es, die Haltestange vor ihr zu ergreifen, gegen die sie mit Wucht prallt. Es knackt schmerzhaft in meinem Ellbogen, während sie zurück auf den Sitz plumpst und Jasna als „Tusse“ beschimpft.

In diesem Moment zerplatzt eine Deckenlampe, zeitgleich erreicht das leise Plopp eines Schalldämpfers mein Ohr. „Setzen da hinten und Schnauze halten“, schreit Pesche von vorn. Ein weiteres Plopp folgt, ein kurzes Pfeifen, und die Kugel verschwindet durch die Deckenluke.

„Er kann schießen“, lautet die monotone und durchaus sachliche Beurteilung meines Hirns.

21.12.2013 --- Nachtbus 609 --- 21:34 Uhr

„Das hat gegessen“, denkt Pesche und lächelt stumm in sich hinein. Der alte Mann da hinten hat sich ganz schön eingemacht, als ihm die Kugeln um die Ohren gesaust sind und die Deckenlampe in kleinen Stücken runterkam. „So ist es gut“.

Er beobachtet weiterhin den Fahrer. Dieser riesige Kerl scheint wirklich Spaß am Busfahren zu haben. Pesche kennt ihn: Er ist der Mechaniker und Tankwart der Esso-Tanke auf dem Kiez, unverkennbar Esso-Dieter. Aber wenn der so einen Bock auf Busfahren hat ... warum schraubt er dann immer noch an den Karren der Jugos und Albanos rum und stinkt wie Hulle nach Öl und Diesel?

Okay. Er hat gezeigt, was er draufhat. Die Mädels um mich herum sind still geworden. Jasna weint leise in der Reihe vor mir. Ich höre ein unterdrücktes Schluchzen und sehe ihre bebenden Schultern. Leise zischt die junge Frau rechts von mir: „Ich bin Melle. Wie heißt du, Fatzke?“. Der Bus rumpelt gerade wieder über eine Bodenwelle. Pesche schreit den Busfahrer erneut an und ich raune leise, ohne den Kopf zu drehen: „Leonhard“.

„Leonhard“, pfeift die Frau leise und langsam durch die Zähne. „Bist ein Von oder was? So ein gepuderter Vorstadt-Dandy?“. Mir ist völlig klar, dass die reine Angst aus ihr spricht. Diese Situation kann sie nicht begreifen, also teilt sie ihre Angst und Wut an den Nächstbesten aus. Und ich bin nun mal in Reichweite. „Was wirst du tun?“, fragt sie noch leiser, fast bedrohlich. Beim Verarbeiten dieser einfachen Frage behalte ich stoisch das Führerhaus des Busses im Blick.

„Tja, was wirst du tun“, äfft sofort auch mein Kleinhirn wie ein Papagei Melles Frage nach.

Ein bewaffneter, verletzter Kerl, der zu allem bereit zu sein scheint. Ein Ex-Knasti, der wie beseelt einen Bus durch die Nacht steuert. Eine kleine, weinende Vorstadt-Bitch. Eine betagte Klofrau und dieses vorlaute Luder neben mir. Es gibt nicht viele Optionen, solange wir hier im Bus sind. Irgendwann muss die Fahrt aber mal zu Ende gehen. Dann werden wir sehen.

Ich lehne mich zurück und strecke die Beine in den Gang aus.

„Nichts wirrste tun, Fatzke. Dacht ich mir!“, entfährt es leise meiner Sitznachbarin Melle.

Pesche erhebt sich schwerfällig. Er stützt sich am Sitz ab und taumelt schwerfällig den Gang hinauf in unsere Richtung. Ich sehe nun die ausgedehnte Blutlache, die sich über seinen gesamten Oberschenkel bis zum Knie auf seiner hellen Jeans verewigt hat. Er hat reichlich Blut verloren.

„Noch drei, maximal fünf Stunden, dann verliert er das Bewusstsein“, sondert mein Hirn nüchtern als Information ab. Unwillkürlich muss ich an den Pfaffen denken, der mir am Grab meines Vaters sagte: *„Ihr Vater ist tot!“*. Eine ebenso offensichtliche wie gleichsam unnütze Information. Das sah ich damals auch ohne diese Ansage. Warum sonst hätte ich wohl an seinem Grab gestanden? Und dass Pesche viel Blut verloren hat und sicherlich bald umkippen wird, das sehe ich auch so.

„Einfach mal das Maul halten“, spreche ich leise vor mich hin. Mehr an mein eigenes Hirn als an andere gerichtet. Melle gibt mir jedoch sofort ein wütendes *„Arschloch!“* zur Antwort.

Die Waffe lässig in den Hosenbund geschoben, hält sich Pesche nun mit ausgebreiteten Armen an den beiden Haltestangen fest. *„Ein Rockstar bittet um ein Mikrofon“*, schenkt mein vorlautes Kleinhirn lachend noch einen nach.

„Du da“, ruft Pesche ruhig Richtung Melle: „Wie heißt du und wo wolltest du eigentlich hin?“. Melle setzt sich unmerklich etwas gerader hin und gibt pöbelnd von sich: „Welchen Wichser interessiert das? Lass uns einfach raus hier, du Stück Scheiße!“.

Auch Rosi ist jetzt wieder wach: „Ja, du vericktes Stück Scheiße. Was soll der Terz? Lass uns einfach gehen“. Pesche lässt langsam den Kopf auf seine Brust sinken. Es scheint, als würde er seine Oberarme dehnen wollen, da er sich nun weit zwischen den Haltestangen nach vorn durchhängen lässt.

Ruckartig hebt er wieder den Kopf und lässt ihn zwischen den Schultern tänzeln, dass man seine Halswirbel bis zu uns hin knacken hört. Er legt ein schiefes Lächeln auf und spricht langsam, dadurch umso bedrohlicher: „Mädels – ihrkennt den Ernst der Lage. Ich werd's nicht mehr lange machen, wenn das hier nicht behandelt wird“.

Er schaut kurz hinunter auf den Knauf, der aus seinem Bauch ragt.

Dann fährt er mit fester Stimme fort: „Und wenn ich gehe, geht ihr auch. Alle oder keiner. Ich brauche einen Arzt und ein Versteck. Und beides schnell!“.

Er schiebt sich dabei nach rechts in den Freiraum vor der Mitteltür und lehnt sich dort mit dem Rücken an die Sitzreihe.

Überraschend schnell zieht er die Waffe aus dem Hosenbund und gibt einen Schuss in die Decke ab. Der Schalldämpfer steckt nicht mehr auf dem Lauf. Ein bellendes Geräusch zuckt durch den Bus.

Es scheint sogar Esso-Dieter aus seiner Ruhe gebracht zu haben, da der Bus ganz kurz ins Schlingern kommt. Pesche hat nun alle Aufmerksamkeit, die er will: „Hat jemand, verickt noch eins, eine Idee?“.

„Meine Mutter“, kommt es krächzend aus der Richtung von Jasna.

„Meine Mutter ist ...“. „Sprich lauter, Bitch. Ich kann dich nicht

verstehen“, brüllt Pesche sie rüde an und hält dabei den Lauf der Waffe in ihre Richtung. Etwas sanfter schiebt er nach: „Lauter bitte – nur etwas. Deine Mutter ist ...?“

„Ärztin“, sagt Jasna. „Also Tierärztin. Für Pferde und so“, kommt es fast beschämt hinterher. „Aber Ärztin!“

„Na toll. Jackpot! Und wo finden wir deine Mutter ... mein kleines Täubchen?“

Immer noch zielt Pesche mit der Waffe auf Jasnas Kopf. Trotz seiner sichtbaren Schmerzen hat er die Distanz zwischen sich und unserer Gruppe langsam verringert und steht jetzt direkt links von Jasna.

„Und wo finden wir deine Mutter?“, wiederholt er im Tonfall eines kleinen Jungen. Dabei schlägt er der jungen Frau schnell und hart mit der flachen Hand auf den Kopf. „Wo finden wir deine verflixte Mutter?“, brüllt er dann aus kurzer Entfernung ins Gesicht der völlig verschüchterten Jasna.

Ich spüre, dass Melle aufspringen will und schiebe langsam meinen Arm wieder rüber zum Haltegriff.

„Keine gute Idee“, zische ich leise durch die Zähne. Melle bleibt tatsächlich sitzen. Rosi dagegen zischt laut: „Scheißker!“.

Pesche lässt sich von alldem nicht irritieren und schiebt langsam den Lauf seiner Glock unter das Kinn von Jasna.

„Wo finden wir deine Pferde-Mutti?“, fragt er glockenhell und auffallend sanft.

„In Dassendorf. Da haben wir ein Gestüt. Sie müsste jetzt daheim sein“. Völlig verschüchtert und bar jeder Tonalität fallen die Worte wie glatt geschliffene Flusskiesel aus ihren vollen Lippen.

Pesche steckt die Waffe wieder in seinen Hosenbund und greift mit breiter Hand in die Haare der jungen Frau, zerzt sie daran vom Sitz hoch und wirft sie regelrecht Richtung Führerhaus.

„Ab nach vorn, Schlampe. Zeig ihm, wo deine Mutter wohnt!“

21.12.2013 --- Harburg, Büro KHK Diercke --- 22:15 Uhr

Im Gang bemerkt Diercke, dass in seiner Büroflucht noch Licht brennt.

„Tobi – du irres Tier. Was machst du denn noch hier?“

Tobias Bromkamp, von allen nur Tobi genannt, ist Kriminalhauptmeister und Mitarbeiter im Team Diercke. Mehr oder weniger seine rechte Hand, auch wenn Tobi mit knapp siebenundzwanzig Lenzen noch recht jung ist.

„Wohl nix anders als Sie, Chef. Oder sehen Sie hier 'ne Kinoleinwand und Popcorn-Automaten?“ Sagt es und vertieft sich wieder in einen Stapel Papiere. Im Vorbeigehen sieht Diercke, dass es ausgedruckte Excel-Listen sind, die Tobi fein säuberlich mit gelbem und rotem Marker in einer mittleren Spalte abzeichnet.

„Tobi, ganz ehrlich, Mann. Es ist Samstagabend. Kurz vor Weihnachten. Hast du keine anderen Hobbys?“

„Chef, Sie wissen, wo ich wohne, oder? Hamburg-Eimsbüttel. Und was geht da gerade ab. Hä? Hä?“ Mit diesen Worten erhebt sich Tobi und schlurft rüber zur Kaffeemaschine.

„Ja klar ...“, kommt es von Diercke, „die gesamte Hamburger Innenstadt ist eine einzige Demo. Bin grad so durchgekommen und musste durch den Freihafen flüchten!“

„Sehn Se. Zwei Stunden im kalten Auto sitzen, dabei auf brennende Barrikaden starren oder zwei bis drei Überstunden im mollig warmen Büro. Klar soweit!“

Tobi kommt lächelnd zurück und tippt sich dabei an eine nicht vorhandene Hutkrempe. Seine langen, dunklen Haare hat er akkurat zu einem voluminösen Dutt auf seinem Schädel verfrachtet. Diercke biegt

schon halb in sein kleines Büro ab. Es ist deutlich kleiner als sein neues Büro im Präsidium. „Woran arbeitest du?“

Tobi fährt sich mit beiden Händen durch seinen dichten Bart, reibt sich die Augen und stöhnt auf seine Listen hinab: „Ich weiß, dass der Osmiri schwarze Kasse macht. Ich bin sicher, dass er auch an einigen Morden beteiligt ist und war. Die Jungs von der Mordkommission haben da umfangreiche Dossiers. Aber nix passt bisher wirklich zusammen. Und sein Teppichhandel, die vielen Kioske und der Getränkehandel sind allesamt doch nur Staffage. Ich weiß es einfach. Aber ich finde bislang keine Unstimmigkeiten zwischen Konten und Büchern. Aber ich werde was finden. Wenn schon nicht die Drogen, dann über die Steuer!“

Mit einem „Wie bei Al Capone“, dreht Diercke lächelnd in sein Büro ab und schließt leise die Tür hinter sich. Für einen BWL-Studenten, der auf dem zweiten Bildungsweg die mittlere Laufbahn als Kommissar-Anwärter eingeschlagen hat, macht der Junge sich wirklich gut. Immerhin noch voll motiviert.

Er weiß halt noch nicht, dass fünfundneunzig Prozent seiner Arbeit für die Tonne sind und dort auch für immer bleiben werden.

21.12.2013 --- Nachtbus 609 --- Bergedorf --- 22:23 Uhr

Aus dem völlig verschmierten Fenster sieht Rosi die Bushaltestelle vorbeiziehen, an der sie eigentlich hätte aussteigen wollen. Von hier aus noch gut zwei Kilometer Fußmarsch. Keine fünfzehn Minuten.

Eine kleine Datsche am Schleusengraben. Gut zweihundert Quadratmeter Grund. Darauf eine gemütliche, geräumige Holzhütte mit fließend Wasser und Strom. Mit Blick auf das träge dahinfließende Wasser des Schleusenarms. Mit Möwen, kleinen Fischerbooten, Lastschuten und Menschen, die winken, wenn sie an ihrem Grundstück vorbeikommen, während sie im Garten buddelt oder einfach nur in der Sonne sitzt. Fast wie in ihrem St. Pauli. Nur der riesige, alte Apfelbaum an der Grundstücksgrenze zur ungepflasterten Straße hin und die Ruhe an den Wochenenden machen den Unterschied. So was hatte sie auf dem Kiez nie gehabt. Auch nie erwartet.

Mit Ragip hat Rosi dort über dreißig Jahre zusammengelebt. Nie haben sie geheiratet. Warum eigentlich nicht? Ihre Mutter ist zeit ihres Lebens gegen die Verbindung gewesen. Ihre Rosalinde wäre viel zu gut für so einen stinkenden, türkischen Hilfsarbeiter. Wenig später hat Mutter sie verstoßen. Ragip hat Anfang der Achtzigerjahre einen kleinen Barbierladen aufgemacht und aus Rosalinde wurde die Klofrau Rosi.

Viel haben sie zusammen erlebt. Viel gesehen. In guten wie in schlechten Zeiten, wie es so schön heißt. Ihre Mutter hat sie danach fast dreißig Jahre nicht gesehen. Obwohl beide in Hamburg, nur wenige Kilometer voneinander entfernt, lebten.

Als Mutter starb, vermachte sie ihr trotz allem diese kleine Datsche am Schleusengraben in Bergedorf. Praktisch als Gegenleistung, bestand Mutter in ihrem Testament auf Einäscherung. Ihre Asche sollte in die Elbe gestreut werden. Das hat Rosi getan. Ist mit dem Bus zum

Fähranleger Teufelsbrück gefahren und hat die Asche ihrer Mutter bei kaltem Ostwind über die Elbe wehen lassen. Nur einen Monat später machte sie das auch mit der Asche ihres Ragip.

Er war einfach umgekippt. Ein Hirnschlag. Ein Aneurysma, haben sie gesagt. Rosi hat dann den Laden, den Ragip ihr vermacht hatte, an einen seiner Mitarbeiter verkauft. Das ist nun auch schon wieder fünf Jahre her. Zu guter Letzt sind Mutter und der „stinkende Türke“ jetzt für alle Zeit im Tode vereint.

Lächelnd und sehnsüchtig blickt Rosi noch einmal zu der kleinen Bank an der Bushaltestelle, bevor sich der Bus wieder ruckartig in Bewegung setzt.

Pesche hatte zwischenzeitlich die kleine Jasna in die Sitze hinter dem Fahrer gedrückt. Er sitzt ihr nun wieder gegenüber, mit Blick zu Esso-Dieter. „Wohin, Mädel?“ Jasna nimmt angewidert und langsam ihren Fuß aus der Blutlache, die Pesche zuvor hier hinterlassen hat. Ihr Blick fällt dabei auf das zerstörte Gesicht des Busfahrers, der immer noch im Einstieg auf der Treppe liegt. Säuerliche Galle umspielt sofort ihr Zäpfchen. Sie fühlt, dass sie sich gleich übergeben muss. Der Brechreiz ist jedoch sofort verschwunden, als sie eine schallende Ohrfeige zunächst nur hört, dann aber brennend im Gesicht spürt.

„Wohin?“, kommt es noch einmal kurz und scharf aus diesem schief lächelnden Mund, der in einem viel zu alten Gesicht gefangen zu sein scheint. Die Augenringe ihres Gegenübers sind tief und breit wie mit dickem, braunem Edding nachgezeichnet. Die eigentlich jugendliche Statur von diesem Pesche wird vom Antlitz eines kaputten Penners beherrscht, der mit Sicherheit in viel zu kurzer Zeit zu viel gesehen hat. Selbst in dieser Situation überkommt Jasna ein Anflug von Mitleid. Fast schon Verständnis.

Er hat einen Dolch im Bauch. Sieht keinen Ausweg. Vielleicht ist er ja gar kein schlechter Kerl. Die Menschen in der Roten Flora, den besetzten

Häusern im Hamburger Schanzenviertel rund um das Schulterblatt, waren ja eigentlich auch ganz in Ordnung. Wollten nur ihre Rechte auf freien Wohnraum durchsetzen. Waren sicher nicht kriminell oder gar böse. So wie sie. Sie ist auch nicht böse. Oder gar kriminell. Trotzdem will auch sie keiner.

Mutter und Vater haben sie, zumindest die ersten Jahre, immer nur gezeigt. Eher vorgeführt. Wie einen Bären in der Manege. Und als sie alt genug war, um das zu begreifen, Widerworte artikulieren konnte, wurde sie verschickt: Hier eine mondäne Kinderschule. Da ein Internat. Und dann noch eins. Und noch eins. Sie hat doch auch nur Halt gesucht. Oder Freunde. Wenigstens Mitstreiter. Wollte doch immer nur irgendwie dazugehören. Zu wem oder was auch immer. Danach gegiert, Bestätigung, Anteilnahme oder zumindest Mitgefühl zu bekommen.

Da fällt ihr plötzlich Simson ein. Immer noch muss sie lächeln, wenn sie an ihn und seinen komischen Namen denkt. Es war in Dänemark, im Internat. Ein blonder Junge mit krausen Locken. Ähnlich wie dieser Pesche, der nun direkt vor ihr sitzt. Simson war der erste Junge, der sie befummeln durfte. Da war sie ungefähr zwölf. Und nicht nur Simson. Auch seine Freunde durften es. All seine Freunde durften es. Nichts Wildes. Nur etwas fummeln und sich gegenseitig ausprobieren. Und sie durfte, als einziges Mädchen, mit diesen Jungen um die Häuser ziehen.

Später, in Baden-Baden, war es dann einer ihrer Lehrer. Eigentlich auch ein netter Kerl. Mit ihm hatte sie erstmals wirklich Sex. So ungefähr mit 14. Andere Kerle und damit andere Gruppen folgten. Meist sehr viel ältere Männer. Sie fühlte sich jedoch dazugehörig.

Der einzige Mensch, mit dem sie all das erleben und fühlen wollte, war indes ihr Bruder Robert. Er verstand sie. Er war immer für sie da, sobald sie daheim war. Daheim sein durfte. Er ist der Mann, der sie immer ...

Ein gezielter Fausthieb trifft plötzlich ihr Gesicht. Sie spürt etwas brechen. Schmeckt augenblicklich den warmen, eisernen, eher rostigen

Geschmack von Blut und etwas Kleines, aber Festes in ihrem Mund. Ein Zahn tanzt munter über ihre Zunge.

„Ich frage kein drittes Mal. Wohin?“

Pesche droht ihr erneut mit der Waffe im Anschlag. Was denkt sich diese dumme Schlampe eigentlich? Dass sie hier eine Kaffeefahrt machen? Hinterher gibt es Kuchen und Saunadecken für alle. Hat die noch alle Latten am Zaun?

Jasna spuckt Blut und einen Zahn in ihre offene Handfläche.

„Kannst es noch härter besorgt bekommen. Wohin fahren wir?“, schreit Pesche und fuchelt wild mit der Waffe vor ihrem Gesicht rum, im Augenwinkel darauf bedacht, auch den alten Wichser noch im Auge zu behalten. Der macht aber keinerlei Anstalten, irgendwie einschreiten zu wollen. Das Bellen der Glock hat ihm wohl gezeigt, wer hier das Sagen hat.

„Wo wohnt deine verflixte Mutter?!“

Den Blick auf einen strahlend weißen Schneidezahn in ihrer Hand gerichtet, antwortet Jasna, als ob grad gar nichts passiert wäre, wie auf die Frage, ob sie Zucker zum Kaffee haben wolle: „Die 207 Richtung Schwarzenbek. Nach dem Ortsschild Dassendorf die zweite links rein. Rechts am Sportplatz vorbei.“

Sie hört ihre eigenen Worte. Wie vom Tonband. Hört sich jedoch gar nicht nach ihr an. Als ob ein anderer das vorsprechen würde, was sie sagen will. Die Säure am Zungenband, das Blut in ihrem Mund, der Zahn auf ihrer Handfläche. Vermischt mit sämigem Speichel und Fäden von hellrotem Blut. Ihrem Blut. Über ihre Handfläche hinweg sieht sie wieder in das zerstörte Gesicht des Busfahrers, dessen Augapfel nun am Boden der Treppe sein neues Zuhause gefunden zu haben scheint.

Zu viel. Jasna sieht nur noch Dunkelheit. Warmen, schwarzen Samt vor Augen. Wie die sanfte Umarmung ihres Stiefbruders, wenn er zu ihr kommt. Seine starken Arme. Seine Nähe. Sein Geruch. Sie lässt sich dankbar in dieses Gefühl fallen ...

#8 – Endstation

21.12.2013 --- Nachtbus 609 --- 22:35 Uhr

Ich musste von meinem Platz aus mit ansehen, wie Pesche der Kleinen einen Fausthieb mitten ins Gesicht gab. Konnte von hier aus nichts tun. Meine Hände gruben sich in die Haltestange vor meinem Platz. Ich sah, dass Jasna kurz noch etwas sagte, konnte es aber nicht verstehen. Pesche schien jedenfalls zufrieden zu sein. Esso-Dieter trat wieder auf das Gaspedal und die Lütte sackte auf dem Platz hinter dem Fahrersitz zusammen.

„Tu endlich was – tu doch was!“, zischt mir Melle, fast böse, von rechts ins Ohr. Mir ist, als ob die gespaltene Zunge von Ka aus dem Dschungelbuch in meinem Ohr rotieren würde.

Was kannst du denn tun? Mein Kleinhirn übernimmt sofort und ungefragt den Disput. Du sitzt hier nur rum. Da vorn ist ein bewaffneter Irrer, der nichts zu verlieren hat. Rechts neben dir zwei unbrauchbare Frauen. Gut fünfzehn Meter Entfernung bis zu dem Typen, der die entscherte Glocke im Anschlag hält. Bei ihm zwei Menschen, denen du von hier aus auch nicht wirklich helfen kannst!

Sehr gern lasse ich, schon seit geraumer Zeit, immer mal wieder meinen irritierend gelangweilten Frontallappen übernehmen. Im Gegensatz zu mir kennt er keinerlei Emotionen, Angst oder gar Apathie. Von dort kommen immer nur klare, affektfreie Fakten. Zeitweise dazu vom Kleinhirn auch etwas Spott und Häme, wenn ich mal wieder nicht hören will und erst begreife, was abgeht, wenn sprichwörtlich Blut fließt.

Im Wesentlichen jedoch klare Ansagen, was geht und was nicht geht. Und wenn was geht, wie es geht. Und wenn nicht, was vorher unbedingt erledigt werden muss, damit es geht. Klar und strukturiert. Hätte ich doch schon früher mal mit dem Kopf und nicht mit dem Schwanz, dem Bauch oder gar beidem zusammen gedacht!

Doch halt. Was hatte Kleinhirn mir grad gesagt? Gut fünfzehn Meter Entfernung. Bei dem Wort Entfernung bleibe ich hängen. Hier hinten in der Reihe bin ich völlig unnütz. Allenfalls als Punchingball für die Wut, Enttäuschung und Angst der beiden Damen rechts von mir zu gebrauchen.

Ich muss Meter machen! Eine Überlieferung aus alten Fußballzeiten, als ich noch als Links- oder Rechtsaußen – je nachdem, wo der jeweilige Trainer mich eingeteilt hat – an der Linie lang mit oder ohne Ball nach vorn spurtete, schiebt sich dezent aus meinem Frontallappen nach vorn. Meter machen, riefen über Jahrzehnte zahllose Trainer in meiner damals jäh gestoppten Fußballerkarriere.

Ich ignoriere stoisch das vehemente Nein! des Frontallappens und wuchte mich aus der Reihe. Ich schaffe drei bis vier Meter. Überwinde damit den Mittelbereich für Fahrräder und Kinderwagen, bevor mich das laute Organ von Pesche stoppt: „Wo wollen wir denn hin, alter Mann?“

Ich schaffe es noch in die erste Sitzreihe nach dem Mittelbereich, als die erste Kugel das Dach über mir durchschlägt. Für irgendwas braucht er dich also noch. Emotionslos offenbart mir das mein ungefragter Frontallappen, während ich zeitgleich beide Hände hebe. Nicht abrupt, eher langsam. Während ich es noch zwei Meter und dadurch eine Sitzreihe weiter nach vorn schaffe.

„Einfach nur meine Zippen – bitte!“

Ein paar Sekunden ist es völlig still. Dann beginnt Pesche zu lachen. Sein Lachen wird, so denke ich zumindest, abrupt von seinen Schmerzen im Bauchraum gestoppt.

Während er stöhnt, übernimmt wieder mein Kleinhirn: Tja, nun stehste hier – wir haben dich gewarnt!

Pesche sieht mich misstrauisch, von Schmerzen gepeinigt und fragend an, während seine Waffe direkt auf meinen Kopf zielt. Er hat beide

Unterarme auf die Haltestange vor sich gelegt. Er würde mich nicht verfehlen. Die zwei Damen hinter mir haben sich ein wenig im Sitz erhoben. Fast neugierig ob der Ereignisse, die mein Auftritt vielleicht noch zu bieten haben wird.

„Ehrlich jetzt? Ist doch nun völlig egal, dass in Linienbussen nicht geraucht werden darf. Oder? Und du hast meinen Whisky und meine Zippen!“

Ich schaffe in dem kurzen Satz noch einen Meter. Pesche lächelt und nimmt die Waffe in nur eine Hand. Mit den Zähnen zieht er sich eine Zippe aus meiner Schachtel. Mein Zippo flammt hell auf. Sekunden später wirft er meine Zigaretten in den Gang. Hinterher mein Zippo, das mit lautem, metallischen Scheppern über den Boden gleitet. Und noch einen Meter geschafft. Nur etwa fünf Meter von ihm entfernt, nehme ich nun in einer Bank Platz und zünde mir, absolut genüsslich, eine Zigarette an.

Das laut durch den Bus gellende „Arschloch!“ von Melle nimmt Pesche abermals nur mit schiefem Grinsen auf, da er weiß, dass es mal wieder meiner Person galt.

21.12.2013 --- Nachtbus 609, Dassendorf --- 22:43 Uhr

Die Stimme von Esso-Dieter dröhnt durch den Bus: „Wohin, Boss?“

In dem Moment beugt sich Pesche langsam rüber zu Jasna, die immer noch bewusstlos seitlich auf der kleinen Bank hängt. Das Zentrum von Bergedorf liegt längst hinter uns.

Mir ist klar, dass wir uns auf der 207 Richtung Schwarzenbek befinden. Als Bulle hatte ich damals ganz Hamburg und das naheliegende Umland kennen und zumindest teilweise sogar lieben gelernt. Nach meiner Kündigung hatte ich kurz mit einem Taxischein geliebäugelt. Ich musste ja irgendwie Kohle verdienen und war, als gelernter Polizist, nicht nur im übertragenen Sinne ungelernter Arbeiter. Heute noch wüsste ich den kürzesten und schnellsten Weg vom Airport Hamburg bis zum Beispiel zur Kneipe Bei Gertrud in Hamburg-Rothenburgsort. Oder Innenstadt Ahrensburg zum Süllberg in Blankenese. Aber die Straßen dazwischen hätte ich damals zur Prüfung auch benennen müssen. Daran fehlte es, und so wichtig war's mir dann wohl doch nicht.

Vergleichsweise zärtlich tätschelt Pesche das Gesicht der jungen Frau. Sie wacht langsam auf und schaut erneut in den Lauf der Waffe, die in Pesches rechter Hand liegt. Während Dieters Frage hat er mich mit seinem Blick fixiert.

Jetzt ist Jasna dran: „Dassendorf voraus. Zweite links. Sportplatz. Und dann? Komm in die Pötte!“ Noch während Jasna sich aufsetzt, landet eine harte Backpfeife auf ihrer rechten Wange.

Pesche zieht sie rüde an den Haaren aus der Bank und schubst das Mädel nach vorn. Mit einem gellenden Aufschrei versucht die Kleine, im Fallen nicht auf den toten Busfahrer zu treten. In Schräglage knallt sie unsanft gegen die Frontscheibe und wird, im tiefen Bariton, von Esso-Dieter begrüßt: „Nice to see you, meine Blume. Wo soll's nun hingehen?“

Das Ortsschild Dassendorf saust vorbei. Sicherlich nur Vogelschiss und hochgeschleuderter Kuhmist. Die kleinen, dunklen Flecken auf dem Schild sehen im Vorbeifahren jedoch aus wie Einschusslöcher.

„Da vorn links. Ja hier“, höre ich die angsterfüllte Stimme von Jasna. Ein kurzer Blick nach hinten offenbart mir, dass Melle und Toiletten-Rosi sich nicht vom Platz bewegt haben und sich immer noch in den Armen halten.

Gut so. Habe hier vorn genug zu tun. Was hast du schon groß zu tun? Mein Kleinhirn labert wieder los. Willste noch mal um Zippen bitten? Oder ein Königreich für einen Whisky?

Der Bus biegt links ein. Ich höre ein scharfes „Licht aus!“ von Pesche. Sekunden später erlischt die Innenbeleuchtung. Auch außen wird es dunkler. Werbung und Außenbeleuchtung hat Esso-Dieter damit sicher auch gekappt. Ich kenne diese Gegend. Hier hatte ich noch Ende der Neunziger mal einen Liga-Kick. Mittig und zentral liegt der Fußballplatz mit allem Pipapo. Ist ja auch eine reiche Gemeinde. Wo früher noch eine Kuhweide war, ist jetzt ein zweiter Trainingsplatz etabliert. Drum herum fast ausschließlich Einfamilienhäuser, Villen und sogenannte Architektenhäuser. Entweder hell beleuchtet oder so dunkel, dass manche Gebäude nur diffuse Schatten gegen das Mondlicht werfen. Überall mehr oder weniger Weihnachtsbeleuchtung.

Die Häuser sind in einem Kreis rund um diese Anlage gebaut. Große Auffahrten. Kleinere Abstellplätze. Viel Schotter oder aber lange Einfahrten, durch schmiedeeiserne Tore und Kameras gesichert.

Wo soll dieser Linienbus der Hamburger Verkehrsbetriebe sich nun verstecken, geschweige denn stehen bleiben? Sicher ist doch schon Alarm ausgelöst worden. Der Bus muss im Linienbetrieb des HVV doch fehlen! Wartende Buskunden werden sich an die Leitstelle wenden: Wo bleibt der Bus? Und selbst wenn nicht, wird irgendein Anwohner hier wohl noch seinen Hund Gassi führen. Und dann steht hier ein Linienbus.

Einfach so. Mitten in der Anrainerstraße dieser betuchten Hamburger Vorstadt? Das wird, das muss doch Fragen aufwerfen!

Die du nicht beantworten musst! Meldet sich mal wieder schnippisch mein vorlautes Kleinhirn.

„Hier ... hier gleich rechts“, ist das brüchige Stimmchen von Jasna zu hören. Ezzo-Dieter bremst auf Schrittgeschwindigkeit ab, bleibt nur wenige Meter später mitten auf der Straße stehen und löscht die Scheinwerfer. Seitlich, durch die noch von den Molotows versengten Scheiben, ist ein erhöht liegendes Haus im rückwärtigen Bereich des Grundstücks erkennbar. Gerade und auch seltsam rechtwinklige Giebel setzen sich gegen das Mondlicht ab. Im Obergeschoss sind einige Zimmer beleuchtet.

Der Garten in dezent rotes und weißes Licht gehüllt. Weihnachtskugeln glitzern als matte Bodenbeleuchtung. Ein eisernes Tor und eine breite, mit kleinen Lämpchen erleuchtete Auffahrt. Friede, Freude, Eierkuchen. Es dringt schrill vom Kleinhirn in meinen Frontallappen. Als ob Pesche meine Gedanken übernommen hätte: „Und, Kleines, wie kommen wir in das Weihnachtsparadies rein?“

Jasna nestelt einen Schlüsselbund aus ihrer Jeans und drückt auf ein kleines, schmales Ding. Wie von Geisterhand gesteuert, ruckelt das große Tor kurz und gleitet dann geschmeidig zur Seite weg.

Ezzo-Dieter fackelt nicht lang und rangiert den Bus geschickt durch die Toröffnung. Im Schritttempo fahren wir unbeleuchtet über die breite, geschwungene Auffahrt. Ich hoffe kurz auf einen Bewegungsmelder, grell aufglimmendes Flutlicht, eine Sirene oder was Vergleichbares. Leider vergeblich. Eine kleine Baumgruppe links der Auffahrt macht das Haus und damit diesen Bus von der Straße aus praktisch unsichtbar. Im Augenwinkel sehe ich, dass sich das Tor hinter uns nicht wieder geschlossen hat.

Die Auffahrt endet in einem großen Platz vor dem Haus. Eine breit ausladende Treppe, deren drei Stufen indirekt beleuchtet sind, führt zur Haustür des Anwesens hinauf. Vor uns auf dem Platz stehen drei Autos. Einen Aston Martin erkenne ich sofort. Daneben zwei Mercedes vergleichsweise älteren Baujahrs. Im Bus herrscht angespannte Stille.

Mit leisem Plopp stirbt das gleichmäßige Bollern des Motors abrupt. Pesche wirkt gehetzt. Wie ein Fuchs, der in die Enge getrieben wird. „Verriegle die Türen hinten und steig aus“, befiehlt er Esso-Dieter. „Und räum den Dreck da von der Treppe!“

Dieter sieht zum toten Busfahrer, dreht sich zu ihm und rollt mit den Augen. „Wohin, Boss?“, fragt dieser große Affe doch glatt zurück.

„Einmal blöd – immer blöd“, kommentiert Melle leise. Ich habe mich die ganze Zeit schon gefragt, wie er das machen will, wenn wir aussteigen, irgendwann den Bus verlassen müssen. Ein Mensch allein ist schon schwer mit nur einer Waffe zu steuern. Aber drei Frauen und zwei ganz ordentlich gebaute Männer sind eine echte Aufgabe. Vor allem in dem Zustand, in dem sich Pesche befindet.

„Treppe runter, dann vor die Motorhaube und unter den Bus rollen. Mach schon“, weist Pesche in relativ ruhigem Tonfall an. Dieter tut prompt und schnell, wie ihm geheißen. Auch er verlässt nun den Bus und raunt im Gehen: „Aussteigen, die Damen und der Herr.“

Hier ist Endstation!“

21.12.2013 --- Dassendorf, Villa Kleidgen --- 22:45 Uhr

Jasna steigt als Erste aus dem Bus. In kleinem Abstand folgen Melle mit Rosi, ich bilde die Nachhut. Als alle draußen sind, schlägt Pesche dem jungen Mädchen ohne Vorwarnung die Faust ans Kinn. Ein sauberer Uppercut alter Schule.

Jasna fällt wie vom Blitz getroffen nach hinten in die Arme des verdutzten Dieter. „Trag sie auf beiden Armen hoch zur Tür!“

Rosi hat den Kopf tief in die Schulter von Melle vergraben.

„Alter Mann, du hakst links und rechts die beiden Frauen ein und gehst ruhig hinter Dieter her. Schön dicht an seinem Breitarsch. Keine Fisimatenten. Klar?“

Ich nicke nur kurz zur Bestätigung und dränge mich rückwärtsgehend zwischen Rosi und Melle. Bereitwillig hängen sich beide Frauen an und unter meinen Armen ein. Rosi hängt wie ein Sack Kartoffeln an meiner rechten Seite. Also hake ich die alte Dame unter, um sie wenigstens ein bisschen stützen zu können. Zeitgleich hebt Dieter das junge Ding wie eine leichte Strohpuppe auf seine mächtigen Arme. Das NS-Kreuz auf seinem rechten Bizeps ploppt dabei so weit auseinander, dass es aussieht wie ein Pfauenauge.

Nicht schlecht. Blöd ist Pesche nicht. Dieter hat nun im wahrsten Sinne alle Hände voll zu tun und außerdem den Showeffekt an der Tür. Ich kann mit den Damen an den Armen nichts ausrichten und er hat hinter mir alles im Blick. Die breite Treppe zur Eingangstür hat drei Stufen. Wenn dieses Vieh von Dieter vor der Haustür steht, dazu mit der Tochter des Hauses auf den Armen, wird keiner auch nur einen Hauch von den drei Personen dahinter wahrnehmen. Und von dem Kerl mit der Waffe im Anschlag schon mal gar nicht.

Nicht schlecht, Herr Specht ... äfft mein Kleinhirn noch mal in hohen Tönen wie zur Bestätigung nach.

„Tritt gegen die Tür! Und zwar kräftig!“, brüllt Pesche von hinten.

Dieter tut ohne Umschweife, wie ihm befohlen. Seine zwei Stiefeltritte lassen die breite, dicke Holztür in ihren Grundfesten erzittern.

Ich höre schnelle Schritte auf Fliesen. Gleichsam schwere Schritte. Eindeutig in Lederschuh. Nur echte Ledersohlen hören sich so an. Die Tür wird schwungvoll geöffnet. Helles Deckenlicht flutet über die Treppe. Am Becken von Dieter vorbei kann ich schwarze Herrenschuhe sehen. Feinstes Leder. Italienischer Captoe-Oxford-Stil. Auf Hochglanz gewienert und etwa Schuhgröße sechsundvierzig. Der Hosensaum aus zweifelsfrei bestem Tuch touchiert gerade so eben deren Oberkante.

Innerlich warte ich schon wieder auf eine Klatsche meines Kleinhirns. Aber es bleibt stumm. Zeig mir die Schuhe eines Mannes und ich sage dir, wer er ist! Ein Werbespot aus den Siebzigern taucht vor meinen Augen auf. Zeitgleich das Antlitz von Roger Moore. Wo bleibt eigentlich James Bond, wenn man mal einen braucht?

„Kommen Sie rein! Schnell! Was ist passiert?“

Die kräftige Stimme eines Mannes. Vermutlich leicht höher als sein normales Timbre. Dieter stürzt vor mir weg in die weit geöffnete Tür. Ich spüre die Waffe von Pesche in meinem Rücken.

„Los jetzt – schnell!“

Mit den beiden Frauen im Schlepptau erreiche auch ich das Foyer des Hauses. Sieht aus wie in einer Kathedrale. Ohne Zwischendecke geht es gut sechs Meter nach oben. Runde Lampen hängen wie erleuchtete Medizinbälle in unterschiedlichen Höhen von der Decke. Eine Aufhängung oder gar Kabel sind nicht sichtbar. Als ob sie im Raum schweben würden. Ihr Durchmesser nimmt ab, je weiter sie nach unten

reichen. Was für eine Eingangshalle, an deren Ende, genau zwischen den beiden seitlichen Treppenaufgängen zum Obergeschoss, zwei ausladende Armlehnen-Sessel im Rokoko-Stil stehen. Im Gegensatz zum Protz aus zweifelsfrei italienischem Marmor und der Größe dieser Halle dann schon fast schlicht. Jedoch ebenfalls in Weiß gehalten.

Über einem Beistelltisch aus Ebenholz zwischen ihnen prangt die letzte und damit kleinste Lichtkugel. Nur noch von der Größe eines Handballs. Während sich mein Kleinhirn mit dem Frontallappen zankt, ob hier stilvolle Dekadenz oder dekadenter Stil vorherrschen, tritt der Mann auf den Plan, der uns eingelassen hat. Pesche, der mit dem Rücken an einem riesigen Wandbild steht, das den Eiffelturm, in Wolken verhangen, in einer Kohlezeichnung abbildet, zielt direkt auf dessen Schritt.

Der Mann ihm gegenüber ist etwa Mitte Dreißig. Weiche, feine Gesichtszüge. Fast eine Kopie von Dean Martin in diesem Alter. Allerdings mit sauber gestutztem Vollbart. In einem schwarzen Rollkragenpullover, der von seiner ästhetischen Muskulatur, die sich fein strukturiert darunter abzeichnete, fast gesprengt wird.

Da steht er doch – dein James Bond. Mein Kleinhirn kichert naseweis.

Ich habe Melle und Rosi sich selbst überlassen und stehe, etwa drei Meter entfernt, seitlich von Pesche. Völlig naiv versuche ich, diesem Bild von einem Mann meinen Plan per Telepathie zu suggerieren.

Du machst eine schnelle Bewegung nach links. Pesche schießt auf dich und ich ihn Kerl um.

Ich bin schon auf dem Sprung. Äußerlich gelassen, innerlich fokussiert. Aber es kommt keine Rückmeldung von diesem Adonis. Ganz im Gegenteil. Der Mann breitet die Arme aus und lässt die Handflächen nach vorn zeigen. Das genaue Gegenteil von Dominanzverhalten. Ich habe nichts zu verstecken. Du kannst mir trauen. Das bedeutet diese

Geste im Kosmos der Körpersprache. Ein Mann mit diesem Aussehen und dieser Statur, der so offen nonverbal mitteilt, dass ...

Halt endlich das Maul! Genervt versuche ich, den aufkeimenden Wikipedia-Rausch meines Frontallappens zu beenden, als ein neuer Spieler die Eingangshalle betritt.

Melle und Rosi kauern mittlerweile, in inniger Umarmung versunken, rechts von mir an der Ecke des Kohle-Eiffelturms. Dieter hält die bewusstlose Jasna immer noch, ohne die geringste Anstrengung wie es scheint, auf seinen Armen und steht wie ein Monument mitten in der Halle. Pesches Augen sind in wilder Bewegung. Sie erfassen alle nur möglichen Richtungen gleichzeitig.

Aus der offenen Tür links von der Halle kommt jetzt ein älterer Mann. Aufrecht, autoritär. Auch seine Schuhe machten dieses typische Geräusch, wenn ein Mann einen Raum betritt. Blank gewienert. Ledersohlen. Er trägt ein weißes Hemd mit Stehkragen und hat die Ärmel hochgekrempelt. Kleine, dunkelrote Flecken an seinem rechten Unterarm fallen mir sofort ins Auge. Blut – kein Zweifel. Was ist das hier für ein Kabinett?

„Stehenbleiben! Sofort!“, brüllt Pesche in den Raum.

Seine Waffe pendelt zwischen dem älteren Herrn und dem Adonis. Kein Zweifel: Vater und Sohn. Statur, Haltung und Charisma verraten es. Nur, dass der ältere Mann eine schwarze Augenklappe trägt und an dem Arm, wo ich Blut auf dem Hemd vermute, gerade mal drei Finger an der Hand hat. Was deutlich sichtbar wird, als er in der Bewegung innehält und beide Hände langsam auf Schulterhöhe hebt. Sekundenlang herrscht Stille. Eine schon fast ohrenbetäubende Stille. Es scheint, als ob selbst das Atmen von den Personen im Raum eingestellt wurde. Kein Räuspern, kein Schluchzen. Einfach ein Vakuum in der Zeit.

Obwohl die Situation äußerst gespannt ist, wagt mein Gehirn wieder einen Ausflug. Great Salt Lake. Ich war damals unterwegs von Utah nach Nevada, um in Las Vegas meinen Reichtum zu verzocken. Dumm, ich weiß. Aber genau das war damals das Ziel. Die schier endlose Landstraße führte an einem Salzsee vorbei. Kein Baum, kein Strauch, kein Wind, kein Stein. Nur diese öde, platte Ebene. Ich musste pissen und stieg aus dem Auto. Es war ein sofortiger Schock. Ich traute meinen Sinnen nicht. Es gab keinen Laut. Es gab nichts. Es war so still, dass es in den Ohren wehtat. Ebenso kommen mir diese Sekunden vor.

Die Stille wird gebrochen vom Stöhnen der jungen Frau, die Dieter noch immer stoisch auf den Armen trägt. Ihm wurde ja noch kein anderer Befehl gegeben. Was hätte der Hüne auch sonst tun sollen? Mit einem: „Kommen Sie doch herein!“, und einer einladenden Geste dreht der ältere Mann sich unaufgeregt um und geht wortlos zurück in den Raum, aus dem er gekommen ist. Keinen Blick hat er auf Ezzo-Dieter verschwendet, der seine bis dato zweifelsfrei bewusstlose Tochter in den Armen hält. Er geht einfach aus der Halle in den Raum zurück, aus dem er gekommen ist.

Das Mienenspiel von Pesche, der ihm mit der Waffe im Anschlag folgt, ist bühnenreif: Wie, der Kerl geht einfach wieder weg? Und der andere, der junge große Mann, steht immer noch da? Was tun?

Im Bruchteil von Sekunden können wir alle, wie in einem Buch, in den Gesichtszügen von Pesche lesen. Und er tut genau das, was alle tun, die eine Waffe haben und nicht weiterwissen. Den Abzug gezogen, trifft er eine der kugelrunden Lampen in etwa drei Metern Höhe. Es passiert nichts, außer dass das Licht dieser Lampe erlischt. Die Wirkung einer Glock, die ohne Schalldämpfer, dazu im geschlossenen Raum abgefeuert wird, hat jedoch schon ohne Treffer eine sogenannte mannstoppende Wirkung: ein heiseres Bellen, das in tiefem Grollen mündet.

„Rein da!“, schreit Pesche wie irre in die Halle.

Dieter hat Mühe, die inzwischen zappelnde Jasna auf seinen Armen zu halten. Der Adonis folgt ihm in den Raum, in den der ältere Mann gegangen ist. Melle und Rosi erheben sich schwerfällig. Ich helfe ihnen auf und betrete, mit Pesche in meinem Rücken, ein sehr großzügig dimensioniertes Wohnzimmer. Auch hier alles in Weiß. Italienischer Marmor als Bodenfliesen und diese runden Bälle, die in abnehmender Größe als Lampen von der Decke hängen. Bodentiefe Fenster lassen einen Ausblick auf einen riesigen, schneebedeckten und erleuchteten Garten erhaschen.

Esso-Dieter hat Jasna nun endlich von seinen Armen gleiten lassen. Die junge Frau steht desorientiert mitten im Raum. Pesche nur einen Meter hinter ihr, seine Waffe zielt direkt auf ihren Kopf.

„Lass die Waffe fallen! Sofort!“, kommt es sonor aus der uns entgegengesetzten Richtung.

Nicht eines dieser Worte wird extra betont.

Eine klare Ansage, einem Befehl gleich. Selbst das Sofort am Ende des Satzes wäre gar nicht notwendig gewesen. Der Angesprochene hätte wissen oder zumindest errahnen sollen, dass hier das Ende der für ihn bestimmten Fahnenstange erreicht ist.

21.12.2013 --- Harburg, Büro KHK Diercke --- 23:20 Uhr

Sicher freut es ihn, ein zusätzliches Büro in Hamburg zu haben. Dazu auch noch im neuen Polizeipräsidium. Das hat wahrlich nicht jeder. Schon gleich gar nicht, wenn es „nur“ um Wirtschaft und nicht um Mord oder Sexualdelikte geht.

Aber Harburg war irgendwie jedes Mal wie nach Hause kommen für ihn. Den Rattenstall hier nannte Diercke sein Büro. Klein und durchaus in die Jahre gekommen. So wie er. Zu den neuesten Errungenschaften zählt ein schmales Sideboard, aus dem mit einem Klick auf zwei Knöpfe ein schmales Feldbett plumpst. Nicht hübsch, wenig komfortabel. Aber zweckmäßig. Er ist schon seit Längerem geschieden und sowieso praktisch mit seinem Beruf verheiratet. Nach der Scheidung hat er sein Haus verkaufen müssen, um seine Frau auszahlen zu können.

Tut ihm heute nicht mehr weh. Er hat in Präsidiums-Nähe eine kleine Pension gefunden. Mit Zimmer- und Wäscheservice sowie ab und an mal einem Frühstück. Die Butze kostet ihn nur einen Bruchteil von seinem damaligen Haus, in dem er auch nie wirklich daheim war.

„Alles fügt sich irgendwann“, brummelt Diercke vor sich hin, während er das Fenster öffnet und in seinem abgewetzten Sakko nach Zigaretten und Feuerzeug fischt. Während das Zippo aufflammt, fällt sein Blick auf die kleine Wanduhr neben dem riesigen Kalender an der Wand hinter seinem Schreibtisch.

Schon fast Mitternacht. Leonhard wollte sich doch heute noch melden. Was versteht der denn unter heute? Diercke zückt sein Handy und wählt Leonhards Nummer. Das Handy auf Lautsprecher gestellt, blickt er versonnen den Rauchschwaden nach, die wie schale Geister langsam in den Innenhof der Wache wabern.

Drüben, bei der SOKO Amelie, brennt noch Licht im Besprechungsraum. Drei Männer und eine Frau sitzen um einen Tisch. Laptops auf jedem Platz und Armbruster, der Leiter der SOKO Amelie, deutet mit einem Pointer immer wieder auf die Tafel. Als die Mailbox bei Leonhard anspringt, beendet Diercke den Anruf und drückt auf Wahlwiederholung.

Mit ausladenden Gesten scheint Armbruster sein Team beschwören zu wollen, jedem noch so kleinen Ansatz zu folgen. Die kleine Amelie, gerade mal sechs Jahre alt, war vor gut einer Woche in einem alten Schuppen auf einem Brachgelände an der Altenwerder Bullerrinne, gegenüber vom Güterbahnhof-Terminal, tot geborgen worden. Angekettet und elendig verdurstet. Laut Autopsie war das die Todesursache. Nicht der wiederholte und brutale sexuelle Missbrauch an diesem armen Wesen.

Gerade als Diercke erneut auf Wahlwiederholung drückt und dabei angewidert seine Zippe in den Hof trudeln lässt, klopft es kurz an seiner Tür. Tobi erwartet anscheinend keine Einladung. Die Tür öffnet sich schwungvoll nach innen und er steht, mit hochrotem Kopf und Laptop bewaffnet, gleich mitten im Raum.

„Was’n los, Tobi – guter Porno?“ Tobias schnappt hörbar nach Luft, was Diercke dazu anstachelt, noch einen draufzulegen und damit die Gedanken an die kleine Amelie wegzuwischen. „Mann, Mann, Mann, Tobi. Du hast rote Backen wie ein Pavian-Arsch!“

Lachend und hustend schlägt sich Diercke auf die eigene Brust. Während Tobi den Laptop auf der einzig vorhandenen Insel abstellt, die noch nicht von Akten oder Schriftstücken auf Dierckes Schreibtisch belegt ist, stoppt Diercke wieder seinen Anruf bei Leonhard und drückt erneut auf Wahlwiederholung. „Chef – ich hab da was!“

Tobis Gesichtsausdruck hat was von Freudenschrei, gemischt mit vollständiger Schizophrenie. „Ich weiß nur noch nicht so ganz, wie es

warum passt ...“ Tobis Fingerkuppen fliegen wie ein stürmischer Pfeilregen über seine Tastatur. Auf dem Bildschirm baut sich ein Raster auf, das Diercke an die grünlichen Unterbauplatten bei Lego erinnert. Hunderte von kleinen Kästchen, alle quadratisch oder rechteckig. Entweder grau oder grün. Die länglich rechteckigen jedoch in sattes Gelb gebettet. Drei Buchstaben stehen fett in diesen Zeilen, jeweils durch einen Punkt getrennt. K.I.S.

„Sagt Ihnen das was?“, kommt es jetzt fragend und auch ein wenig triumphierend von Tobi. Diercke schaut Tobi stirnrunzelnd an, während er die Wahlwiederholung stoisch erneuert.

„Tobi, was soll mir das sagen? Das Ganze jetzt? Die hübschen, bunten Formen. Tetris? Geometrie-Unterricht für Fortgeschrittene oder was wird das hier?“

Nun lächelt auch Tobias. „Chef. Ich habe eine Datenbank aufgesetzt und verschiedene Algorithmen eingepflegt. Über ODBC und verschiedene Real-Time ...“

„Tobias!“ Abrupt stoppt Diercke die ausschweifenden Anmerkungen seines Mitarbeiters. „Komm zum Punkt, Junge. Ich verstehe kein Wort. Was ist das Ergebnis und worauf muss ich achten?“ Diercke zündet sich eine weitere Zigarette an. „Kann doch nicht so schwer sein. Oder?“

Erneut wählt er nebenbei die Nummer von Leonhard. Tobias drückt zwei weitere Tasten, und das Bild auf seinem Laptop schwenkt um in eine kalendarische Ansicht. „Osmiri scheint während der letzten Jahre ins Immobiliengeschäft eingestiegen zu sein. Laut Grundbuchamt gehören dem Clan schon einige kleinere und größere Grundstücke im Bereich St. Pauli, Altona und Ottensen. Vor allem kleinere Kneipen, Pensionen, Hotels, Bordelle und Kioske.“

„Bislang nichts Verwerfliches, oder? Komm zum Punkt“, antwortet Diercke auf seine schnodderige Art.

„Der Punkt besteht darin, dass ziemlich genau zum Zeitpunkt des Ankaufs einer Immobilie immer und ausnahmslos Rechnungen von einer Baugewerbefirma auftauchen, die sich Kleidgen Industrie Services, kurz K.I.S. nennt.“ Tobi drückt erneut eine Taste. „Bis 1995 hieß die Firma noch Kleiden Industrie-Reinigung. Eine überschaubare Klitsche mit vielleicht zwölf Angestellten. Seit 1996 reinigt die Firma K.I.S. nicht nur Gebäude. Sie saniert und kauft die auch. Kleine und wenig auffällige Transaktionen. Und in schöner Regelmäßigkeit werden diese weiterveräußert.“

Diercke zündet sich, ungeachtet der Zippe, die im überquellenden Aschenbecher vor sich hin kokelt, eine weitere Zigarette an und schaut wie elektrisiert auf den Bildschirm von Tobis Laptop.

„Der Verkauf läuft über Notare und über durch weitere Anwälte gepflegte Unterkonten. Sehr seriös und durchaus auch transparent.“

Lautstark atmet Tobi ein, als wollte er alle Luft aus dem Raum absaugen. „Insgesamt acht Notariate und vier Anwaltskanzleien habe ich jetzt in der kurzen Zeit gefunden. Mindestens drei davon stehen in direkter Mandatsverbindung mit Angehörigen des Osmiri-Clans. Und es werden sicher noch mehr.“

Nach Beifall heischend tritt Tobi mit stolz geschwellter Brust einen Schritt zurück. Diercke hingegen kratzt sich nur ausgiebig am Kinn. „Ist da nicht was mit einer Zehn-Jahresfrist ... dieses, dieses ...“

„Spekulationsgesetz“, kommt ihm Tobi zur Hilfe. „Ist hier relativ überschaubar dargestellt.“ Tobi klickt wieder eine Seite weiter. Am rechten Rand Jahreszahlen und einzelne Daten. Am linken Rand Adressen, Namen von Voreigentümern und jetzigem Besitzer.

„Ab 1996 hat die K.I.S. so ziemlich alles gekauft, was nur irgendwie verfügbar war. Bis 2002 wurden mehr oder weniger genau alle zwei Jahre einzelne Immobilien wieder,– zu einem immer recht stolzen Preis,

verkauft, um neue Immobilien ankaufen zu können. Meist Gewerbeimmobilien. Es ist heute aus dem Pool der Gewerbeinheiten, die die K.I.S. ab 1997 aufgekauft hat, ohne Weiteres möglich, jedes Jahr bis zu vier oder fünf Einheiten wieder zu verkaufen. Ganz ohne steuerliche Zwänge. Und mittlerweile verfügt der Osmiri-Clan über unzählige kleine Firmen, GmbHs und Holdings. Selbst eine Stiftung befindet sich in Gründung.“

„Mann, Mann, Mann“, pfeift Diercke anerkennend durch die Zähne. „Das nenne ich mal Geldwäsche XXL. Jahre, ach Quatsch, Jahrzehnte im Voraus geplant.“

Tobi klappt seinen Laptop zu und geht zur Tür. Im Öffnen dreht er sich noch einmal zu Diercke: „Und sicherlich hat nicht jeder hier wirklich verkaufen wollen. Aber die Osmiris haben wahrscheinlich diverse Möglichkeiten, so ziemlich jeden umzustimmen.“

Die Tür schließt sich leise hinter ihm, als Diercke noch brüllt: „Saubere Arbeit, Tobi!“

Vom Gang kommt nur ein sich entfernendes: „Ich weiß, Chef!“

21.12.2013 --- Dassendorf, Villa Kleidgen --- 23:25 Uhr

Eine Frau am anderen Ende des großen Wohnzimmers. Schlank, fast hager. Anfang bis Mitte fünfzig. Die sehnigen, muskulösen Arme auf der schwarz gelackten Wohnzimmerbar aufgestützt, hält auch sie eine Waffe in der Hand. Zielt damit auf den Kopf von Pesche. „Lass sofort die Waffe fallen!“

Dunkel, rau, aggressiv, zu allem bereit. Und wieder diese Stille. Eine Wanduhr tickt von irgendwoher. Sonst kein Geräusch. Kein Atmen, kein Nichts.

Ich fixiere Pesche, soweit mein Sichtfeld das zulässt. Was wird er tun? Ist die Geschichte jetzt endlich vorbei? Die Frau da drüben, in ihrem hellblauen, weich fallenden Freizeit-Jumper mit ärmellosem Hoodie, hört sich nicht an, als ob sie Spaß machen würde. Überraschend wechselt Pesche ansatzlos die Zielperson. Hält jetzt dem Adonis des Hauses die Knarre an den Kopf und brüllt: „Hinknien. Sofort!“

Der Mann tut augenblicklich, wie ihm geheißen. Geht langsam in die Knie und nimmt sogar, unaufgefordert, beide Hände hinter den Kopf. Er schaut unablässig zu Jasna, die sich nun zu ihm umdreht. Ihre vor Schreck geweiteten, braunen Gazellenaugen nehmen jede seiner Bewegungen wahr. Ihr langer Lodenmantel fällt zu Boden. Wie in Zeitlupe. Augenblicklich wird mir klar, was mich schon an der Börsenbrücke an ihr irritiert hat.

„Waffe weg, Lady. Sofort! Oder der Kerl hier ist Geschichte.“

Und wieder kein Geräusch im Raum. Über Sekunden scheint die Szenerie wie eingefroren. Erst ein leises Klacken hebt die Stille auf. Die Frau hat ihre Waffe auf den Tresen gelegt und verschränkt nun ihrerseits beide Hände hinter dem Kopf.

Mein Hirn arbeitet massiv. Kleinhirn und Frontallappen geben sich sofort die Klinke in die Hand. Das Mädchen ist unwichtig. Der Mann wichtig! Innerlich klatschen beide Beifall. Wie schnell und korrekt Pesche die Situation analysiert und umgesetzt hat. Außer dem Adonis hat es keinen interessiert, was mit dem Mädchen in den Armen von Esso-Dieter passiert war oder hätte passieren können. Also war sie kein Druckmittel. Der Adonis stand näher zu Pesche als der ältere Mann. Also hat er ihn unter Feuer genommen. Gefahr erkannt, Gefahr gebannt, rutscht es mir unbeabsichtigt über die Lippen.

Wenige Minuten später werden wir alle vor dem großen Kamin aufgereiht. Aus dem Gewusel von Stimmen, die im Wesentlichen den Ansagen der Frau folgen, bemerke ich, dass der gutaussehende Mann auf den Namen Robert hört und der Sohn der Familie ist. Jasna ist folglich die Tochter des Hauses. Der ältere Mann heißt Rainer und stellt den Vater dar.

Nur die Frau bleibt bislang namentlich unbekannt, obwohl ziemlich klar ist, dass sie wohl die Mutter dieser Sippschaft sein wird.

Ich stehe nun rechts außen am Kamin und kann mich an dessen Sims aufstützen. Links von mir liegen sich Melle und Rosi in den Armen. Gefolgt von Sohn Robert, dem Vater Rainer und der Mutter ganz außen. Jasna ist auf dem Weg zur Hausbar, um Pesche ein Bier zu holen.

Pesche sitzt in einem ausladenden Sessel an den Fenstern zum Garten und hält uns mit seiner Waffe vor dem Kamin in Schach.

Innerlich zähle ich durch. Es ist eine Glock siebzehn. Also maximal achtzehn Schuss, wenn noch eine im Lauf geparkt war. Jedoch unwahrscheinlich, weil Pesche nicht den Anschein eines gelernten Killers macht.

Ausgehend davon, dass er die Waffe bislang schon benutzt hat, bleiben noch mindestens zehn, wenn nicht zwölf Schuss im Magazin. Und, wie

gesehen, ist er kein schlechter Schütze. Ausreichend Feuerkraft also, um all seine Geiseln im Hier und Jetzt zu erlegen. Damit auch mich.

Jasna kommt mit einer geöffneten Flasche Bier hinter der Bar hervor. Jetzt erkenne ich, was mich bei unserer ersten Begegnung in Hamburg so irritiert hat. Teurer Mantel. Das neueste Handy. Teures Parfüm ... aber Springerstiefel? Ohne diesen zweifelsohne sündhaft teuren Mantel hätten ihre Klamotten eher was von Punk und Nirwana, gemixt mit etwas Bolschewismus. Zerrissenes Baumwollhemd im Stil kanadischer Baumfäller. Am flachen Bauch geknotet. Dazu eine kurze Jeans, die mitten im Schritt aufhört und so zerschlissen ist, dass das kurze, mittige Bündchen der Nylonstrumpfhose zu erkennen ist. Die ist jedoch nur noch in zerrissenen Schemen zu sehen und endet in den alten Lederstiefeln. Eine Revoluzzerin vom obersten Board. Gut versteckt unter Geld und Glamour.

Pesches Waffe ist auf Jasna gerichtet. Sie soll ihm, außer dem Bier, auch die Waffe mitbringen, die immer noch auf der Wohnzimmerbar liegt. Eine Luger, schätze ich.

Sehr praktische Waffe. Selbst nach einem Wasserbad noch voll umfänglich nutzbar. Nur in Reinigung und Zusammensetzung umständlich. Etwas für Profis ... sondert mein Frontallappen mal wieder ungefragt sein Wissen ab.

Auf ihrem Weg zu Pesche ergießt sich ein Wortschwall des vermeintlichen Vaters über Jasna: „Hast es endlich geschafft, du linke Hure. Du Brut eines Massenmörders! Hast uns die Pest ins Haus gebracht. Fickst du sie alle? Auch die Huren hier unten. Oder nur die schwanzlose Sau, die dort im Sessel sitzt?“

Jasna bleibt stehen. Reicht das Bier wortlos und ohne Hinsehen Richtung Sessel. Gierig nimmt Pesche einen Schluck. „Boh – ist ja warme Pisse!“ Der Vater nimmt weiter Fahrt auf.

Ich sehe, wie seine Muskeln sich anspannen, rieche förmlich sein Adrenalin in der Luft. Ein Steher ohnegleichen. Selbst ich hätte jetzt den Schwanz eingezogen. Seine Aura ist manisch. Wissend. Aggressiv. „Was willst du kleiner Pisser von uns? Nimm die kleine Bitch einfach mit. Willst du Geld? Kann ich dir geben. Reichlich davon.“

Ich registriere, dass Jasna immer noch die Luger in der Hand hält. Mit großen Augen starrt sie den Mann an, den ich für ihren Vater halte. Zeitgleich fasst dieser Robert mit der Hand zu seinem Vater rüber. Der schüttelt unwillig die Geste seines Sohnes ab. Geht sogar noch einen Schritt nach vorn. Zeitgleich bewegt sich die vermeintliche Mutter ein paar Zentimeter von ihm weg. Jedoch auch etwas nach vorn. In meinem Kopf verfestigt sich die fixe Idee, dass hier ein Laientheater eine Darbietung gibt. Die Frau stimmt in das Streitgespräch ein. Versucht, den Vater zu beruhigen. Nun der Bruder, der wiederum mit seiner Mutter in Disput geht. Etwas von 'alles deine Schuld' faselt und gleichzeitig versucht, den Vorwärtsdrang seines Vaters zu unterbinden. Ein lautstarker Familienzwist.

Sie rücken vor, kommentiert gelangweilt mein Frontallappen. Und ja, ich sehe es. Wenn man eine Linie vom Ausgangspunkt dieser, nennen wir es mal Streitigkeiten, gezogen hätte, wären Mutter, Vater und Sohn nun schon gut jeweils einen Meter an den im Sessel sitzenden Pesche herangekommen. Zudem steht der vierte Teilnehmer der Familien-Show, Jasna, immer noch direkt neben dem Eindringling.

Pesche hingegen scheint die Show zu genießen. Seine Augen springen hin und her. Immer zu dem, der grad das Wort erhebt, den anderen beleidigt, brüskiert oder erniedrigt. Fehlt nur noch Popcorn, scheinen seine Augen zu sagen und er lächelt dabei dümmlich vor sich hin. Die Glock in seiner Hand zielt dabei immer auf den, der gerade spricht. Wie ein dressierter Affe. Sich in keiner Weise bewusst, dass sich die Schlinge dieser Familie immer enger um seinen schmalen Hals zieht.

„Du warst immer die kleine Hure des Hauses. Immer und durchgehend eine verseuchte Tripper-Pest. Schon als Baby hast du nach Weltuntergang gerochen. Konntest nie ...“

Die gerade noch kraftvolle Stimme des Vaters erstirbt mitten im Satz. Spritzer von Blut und Gehirn verteilen sich auf der Wand neben dem Kamin. Sein Körper fällt schwer nach hinten in einen Stapel von vorgeschichtetem Feuerholz.

Jasna hat wortlos die Luger hochgenommen und gefeuert. Ansatzlos. Eine lange Sekunde, vermutlich mehr als eine Sekunde, braucht es, bis der Lauf der Waffe nun auf ihre vermeintliche Mutter zielt. Die steht völlig ruhig da. Keine Mimik. Keine Geste. Absolut keine Emotion erkennbar. Jasna wirft plötzlich die Luger in den Schoß von Pesche, der seinerseits Robert im Visier hat.

„Wow – alter Falter“, macht sich die Anspannung bei Pesche Luft. „Wie kaputt seid ihr denn bitte?“ Es reicht ein kurzer Stupser von ihm, um dafür zu sorgen, dass Jasna nicht nur zusammenbricht, sondern sich im Fallen auch von seinem Sessel entfernt.

Während ich noch mit dem Gedanken darüber zu tun habe, warum Jasna nicht nur ihren Vater erschossen, sondern dem kaputten Pesche auch noch die zweite Waffe in den Schoß geworfen hat, kommt der ganz entspannt wieder zu Wort:

„OK. Gut. Ein Familiengeheimnis scheint nun geklärt zu sein. Shit happens. Ich habe aber von der schießwütigen Bitch auch gehört, dass es hier eine Ärztin geben soll?“

Mittlerweile hat Pesche beide Waffen in den Händen. Das offensichtlich zu warme Bier hat er einfach fallen lassen, als Jasna ihm die Luger in den Schoß geworfen hat. Es läuft jetzt langsam neben seinem Sessel aus. Hellbraune Plörre verteilt sich, an kleinen und größeren Glasscherben

vorbei, in einem anschwellenden Ring um den vorderen linken Fuß des breiten Sessels.

Die Frau im hellblauen Hoodie meldet sich. Wie in der Schule nimmt sie einfach nur den Arm hoch. Als ob gar nichts passiert wäre. „Die Ärztin bin dann wohl ich!“

Ich kann es kaum fassen. Ihr Mann ist vor Sekunden erschossen worden. Sein Körper liegt noch warm auf den Holzscheiten. Sie hat dabei nicht einmal gezuckt. Geschweige denn irgendeine Regung gezeigt. Noch nicht einmal hingesehen hat sie.

Stattdessen geht sie nun langsam auf Pesche zu. Aufrecht und mit einem fast mitleidigen Ausdruck im Gesicht. Als würde sie sich, da sie Ärztin ist, wirklich um sein Wohlergehen sorgen. Mit dem Hippokratischen Eid möchte mir mein Frontallappen hilfreich entgegenkommen. Doch ich würde ihn ab, da ich es gänzlich anders interpretiere.

Die Frau macht eine angedeutete Geste, sich das nur kurz ansehen zu wollen. Sie geht dabei in die Hocke. Eher ein Ausfallschritt.

Ihre Beine sind gespannt wie Sprungfedern. Durch den seidigen Stoff ihrer dünnen Jogginghose kann man deutlich das Spiel ihrer Beinmuskulatur erkennen. Alles an ihr deutet darauf hin, dass hier ein Raubtier zum Sprung ansetzt. Pesche zieht mit der rechten Hand stöhnend seinen Pullover hoch. Zielt jedoch mit der freien Linken von oben auf den Kopf der schlanken Asiatin.

Plötzlich zieht sie ruckartig den Dolch aus seinem Bauch und hebt gleichzeitig ihre linke Hand über den Kopf. Im Emporschnellen rammt sie Pesche den Dolch zweimal bis zum Heft seitlich unter der Achsel in die Brust. Ihre linke Hand entwindet dem verdutzten Mann mühelos die Waffe, während ihre rechte Hand den Dolch so kräftig in seinen Hals stößt, dass der auf der anderen Seite wieder austritt. Mit einem minimalen Schritt zur Seite steht dieses Wesen nun aufrecht neben

seinem Opfer und blickt versonnen zu uns hinüber, während sie, einem Roboter gleich, das Magazin aus der Waffe gleiten lässt.

Alle haben es gesehen. Aber niemand hat es in Gänze begriffen. Es dauert nur einen weiteren Lidschlag, und Pesche fällt. Kein Schrei kommt über seine Lippen. Keine Reaktion oder Abwehrbewegung, kein Aufbäumen.

Er fällt einfach nur neben ihr in sich zusammen. Wie ein vollständig bekleideter Mensch, der eben noch in seinen Klamotten steckte und sich nun wie eine Rauchschwade auflöst. Als ob nur Kleider ohne Körper zu Boden sinken würden. In Zeitlupe.

Zwei Stiche in die Lunge. Einer in den Hals. Sofortiger Verlust der Atmung. Kein Sauerstoff zum Gehirn. Keine Möglichkeit der Artikulation. Mein Frontallappen sondert wieder ungefragt Wissen ab, sonor und emotionslos.

Ausgerechnet Esso-Dieter ist der erste, der die neue Situation begreift und sich aus der Reihe löst. Die Asiatin schiebt, ohne jegliche Hast, das geprüfte Magazin wieder ein, zieht den Schlitten durch, hebt die Waffe und schießt. Mit der linken Handfläche die Waffenhand unterstützend. Leicht gebeugt in den Knien und mit angewinkeltem Schussarm. Der Hüne hat gerade mal zwei Schritte in ihre Richtung geschafft. Kurz hintereinander bellt die Glock dreimal auf. Nichts tritt nach hinten aus, obwohl die Distanz zwischen Esso-Dieter und der Asiatin maximal drei Meter beträgt.

Zwei ins Herz – eine in den Kopf. Wette? krakeelt nun mein Kleinhirn naseweis vor sich hin. Ich verändere meine Körperhaltung um keinen Zentimeter. Schau der Frau nun direkt in die Augen, während die Mündung ihrer Waffe auf meinen Kopf zielt und dieses riesige Stück Mensch, das einmal Esso-Dieter war, aus der Bewegung raus nach vorn über einen flachen Couchtisch sinkt.

Langsam, ganz langsam nehme ich meinen rechten Arm von der Brüstung des Kamins und hebe beide Hände. Die offenen Handflächen lasse ich dabei zu ihr zeigen. Von rechts höre ich Stimmen, unterdrückte Aufschreie und Melle, die ein deutliches „Was für eine Scheiße“ von sich gibt.

Die Frau hat in Augenblicken erneut und unmerklich ihre Körperposition von frontal auf seitlich zu mir verändert. Nur noch die rechte Hand an der Waffe. Mit der linken Hand zeigt sie auf die anderen Personen. Die Handfläche dabei wie ein Stoppzeichen mit vollständig gespreizten Fingern erhoben. „Alles ganz ruhig hier!“

Augenblicklich verstummen die Geräusche von Melle, Jasna und Rosi. Ich registriere eher nebenbei, dass der Sohn der Familie offensichtlich einen Schritt nach vorn gemacht hat. Er steht nun nicht mehr, wie noch vor Sekunden, mit uns Geiseln in einer Reihe. Er hat seine muskulösen Arme wie eine Schranke vor den Frauen ausgebreitet.

Mit lautem Krachen zermalmt, quasi zum Abschluss dieser surrealen Bühnensequenz, der tote Köper von Ezzo-Dieter den Couchtisch unter seiner nun leblosen Körpermasse.

Teil 3

Von Lämmern und Wölfen

„Ein schlechter Mensch wird diese Erde durch meine Hand verlassen. Dadurch diese Welt als einen besseren Ort hinterlassen.“

Li Ming Wang

#9 – Natur der Welt

21.12.2013 --- Dassendorf, Villa Kleidgen --- 23:35 Uhr

„Was gibt es da zu lächeln?“

Ohne sonderliche Betonung, jedoch unüberhörbar, kommen die Worte der Frau, deren Waffe immer noch auf mich zeigt, bei mir an.

„Die mannstoppende Wirkung einer Glock.“ Ich hatte nicht wirklich was gedacht. Es ist einfach aus mir rausgeblubbert. Mir war auch nicht bewusst, dass ich wahrscheinlich mal wieder ziemlich irre gelächelt habe, während in einem Zeitraum von wenigen Sekunden drei Menschen gestorben sind. Nicht einfach gestorben, sondern binnen weniger Augenblicke hingerichtet wurden.

Die Frau vor mir, deren Waffe nun auf mein Herz zielt, wiegt ganz leicht den Kopf. Ihre Schultern bleiben unbeweglich. Nur der Kopf bewegt sich ganz leicht. Es wird laut in meinem Kopf. Die Situation schmeckt meinem Inneren offensichtlich gar nicht. Weg hier. Alles in mir brüllt. Meine Augen tränen. Ich muss jetzt ruhig bleiben. Es gibt keine andere Option.

„Robert, bring die Frauen runter. Ins Dojo. Und bleib bei ihnen!“ „Mutter ...“, kommt es seltsam scharf, fast bedrohlich aus der Richtung von dem Mann, der immer noch seine ausgestreckten Arme, praktisch als Barriere, zwischen den drei Frauen und seiner offensichtlichen Mutter ausgebreitet hält.

„Soldat, alle verbliebenen Zivilisten in diesem Raum bringst du jetzt sofort ins Dojo. Sofort. Und du bleibst bei ihnen. Das ist ein Befehl!“

Während die Frau dieses eindeutige Kommando absondert, taxiert sie mich erneut und zielt nun wieder auf meinen Kopf. Ich rühre mich nicht einen Zentimeter und habe, so hoffe ich zumindest, das Lächeln ganz eingestellt. Das Fistelstimmchen von Jasna erhebt sich. Kraftlos, aber

hörbar: „Mutter ...?“ „Soldat! Alle Zivilisten im Raum. Auch und gerade dieses Balg von Schwester! Der Lächler da ist kein Zivilist.“

Sie lässt eine kurze Pause in ihrem Monolog und hält die Mündung der Glock nun wieder auf Höhe meiner Brust. „Soldat – jetzt!“

Der Mann, den sie Robert nennt, senkt den Kopf und treibt die drei Frauen wortlos, aber mit Gewalt vor sich her. Toiletten-Rosi trennt er kurzerhand von Melle und nimmt die alte Dame mit nur einer Bewegung wie einen Sack Blumenerde auf seine breite Schulter. Treibt dann mit ihren zappelnden Beinen die kurz aufbegehrende Melle vor sich her. Jasna scheint zur Tür hin eine lebende Begrenzung zu bilden, damit Melle nicht ausbrechen kann.

Sekunden später hat diese Szene ein Ende. Die Wohnzimmertür fällt mit einem dumpfen Klacken ins Schloss. Kein Geräusch mehr im Raum. Nur sehr gedämpft lassen sich noch diverse Schimpfworte von Melle erahnen.

„Setzen wir uns!“

Die Frau zeigt mit einem Wink der Waffe auf den großen, ausufernden Ohrensessel, der nah an den großen, bodentiefen Fenstern zum Garten steht. Dort hat vor wenigen Minuten noch Pesche gesessen. Ich reagiere sofort und mache mich auf in die angezeigte Richtung. Diese Halle von einem Wohnzimmer ist so groß, dass mir der Weg zum Sessel unwirklich lang zu sein scheint. Links vom Kamin liegt der tote Herr des Hauses. Rittlings in einem Stapel von aufgeschichtetem Feuerholz.

Wenige Meter neben dem Sessel hat Pesche sein Leben ausgehaucht und war schon tot, bevor sein Körper den Boden wirklich berührt hatte. Und vom Kamin zum Sessel hin muss ich über den Kopf dieser toten Masse namens Esso-Dieter steigen. Der einzige Mensch im Raum, mit dem mich zumindest so etwas wie eine Geschichte verbunden hatte. Neben dem Sessel steht ein breiter, fahrbarer Serviertisch. Walnuss oder Mahagoni, Karaffen unterschiedlichster Art darauf. Daneben noch verkorkte

Flaschen und Gläser verschiedener Stilrichtungen. Noch im Gehen frage ich: „Darf ich?“

„Tun dir keinen Zwang an“, antwortet diese Frau, fast geschäftsmäßig plaudernd, in meinem Rücken. Als ob wir nur noch die kleinen Details einer Vertragsunterzeichnung bereden müssten. Ich höre in meinem Rücken das Kratzen von Metall auf Stein, lasse mich dadurch aber nicht beirren. Immerhin habe ich wahrscheinlich guten Stoff vor Augen. Meinen Flachmann hat schließlich der tote Pesche geleert. Ich sitze also gefühlt schon seit Stunden auf dem Trockenen. Neben Rotwein und einer grünlichen, wässrigen Tunke, die ich nicht identifizieren kann, stehen zwei Karaffen mit bernsteinfarbenem Inhalt fast zentral auf der Platte des Servierwagens. Ich nehme die rechte der beiden, entferne den Glaskorken und rieche kurz daran. Bourbon. Eindeutig ein guter, sanfter Bourbon. Schnell ein kurzes Whiskyglas gedreht und gut vier Finger eingeschenkt.

„Das ist ein ...“

Ich schneide ihren Satz ab mit: „... Bourbon. Möchten Sie auch einen oder lieber den Single Malt daneben?“ Hinter mir herrscht eine seltsame Ruhe, die wie zerberstendes Glas im Raum hängt.

„Single Malt.“, kommt es knapp von Ihr. Während ich ein Cognac-Glas in meiner Hand drehe, antworte ich: „Zwei Finger. Ohne Eis.“ Ich brauche für diesen Satz keine Bestätigung. Ich weiß es einfach und schenke ein.

Im Umdrehen mit den zwei Gläsern in der Hand stelle ich fest, dass die Asiatin nun auf einem Barhocker in etwa zwei Metern Abstand von dem Ohrensessel Platz genommen hat. Aufrecht. Kerzengerade. Eine Augenweide für jeden Orthopäden, der von der Rückbildung der menschlichen Rasse Richtung Salamander faselt. Neben sich hat sie noch einen Barhocker vom Tresen der Bar an die Stirnseite des Wohnzimmers gezogen.

Ausgehend davon, was in den letzten Minuten passiert ist, geht eine unnatürliche Ruhe von ihr aus. Als ob alles nicht auch anders hätte kommen können. Als ob sie gewusst hätte, dass dieser Moment irgendwann kommen würde.

„Dort abstellen“, sagt sie knapp und zeigt nachdrücklich mit dem Lauf der Waffe auf den zweiten Barhocker. Die Glock hält sie nun, mit angewinkeltem Ellbogen, in der Hüfte. Die Luger liegt wieder auf dem Bartresen. Ich lasse mich schwerfällig in den Sessel plumpsen und schaue sie nachdenklich an. Innerlich bebe ich. Ja, ich fühle sicher so etwas wie Angst. Aber irgendwie nicht vor dieser wirklich heiklen Situation. In Worte fassen kann ich es nicht. Eine Mischung aus Neugierde und Panik? Etwas Voyeurismus, gepaart mit in dem Kitzel des praktisch Unausweichlichen? Todessehnsucht mit einer Prise Action?

„Was machst du?“, fragt mich die Frau plötzlich. Sie hat Whisky gegen Waffe getauscht. Mein Unterbewusstsein bemerkt klar, dass der Griff der Waffe dabei so justiert ist, dass es keine Sekunde dauern wird, um ihn wieder zum Anschlag in die Hand zu bringen. Auch habe ich das untrügliche Gefühl, dass diese Frau mir auch völlig ohne Waffe körperlich um Welten überlegen sein wird. Sie spricht sehr gut Deutsch, wenn auch zweifelsfrei mit amerikanischem Akzent.

Mit einem: „Ich genieße meinen Bourbon ... sind Sie wohl nicht zufrieden, oder?“, versuche ich, die nun gewiss zu erwartende Konversation, möglichst lässig zu starten.

Die Frau nippt kurz an ihrem Whisky, erwidert aber nichts. Ihre Augen sind nichts als schmale Schlitze. Die fast schwarzen Pupillen scheinen sich wie bei einer Katze zu ovalen Ellipsen verbreitert zu haben. „Im Moment arbeitslos, aber nicht arbeitssuchend“, füge ich wahrheitsgemäß hinzu. Das Angebot von Diercke habe ich ja noch nicht angenommen.

„Du hast gedient!“ Dieser kurze Satz kommt nicht als Frage. Eher als Bestätigung oder fast wie ein Vorwurf. „Nein. Habe ich nicht“, erwidere ich wahrheitsgemäß. Wenn auch eine Spur zu schnell und etwas zu laut.

Sie nippt wieder an ihrem Whisky und wiegt erneut leicht den Kopf hin und her. Als ob ein Puma die Entfernung zum Sprung abschätzen würde. Sie ist ungefähr fünf bis acht Jahre jünger als ich. Eine attraktive, asiatische Frau mit kurzem Stoppelschnitt ihrer pechschwarzen Haare. Schlank und sehr gut trainiert, wie nicht nur ihre definierten Arme deutlich zeigen. Aber etwas fehlt ...

Die Frau steht auf und tauscht wieder Whiskyglas gegen Waffe. Sie steht jedoch nicht einfach nur auf. Es ist mehr ein blitzschnelles Gleiten. Eben noch sitzend, steht sie nun seitlich von mir neben dem zweiten Barhocker.

„Du wirst als Geisel genommen und hast anscheinend zuvor ordentlich was abbekommen.“ Sie zeigt kurz mit der Waffe auf meinen Kopf. Klar, die verschorfte Platzwunde. „Du wirst in dieses Haus verschleppt und stehst mehr oder weniger ungerührt am Kamin, während um dich herum drei Männer sterben. Nicht mal gezuckt hast du!“ Der Lauf der Waffe zielt nun in meinen Schritt, während sie mit der freien Hand wieder zum Whisky greift. „Erklär es mir, wenn du nicht gedient hast!“

Vier, zähle ich durch. Mit dem Busfahrer, den wahrscheinlich ich auf dem Konto habe, sind es vier! Doch mir fällt partout keine schnelle und vor allem plausible Antwort ein. Auch bringt mich meine zwischenzeitliche Erkenntnis zu dem, was mich an dieser durchaus ansehnlichen Frau so irritiert, aus dem Gedankentakt. Sie hat keine Brüste. Absolut keinen Busen. Wie es scheint, noch nicht mal Brustwarzen.

„Taub bist du nicht. Anscheinend auch nicht völlig verblödet. Also, was ist es?“ Ihre Stimmlage wird nachdrücklicher. Fast wütend. Was ein Wunder! Ihr Mann ist vor ihren Augen von der eigenen Tochter

erschossen worden. Der weitere Verlauf des Abends war wohl auch nicht so prickelnd für sie. Sie braucht Antworten.

„Ich kannte keins dieser Opfer. Es war ...“ Ich überlege kurz, ob es klug ist, diesen angefangenen Satz so zu beenden. „... mir wohl einfach egal“, gebe ich dann doch offen zu.

Ihre Augen öffnen sich, ihre Pupillen nehmen fast schlagartig eine runde Form an: „Warum nennst du sie Opfer?“

Zunehmend wächst der Ärger in mir. Nicht nur, weil mir diese Fragestunde auf die Nüsse geht. Sondern auch, weil mein Glas fast leer ist und ich dieses joviale Duzen im Angesicht einer Waffe zum Kotzen finde. „Nicht erschrecken bitte“, sage ich, während ich langsam meinen rechten Arm ausstrecke, um an den Griff des Servierwagens zu kommen. Ich parke ihn neben meinem ausladenden Sessel. Die kleinen Rollen fahren knirschend durch die Glassplitter der Bierflasche, die Pesche hat fallen lassen.

Während ich mir einen weiteren Bourbon einschenke, höre ich mir mehr oder weniger selbst beim Sprechen zu: „Was soll das hier werden. Ein Interview? Versteckte Kamera? Was macht meine Wortwahl für einen Unterschied? Lieber: Menschen? Oder Männer statt Opfer?“

Im Abstellen der Flasche spreche ich einfach weiter. Sie hat mir keine Kugel in den Unterleib gejagt. Ich fasse Mut: „Der offensichtliche Herr des Hauses wurde das Opfer seiner eigenen Tochter. Der Entführer und der tumbe Gorilla wurden zu Ihren Opfern.“ Ich zeige dabei kurz mit meinem Glas auf sie und stelle die Bourbon-Karaffe zurück. „Wie soll ich das anders nennen?“ Die Frau hat sich nicht einen Zentimeter bewegt. Ihre Pupillen sind immer noch rund. Zwei große, schwarze Smaragde.

„Wie würdest du dich bezeichnen, in dieser Situation?“, schießt sie ihre nächste Frage in meine Richtung ab.

Sie will dich testen. Will wissen, ob du eine Gefahr darstellst. Es sickert langsam, dadurch aber umso verständlicher aus meinem Frontallappen. Ich jongliere mit Begrifflichkeiten. Habe das unbestimmte Gefühl, dass es um Männerhass gehen könnte. Keine Titten gleich Hass auf Männer? Aber das wäre zu einfach. Diese Frau ist ungemein vielschichtiger als so ein triviales Vorurteil suggeriert. Es muss um mehr gehen. Wie sie getötet hat. Wie sie mit der Waffe umging. Ihre Haltung. Ihre Aura. Als ob es ums Bettmachen oder den Abwasch ginge. Tausende Male gemacht. Ein emotionsloses Aufräumen.

„Zunächst einmal bin und heiße ich Leonhard. Dirk Leonhard. Wie darf ich Sie nennen?“ Die Frau zuckt mit keiner Miene. Keine Regung.

Nichts, was ich hätte lesen oder interpretieren können. Stattdessen kommt sie langsam auf mich zu. Die Glock im Anschlag, steht sie nun so nah bei mir, dass ich schwach ihr Parfum riechen kann. Eine schwere Note. Versace oder Dior. Innerlich schlage ich mir grad selbst in die Fresse, weil mir solche Belanglosigkeiten auffallen und sich Bahn in mein Hirn brechen.

„Schenk ein, Leonhard. Könnte unser letzter sein!“

Das sitzt. Aus ihrem Mund hört es sich an wie ein ernsthaftes Statement. Kein Scherz oder Lückenfüller. Sie nimmt die Möglichkeit eines letzten Whiskys zumindest wissend in Kauf. Ob der letzte für sie oder mich, ist als Frage damit auch beantwortet. Sie sagte vernehmlich unser. Soll heißen, dass, wenn sie geht, sie mich in jedem Fall mitnehmen wird.

Innerlich läuft mir eine Hühnerhaut die Speiseröhre hoch und runter. Äußerlich tue ich, wie mir aufgetragen, und fülle ihr Glas so lange aus der Single Malt Karaffe auf, bis sie leise Stopp sagt. Nichts Bedrohliches oder gar Befehlendes im Timbre. Einfach nur ein Stopp. Ich wähne mich auf dem richtigen Weg.

Noch während ich die Karaffe abstelle und dabei ihre nackten Füße fokussiere, schlägt sie mir in voller Wucht mit der Waffe zwischen Hals und Schulter aufs Schlüsselbein. Ein lautes Knacken sagt mir deutlich, dass sie es mit nur einem Hieb gebrochen hat. Der Schmerz stellt sich nur einen Lidschlag später ein. Die Karaffe hatte ich schon abgestellt, als der Hieb kam. Meine linke Hand hält mein Whiskyglas. Ich will ...

„Hallo Leonhard. Ich bin Kurva.“

21.12.2013 --- Dojo, Villa Kleidgen --- 23:35 Uhr

„Du mieser, feiger Pisser“, schreit Melle, als Robert ihr rüde in den Rücken tritt, damit sie endlich den Weg Richtung Dojo nimmt. Helles Licht flutet aus zwei länglichen Deckenstrahlern. Ein Boxsack baumelt unbeweglich von der Decke. Das teilweise schon brüchige Leder in der Mitte ist dick mit grauem Panzertape umwickelt. Es riecht nach Schweiß.

„Zwiebeln ...?“, fragt Rosi zögerlich. „Es riecht nach Zwiebeln und Benzin“, schließt sie schleppend langsam den angefangenen Satz ab, während Robert vier Zahlen in ein Display neben der Türzarge eingibt. Es ruckelt in der Tür. Mechanische Bolzen bewegen sich.

Jasna, die am anderen Ende des Dojos in der Ecke steht, sagt tonlos: „Das ist nicht nur ein Trainingsraum. Es ist ein Sicherheitsraum. Oder ein Gefängnis!“

Während sie die Worte ausspricht, öffnet sich neben ihr die Längswand des Raumes. Wie von Geisterhand scheint sie sich in Falten zu legen und rutscht nach unten wie eine Jalousie. Dahinter kommt eine voll ausgestattete Pantry-Küche zum Vorschein. Reihenweise Regale mit Dosen, haltbarem Obst, Kartoffeln, Wasserflaschen, Kanistern und einem blinkenden Aggregat von der Größe eines querliegenden Kühlschranks.

Wahrscheinlich Notstrom. Melles Vater hatte so ein Teil. Lief mit Diesel. Von dem Kasten gehen Rohre nach oben. Darüber hängen säckeweise Zwiebeln. Man weiß ja nie.

„Was sollte die Scheiße da oben?“, kommt es wütend von Jasna, die dabei ihren Bruder anstarrt. „Das kannst du mir wohl eher beantworten. Immerhin hast du unseren Vater erschossen!“ Mit bebender Unterlippe und gehobenen Fäusten geht Robert langsam auf seine Schwester zu. Gebannt betrachten Rosi und Melle das Geschehen. Unfähig, etwas zu sagen oder sich zu bewegen.

„Ja. Das habe ich. Aber ...“, kommt es mit seltsam fester Stimme von Jasna. „Aber was?“ Robert ist jetzt bei ihr. Mit nur einem Arm hebt er sie in die Luft und presst sie an die Wand. Seine Finger umklammern ihre Kehle. Jasna zappelt mit Armen und Beinen. Ebenso schnell, wie er sie angehoben hatte, lässt er sie wieder fallen.

Würgend und prustend stammelt Jasna: „Er war nie mein Vater. Niemals. Du hast doch gehört, wie er mit mir geredet hat!“

„Worte. Das waren nur Worte. Nichts als Worte. Kein Grund, den Mann eiskalt zu erschießen!“ Robert steht direkt über ihr. Im Licht der Deckenlampen ist der Speichel zu sehen, der mit jedem seiner wütenden Worte auf Jasna fällt. Er holt aus. Sein Fuß zielt auf ihren Kopf. Kurz vorher stoppt er jedoch ab und dreht sich um. Jasna rappelt sich hoch.

Eiskalt, denkt sie. Dass ich nicht lache. Seit sie auf dieser Welt ist, hatte dieser Mann nie ein gutes Wort für sie. Wenn sie nicht grad im Internat verreckte, hatte sie daheim einen Scheck bekommen und war aus dem Haus geflogen. Sie war doch nur dann gut, wenn sie weg war. Je weiter, desto besser!

Langsam bewegt sie sich nach vorn. „Nutte, Hure, Bastard, Flittchen. Alles über Jahre verwendete Koseworte deines Vaters für seine Tochter.“ Bei den Worten deines Vaters zeigt sie mit beiden Zeigefingern ausgestreckt auf Robert.

„Ich war keine zehn Jahre alt, da wurde ich schon verschickt. Zum Abschied hat mir dein Vater die Pille überreicht. Die Pille! Ich war fucking zehn Jahre alt!“ Aufrecht geht Jasna nun auf ihren Bruder zu. „Damit du nicht noch einen ungewollten Bastard mit nach Hause bringst, hatte er gesagt!“

Jasna steht jetzt direkt vor ihrem Bruder. Kaum zwanzig Zentimeter trennen die beiden. „Das waren seine Worte, als er mich nach Baden-

Baden geschickt hat und die Tür des Wagens vom Fahrer geschlossen wurde!“ Wütend stößt sie ihm ihre Zeigefinger auf die Brust.

„Is ja fürchterlich“, entfährt es Rosi. Jasna dreht sich auf dem Absatz um. Fürchterlich? Die Alte hat ja keine Ahnung!

Wütend geht sie auf Rosi zu. Melle stellt sich kampfbereit vor die alte Frau. „Versuchs ruhig, Bitch!“ Zornig grollt die Aufforderung über Melles Lippen.

Robert kommt mit schnellen Schritten von hinten, umfasst seine Schwester und hebt sie hoch. Als ob sie eine Gummipuppe wäre. Zappelnd und strampelnd wehrt sie sich energisch. „Ruhig, Jasna. Beruhige dich“, spricht Robert leise auf sie ein und setzt sie ab. Tränen liegen auf seinem Gesicht.

Ungerührt fährt Jasna fort: „Und dann war ich vierzehn. Komme endlich nach Hause. Vorher durfte ich nur an Weihnachten und Ostern bei euch, bei dir sein. Ganze sieben Mal in vier Jahren. Sieben verflixte Auszeiten mit der Familie. Und keine zwei Wochen später schickt mich dein Vater ins Internat nach Dänemark? Warum nicht gleich Australien?“

„Ich weiß, Jasna. Ich weiß!“ Behutsam nimmt Robert sie in die Arme. Jasna fängt an zu weinen. Sie zittert am ganzen Körper und vergräbt ihren Kopf an seiner Brust. Robert muss sie stützen. Selbst Melle hat nun einen Gesichtsausdruck, als ob sie einen verletzten Welpen vor Augen hätte.

„Und ... was soll nun werdsen“, kommt es leise von Rosi.

Auch die alte Dame hat sich erhoben und ist aus dem Schatten von Melle getreten.

„Wir bleiben erst mal alle hier“, antwortet Robert sanft.

„Weil Mutti es so will? Weil Söhnchen Muttis Liebling ist? Was soll die Scheiße? Lass uns gehen. Lass uns raus hier, du Drecksack!“ Nun kommt

Melle gefährlich geifernd auf ihn zu. Melle hat keine Angst. Schon lang nicht mehr. Die Jahre unter den Tischen auf St. Pauli haben sie hart gemacht. „Komm doch, Fatzke. Frauen schlagen ist doch genau deins. Muttersöhnchen!“

Robert geht wortlos einen Schritt auf Melle zu. Ein kurzer, trockener Hieb auf den Solarplexus. Melle kippt um. Wie vom Blitz getroffen. „Jasna, fessle sie!“

Auch Robert beherrscht den klaren Befehlston.

21.12.2013 --- Wohnzimmer, Villa Kleidgen --- 23:40 Uhr

„Boooh, was soll denn die Scheiße ...“

Durch den plötzlichen Hieb, der mein Schlüsselbein gebrochen hat, fliegt mein Arm, wie von einem Gummiband gezogen, vom Servierwagen in meinen Schoß und bleibt dort reglos liegen. Reflexartig versuche ich, die Finger meiner rechten Hand zu bewegen.

Es ist nur das Schlüsselbein. Dadurch wird die Bewegung des Arms unmöglich. *Deine Finger haben nichts damit zu tun*, hallt es sonor und emotionslos durch mein Gehirn. Jetzt fehlt nur noch ein „*Entspann dich!*“

Wütend sehe ich die Frau an. Bereit, mein Whiskyglas nach ihr zu werfen. Innerlich jedoch weiß ich natürlich, dass es völliger Blödsinn wäre, da der linke Arm an sich nur an meinem Körper angeflanscht ist, damit beide Körperhälften zumindest annähernd gleich aussehen.

„Du bist Rechtshänder. Alles hast du mit rechts ausgeführt. Vom Abstützen am Kamin über das Einschenken bis zum Kratzen am Kopf“, sagt die Frau, die ich Kurva nennen soll. Tonlos.

„Super. War mir bislang so noch nicht bewusst. Und warum die Scheiße?“, blaffe ich wütend zurück und leere mein Whiskyglas mit einem Schluck. Fick die Henne, scheiße, tut das weh.

„Eine potenzielle Gefahr weniger. Deinen rechten Arm brauche ich nicht. Er könnte mich aber gefährden.“

„Das verflixte Einmaleins der Kriegskunst, oder was wird das hier? Es ist mir scheißegal, was in deinem Haus abgeht. Mach meinen Flachmann mit der braunen Plörre hier voll und lass mich abziehen. Deine Scheiße hier interessiert mich nicht. Null. Hast du kapiert?“

Wütend will ich aufstehen. Meine rechte Schulter startet ein Feuerwerk aus Schmerzen. Ohne Bewegung zumindest noch erträglich. Doch jede Bewegung des Kopfes bringt mich fast zum Weinen.

Dein rechter Sterno-Cleido-Mastoideus. Musst du doch noch kennen. Warst doch mal ein angesehener Privat-Trainer, setzt mein Frontallappen dreist an. Ein Muskel, der vom Kiefer über das Schlüsselbein bis zum Brustbein verläuft. Lächle doch mal, kommt es noch schnippisch vom Kleinhirn hinterher.

Während die verschiedenen Gewerke meines Gehirns mit sich selbst in Smalltalk gehen, tritt die Frau seitlich an den Servierwagen. Die Glock in ihrer Rechten zielt auf mein rechtes Knie. Wortlos nimmt sie mit der linken Hand die Karaffe vom Servierwagen. Ihr Mund öffnet sich und ihre schmalen Lippen schieben sich, verflucht langsam, über den Glaskorken.

„Halt dein Glas hoch“, höre ich genuschelt, während sie den Korken ausspuckt, der sich im Saum des Vorhangs verfängt und geräuschlos am Boden liegen bleibt. Fast automatisch hebe ich mein Glas. Sie füllt es bis zur Hälfte auf und stellt die Karaffe zurück.

„Noch einmal ...“, sagt sie im drohenden Tonfall. Die Waffe immer noch auf mein rechtes Knie gerichtet. „Warum können dir drei tote Männer und das Ganze hier am Arsch vorbeigehen? Und ich warne dich. Und zwar nur einmal!“

Was will sie von mir? Meine Lebensgeschichte? Meine Einstellung? Mein Leben? Ich merke, wie sich urplötzlich ein kleiner Schweißfilm auf meiner Stirn und in meinem Nacken bildet. Und weiß, dass ich diese Frage nicht in einem Satz beantworten kann. Die Mündung, die nach wie vor auf mein rechtes Knie gerichtet ist, macht es nicht einfacher. Ich ringe nach Worten. Nach einem zumindest erklärenden Satzbeginn. Meine Schulterschmerzen sind plötzlich Geschichte. Mein Gehirn unter Volllast. Und ausgerechnet jetzt schweigen alle Synapsen. Nichts regt sich. Haben sich alle da oben urplötzlich verkrochen?

„Ich war Polizist“, kommt es dann unwillkürlich über meine Lippen. Wahrscheinlich nur, um etwas zu sagen, was zumindest ansatzweise mit dieser Situation in Einklang zu bringen ist.

„Und weiter?“ Keine Betonung in diesen zwei Worten. Nichts, was auf Neugier oder gar Missstimmung ob der Institution an sich hindeutet.

„Weiter was?“, brülle ich ihr wutentbrannt entgegen. Mein Sterno-Cleido-Dingens schlägt dabei fröhliche Purzelbäume mit dem gebrochenen Stück Schlüsselbein. Sie will wissen, ob du ihr nützlich sein kannst, mischt sich plötzlich wieder mein Frontallappen grob und dunkelrot blinkend in meine Gedanken ein.

„Hast du noch Verbindungen?“ Ihre schwarzen Pupillen sind wieder zu Ellipsen verengt. Eine Ader läuft plötzlich quer über ihrer Stirn. Dick pulsierend in blau und rot. „Hast du dort noch Kontakte?“

„Ja!“, quittiere ich ihre Frage sofort. Hatte ich. Und wenn es nur dieser Zausel von Diercke ist. Aber ich hatte Kontakt und Verbindung. Das kann ich mit Fug und Recht sagen. Nimm bitte die Waffe von meinem Knie, denke ich jedoch einzig, als ich dieses kurze Ja ausspreche.

Mitten im Raum liegt noch diese Stofftüte, in der zu Beginn der Busfahrt die Wertsachen und Handys aller Bus-Insassen eingesammelt worden waren. Ein grüner Smiley grinst mich von deren Außenseite keck an. War das wirklich erst vorhin? Es kommt mir jetzt schon wie Tage vor. Diese Kurva schnappt sich das Teil und schüttet den Inhalt auf einem zweiten Sessel aus.

Uhren, Handys, Portemonnaies und Geldscheine fallen heraus. Viele Geldscheine. Ganze Bündel. Und drei große, grüne Aktenordner.

Völlig ungerührt ob der Ausbeute dieses unscheinbaren Stoffbeutels blickt mich Kurva wieder an. „Welches davon ist dein Handy?“

„Meins ist nicht dabei. Wofür brauchen Sie mein Handy?“ Und wieder war es raus. Und wieder hätte ich mir lieber auf die Zunge gebissen. Halt doch einfach mal die Fresse! Jetzt brüllen meine Synapsen im Chor. Schon klar, denke ich. Wenn man euch braucht, seid ihr nicht da. Aber Häme ausschütten, das könnt ihr! Warum zur Hölle verrate ich dieser Kurva überhaupt, dass ich ein Handy habe?

Aber die Frau beantwortet meine eigene, an mich selbst gestellte Frage sofort: „Du wirst deinen Kontakt anrufen. Wenn du die Nummer im Kopf hast, kannst du auch mein Handy nehmen. Kein Problem. Aber du wirst anrufen!“

„Warum?“ Meine Frage ist noch nicht ganz verklungen, da beiße ich mir schon wieder auf die Zunge. Fehler, denke ich noch, da bellt schon die Glock. Die Kugel schlägt links von meinem Kopf durch die ausladende Lehne des Sessels und bleibt surrend in irgendeinem Möbelstück hinter mir stecken.

„Wo ist dein Handy?“ Kurva kommt wieder langsam, mit kleinen, geschmeidigen Schritten auf mich zu. Zu lügen macht wahrscheinlich keinen Sinn. Sie würde mich ertappen. Der nächste Schuss wird mich nicht verfehlen.

„Im Bus. Unterm Fahrersitz!“ Ein kurzes Lächeln umspielt die Lippen der Frau. Zwei schmale Striche in einem ansonsten völlig glatten Gesicht.

Als ob eine Gummimaske über ihrer eigentlichen Gesichtshaut liegen würde. „Sag ich doch. Du bist kein Zivilist. Ich rieche so etwas. Wirst entführt und schaffst es noch, irgendwie dein Handy zu verstecken. Braver Soldat!“

In dem Augenblick öffnet sich die Wohnzimmertür. Robert steht im Raum. „Mutter?“, fragt er nur. Er scheint den Schuss gehört zu haben. Seine Frage hat sich wohl erledigt, als er mich lebend im Sessel sieht. Mit

einem Glas Whisky in der Hand. Auch wenn es schon wieder fast leer ist. Hoffentlich grinse ich jetzt nicht wieder wie ein Irrer im IKEA-Bällebad.

„Robert, geh raus zum Bus und hol das Handy von diesem Mann. Es liegt unter dem Fahrersitz.“ Robert sieht seine Mutter zwar an, als ob sie nicht mehr alle Tassen im Schrank hätte. Trollt sich jedoch ohne Widerworte. Das leise Surren der Eingangstür ist zu hören.

Ich hebe langsam meinen linken Arm und sage: „Keine Angst. Ich hole nur meine Zigaretten raus!“ Kurva folgt mit der Waffe meinem Arm. Ich fingere mit einer Hand erst die Zippen und dann mein Feuerzeug aus der linken Westentasche.

Kurva sagt kein Wort. Bewegt sich nicht. Beobachtet mich nur. Wie eine Gottesanbeterin, die ein Insekt mit großen, schwarzen Augen anpeilt. Nach dem ersten, tiefen Zug geht es mir etwas besser. „Auch eine?“, frage ich und halte ihr lächelnd Zigaretten und mein Zippo hin. Sie schüttelt unmerklich den Kopf.

„Du wirst anrufen und jemanden sprechen wollen, der etwas zu sagen hat. Sag ihm, dass ich einen gewissen Onaj hier haben will. Onaj, den Anführer der Crna Moć!“ In diesem Augenblick kommt Robert wieder rein. Ich bin maximal verwirrt und schaue Kurva fragend an. Diercke hat vor einigen Stunden auch von der Crna Moć geredet.

In was für einen Film bin ich hier bloß wieder geraten? Ich wollte doch eigentlich nur nach Hause. Was würde ich jetzt für einen saftigen Streit mit Mira geben! Und vor allem für die darauf immer folgende Versöhnung im Bett. Um nicht wieder in Lächeln zu verfallen wische ich den Gedanken schnell von mir.

Robert reicht seiner Mutter mein Handy. Und bleibt einfach stehen. Sagt nichts. Bewegt sich nicht. Als ob dem berühmten Duracell-Hasen die Batterie ausgegangen wäre. Eine skurrile Szene. Ein Bär von einem Mann wartet scheinbar auf den nächsten Stromstoß. Doch nein. Er starrt nur

seinen Vater an, unter dessen Körper grad hörbar ein Holzscheit nachgegeben hat. Als ob sich der mit einem solchen Loch im Schädel noch mal bewegen würde.

„Die Frauen unten sind eingeschlossen?“, fragt Kurva ihren Sohn kurz angebunden. „Ja, Mutter“, gibt Robert ebenso kurz zurück. Gefolgt von einem: „Du willst Onaj hier haben? In unserem Haus?“ Robert scheint im Eingang etwas von unserer Unterhaltung mitbekommen zu haben.

Der einzige hier im Raum, der diesen Onaj nicht zu kennen scheint, bin dann wohl ich. „Ja, das will ich. Und dieser Mann da wird dafür sorgen!“ Ihre Waffe zeigt unmissverständlich in meine Richtung. Robert fragt nicht, wieso ausgerechnet ich diesen Onaj dazu bewegen könnte, diese Villa zu besuchen.

Er scheint überhaupt wenig zu fragen. Alles, was aus dem Mund seiner Mutter kommt, ist für diesen Adonis wohl gesetzt. Felsenfest. Ob Befehl oder einfache Ansage: Robert führt es aus. Was ist das für ein verflucht kranker Haufen hier?

„Durchsuch die beiden!“, bellt Kurva ihren Sohn an. „Das kleine Wiesel hier hatte diese Tasche bei sich. Viel Geld drin. Aktenordner und jede Menge Handys.“ Während dieser Aufzählung zeigt sie auf den Sessel, auf dem sich der Inhalt der Tasche verteilt, und tritt dabei, wie selbstverständlich, gegen den Kopf des toten Pesche. Seine Wunde am Hals, aus der die Klinge ausgetreten ist, öffnet sich kurz und gibt ein Glucksen von sich. Wie ein kleiner Rülps.

Robert durchsucht die beiden Leichen sofort. Akribisch von oben nach unten. Die Inhalte meiner lang zurückliegenden Ausbildung fallen mir dabei wie Steine in den Schoß. Er fängt mit beiden Händen am Nacken an. Geht über die Achselhöhlen, den Rücken und das Gesäß zu den Kniekehlen und den Knöcheln über. Bevor er Pesche umdreht, zieht er ihm die Schuhe aus, ausgelatschte Reebok-Treter, um auch sie zu inspizieren. Dann den ganzen Weg wieder hinauf bis zum Kehlkopf.

Etwas Kleingeld, ein Schlüsselbund, ein paar Quittungen und ein schwarzes Plastikteil, das aussieht wie eine Fernbedienung, legt er nacheinander in Reih und Glied neben das Becken des toten Pesche. Bei Esso-Dieter hat er ein wenig Mühe, diese Masse an totem Fleisch auf den Rücken zu drehen. Ein Butterfly-Messer, ein paar Münzen und eine kleine Tüte mit bunten Drops, sicher Amphetamine oder Steroide, legt er auch hier fein säuberlich in Hüfthöhe neben das tote Ungetüm auf den Boden.

Keine Scheu, keine Bewertung der Fundstücke oder gar der Toten, kein Nachdenken. Nicht ein Wort. Wie eine Maschine, die nie etwas anders gemacht hat. Stoisch beobachtet von seiner Mutter. Von mir eher mit einer Mischung aus Neugier und Abscheu. Wie schwer fällt es einem normalen Menschen, sich einer Leiche zu nähern! Zumal dann, wenn sie von Blut, Exkrementen und sonstigen Ausscheidungen umgeben ist. Bei jedem Toten entleeren sich Blase und Darm fast zeitgleich, sobald die Gehirnfunktion erloschen ist. So auch bei diesen beiden, die definitiv erst vor wenigen Minuten das Zeitliche gesegnet hatten.

Doch Robert zeigt kein bisschen Scheu. Ebenso apathisch, wie er die Durchsuchung der beiden Leichen durchgezogen hat, wendet er sich sofort konzentriert den Dingen auf dem Sessel zu. Als ob das alles zu seinem Tagesgeschäft gehören würde.

Dass der Vater der Dynastie vor wenigen Minuten von der Tochter erschossen wurde, dass zu seinen Füßen zwei Kerle in Blut und Scheiße liegen: all das scheint irgendwie in diesem Haus normal zu sein. Wortlos und ohne Hast stopft Robert die Geldscheine wieder in den Stoffbeutel zurück. Handys und Portemonnaies legt er geordnet, fast andächtig auf einen kleinen, quadratischen Beistelltisch. Ordentlich, Kante an Kante. Handys wie Geldbörsen nach Größe sortiert. Zwanghaft, jedoch mit seltsamem Desinteresse. Als wäre er von jetzt auf gleich in eine völlig andere Welt abgetaucht. Er setzt sich und nimmt die grünen Aktenordner

auf den Schoß. Richtet auch sie im Stapel auf Kante aus, bevor er den ersten öffnet und beginnt, langsam darin zu blättern.

Nicht ein Wort wird während der Durchsuchung der zwei toten Männer gesprochen. Die Augen von Kurva huschen unablässig zwischen mir und ihrem Sohn hin und her. Erneut überkommt mich bei diesem schlechten Film Gänsehaut. Mit Wucht. Was genau stimmt mit dieser Familie nicht?

„Hmm – zwölf Anrufe in Abwesenheit? Ein begehrtter Mann“, sagt Kurva, während sie auf das Display meines Handys schaut. Im nächsten Moment feuert sie ein scharfes „Passwort!“ in meine Richtung und ihre Waffe zielt wieder auf eins meiner Knie.

„3210!“, gebe ich schnell zurück. Sie wie auch ich können uns ein Lächeln nicht verkneifen. „Ja gut – ich habs nicht so mit Zahlen. Das vergesse ich wenigstens nicht!“

Jeder Versuch, die Situation mal für mehr als nur ein paar Sekunden aufzulockern, verpufft offensichtlich, da ihr Lächeln sofort gefriert und ihre Lippen wieder zu zwei dünnen Strichen werden.

„Ein Diercke ruft dich ständig an. Zwölf Mal allein in der letzten Stunde. Wer ist das?“

„Mein Kontakt“, gebe ich freimütig zu.

Es wird doch sowieso darauf hinauslaufen. Warum es also verschweigen?

21.12.2013 --- Dojo, Villa Kleidgen --- 23:50 Uhr

Jasna hatte den beiden Frauen die Hände mit Panzertape auf den Rücken gebunden. Robert war, nachdem der Schuss gefallen war, aus dem Dojo gestürmt. Sie hat den Schließmechanismus der dicken Tür genau gehört. Dieser Raum war von innen wie auch von außen verschließbar, wenn man denn die jeweilige Kombination kannte.

Viel zu oft schon hat sie hier unten allein gegessen. Über Stunden. Mit sich und ihren Gedanken oder Schularbeiten beschäftigt.

In der Welt da oben schien niemals Platz für sie zu sein. Nur Robert war immer nett zu ihr gewesen. Mit ihm konnte sie, wenn die Zeit und seine Eltern es zuließen, über alles reden. Sogar mit ihm auszugehen war manchmal möglich, sich vielleicht sogar in seine Arme zu kuscheln, wenn sie, wie so oft, traurig war. Er streichelte dann zärtlich ihren Kopf, spielte mit ihren langen Haaren und sprach leise auf sie ein. Meist in einer der Fremdsprachen, die er fließend konnte. Italienisch hat ihr immer am besten gefallen. Sie verstand meist nur wenige Worte. Aber diese ganzen, sanft fließenden Vokale, die machten die Sprache so lebendig.

Robert war ihr eigentlicher Vater. So viel stand für Jasna fest. Nicht dieser andere Kerl mit der Augenklappe, der nun tot neben dem Kamin lag. Jasna verspürte eine Spur von Stolz. Keine Genugtuung. Keinen Anflug von Skrupel. Einfach nur Stolz, sich endlich zur Wehr gesetzt zu haben.

„Ich muss pissen“, kommt es jetzt laut von der Dicken da hinten. „Soll ich es hier auf den Matten erledigen?“

Wie ein Messer, das sich langsam und rissig seine Bahn durch einen Vorhang schneidet, erreichen diese Worte Jasna langsam.

„Ey Bitch ... ich kanns nicht mehr anhalten!“ Jasnas verweinte Augen nehmen die Umrisse der untersetzten Frau nur schemenhaft wahr. Sie

steht aufrecht. Reckt ihren voluminösen Busen weit nach vorn. Neben ihr kniet die alte Frau und lehnt sich, sichtlich erschöpft, gegen die Wand.

Jasna erhebt sich. Geht auf Melle zu und sagt leise, bevor sie noch darüber nachdenken kann: „Dreh dich um!“ Melle guckt sie verdutzt an, dreht sich aber sofort um die eigene Achse. Wie in Trance sieht Jasna sich selbst von außen zu, wie sie Melle das Panzertape von den Handgelenken zieht. Jasnas Kopf ist völlig leer. Jeder weitere Gedanke fühlt sich von vornherein so an, als würde ihr Kopf explodieren, wenn sie ihn auch nur ansatzweise zulassen würde.

„Was los, Bitch? Keinen Bock mehr auf die Scheiße hier?“ Melle kann es nicht lassen. Doch die Betonung ihrer Frage kommt eher lasch daher. Und selbst wenn sie feindselig wäre, wäre es Jasna auch egal. Macht mit mir, was ihr wollt, schreit es gellend durch ihr Hirn. Ich habe meinen Vater getötet und bin wieder allein in diesem Raum. Eingesperrt. Was soll noch schlimmer werden?

„Durch diese Tür geht es zu den Umkleiden. Dahinter sind die Toiletten.“ Jasna bückt sich jetzt auch zu Rosi runter und nimmt ihr das Klebeband ab. Da hinten gibt es aber keinen Ausgang. Macht, was ihr wollt. Es ist mir völlig egal!“

Jasna seufzt, dreht sich um und nimmt Kurs auf die Pantry-Küche in der Wand. Melle schaut ihr ungläubig nach und hilft Rosi beim Aufstehen. Die beiden Frauen verschwinden durch die angezeigte Tür, die hinter ihnen offen stehen bleibt.

Jasna hört nur noch das Wispern und Flüstern der beiden Frauen. Es ist ihr einerlei. Ihr sogenannter Vater ist tot. Ihr geliebter Bruder gegangen. Und sie, einmal mehr, in diesem Gefängnis eingesperrt, das über Tage, manchmal sogar Wochen, ihr Zuhause war. Sie nimmt eine der Wasserflaschen aus dem Regal und trinkt gierig.

Vor ihren Augen läuft ein Film ab. Unterbelichtet. Mit diesen typischen Schlieren. Mit einem Freund der Familie, einem Araber, der immer nur weiße Klamotten trug, hat sie manchmal alte Stummfilme gesehen. Oben im Wohnzimmer. Osam hieß er. Oder Osmir. Es fällt ihr nicht mehr ein. Mit diesem typischen Knacken eines alten Filmprojektors sieht sie jetzt, wie ein Mann mit einem Loch im Kopf und rudernden Armen rücklings in einen Holzstapel fällt.

Der Schuss, das infernalische Bellen der Waffe, bleibt dabei vollkommen ausgeblendet. Nur das Knacken der Holzscheite dröhnt in ihrem Kopf, während der Mann, den alle ihren Vater nannten, wie ein gefälltter Baum nach hinten fällt.

„Was sind das für Initialen?“ Die Dicke steht vor ihr. Wutentbrannt. Aber auch fragend. Eine Mischung aus Ansage und Erkundigung.

Dabei ein „Ich hau dir gleich was in die Fresse“ und „Was geht denn hier ab“ gleichzeitig im Blick.

Mittlerweile weiß Jasna, dass die Dicke auf den Namen Melle hört. Diese alte Dame, die von Melle Rosi genannt wird, hat ihren Namen mehrfach im Gang zur Toilette gesagt. Laut genug.

„Was bedeuten diese Buchstaben?“, brüllt Melle erneut in ihre Richtung und tippt dabei stoisch auf die Insignien eines dreißig mal vierzig Zentimeter großen Gästehandtuchs. K.I.S. steht dort. In roten, gestickten Buchstaben.

Statt zu antworten, dreht Jasna sich um und greift nach zwei weiteren Flaschen Wasser aus dem Regal. Im Umdrehen sagt sie tonlos:

„Kleidgen Industrial Services. Die Firma dieser verflochtenen Familie da oben!“

21.12.2013 --- Wohnzimmer, Villa Kleidgen --- 23:58 Uhr

Mit einem: „Es klingelt – stell auf Lautsprecher“, wirft mir Kurva mein Handy in den Schoß und nimmt sofort die Waffe hoch. Noch bevor ich es wirklich in den Händen halte, höre ich die aufgeregte Stimme von Diercke.

Kann jedoch kaum einen Satz seines Wortschwalls verstehen. Nur sein: „Wo sind Sie?“, bevor ich den Knopf für den Lautsprecher mit nur einer Hand finden und betätigen kann. „Mann, Mann, Mann, Leonhard. Was ist los mit Ihnen? Schon wieder versackt? Wieder voll wie Amtmann? Oder liegen Sie grad auf ner Mutti?“

Seine Sätze verklingen im Raum. Kurva lächelt in sich hinein. Robert scheint keine Notiz von mir oder gar dem Gespräch zu nehmen. Es scheint, als wäre er völlig in diesen grünen Ordnern versunken. Ich atme kurz durch. Alles in mir sträubt sich. Mir fehlen einfach die Worte. Wie soll ich das, was ich bisher erlebt habe, irgendwie rüberbringen, so dass der Typ, den ich nun grad brauche, nicht denkt, dass ich völlig besoffen bin?

Mein Frontallappen kommt mir endlich mal hilfreich entgegen:
Reduziere es auf das Wesentliche!

„Diercke!“ Ich versuche es ruhig. Lautstark, aber ruhig.

„Zehn Personen ... vier davon sind tot. Also im Moment noch sechs lebend.“ Unbeholfen füge ich hinzu: „Inklusive der zwei Geiselnnehmer!“

Nichts tut sich. Als ob die Verbindung abgebrochen worden wäre. Kurva gibt mir mit einem Wedeln der Waffe zu verstehen, etwas mehr Nachdruck in meine Ausführungen zu legen. Robert schließt den letzten seiner grünen Aktenordner und schaut zu mir. Gefühlt einen Tag später kommt ein hörbares Ein- und Ausatmen aus dem Lautsprecher.

„Also geht es Ihnen gut. Schön, dass ich Sie doch noch erreichen konnte. Was sagen Sie zu meinem Angebot?“

Unter mir tut sich ein Loch auf. Wenn ich noch zwei intakte Arme hätte, würde ich mir jetzt den restlichen Whisky gönnen. Aber ich muss das Handy halten. Wie soll ich ihm die Situation erklären?

„Diercke. ich brauche einen gewissen Onaj. Jetzt. So schnell wie nur möglich!“ Mir ist klar, absolut klar, dass mich Diercke nun für völlig neben der Spur halten wird. Vor einigen Stunden hatten wir es nur kurz angerissen. Nun will ich gleich den Führer dieser Gruppierung. Und zwar auf der Stelle.

Ich füge nach: „Diesen Onaj. Den Boss der schwarzen Macht!“ Noch eine kleine Pause. „Kein Alkohol – kein Scherz!“

Und wieder Stille. Um sie zu überbrücken und da mir die Frau mit der Waffe mit dieser sehr klar zu verstehen gibt, dass es nicht an der Zeit sei, ausgerechnet jetzt Zeit zu verschwenden, füge ich hinzu: „Diercke. Mir sitzt eine Kurva gegenüber. Eine Glock ist auf meinen Kopf gerichtet ...“

Nach der Aussprache des Namens Kurva nehme ich wahr, dass sich Robert erhoben hat. Nicht nur erhoben. Er kommt wie ein Pfeil aus dem Bogen in meine Richtung geschossen.

Du hast es verkackt! Kommentiert mein Kleinhirn noch gehässig, bevor mir seine Faust spürbar die Nase bricht. Das Handy fällt mir aus der Hand. Kurva lacht laut auf und Robert schreit mich an: „Kurva? Hast du meine Mutter grad Kurva genannt?“ Wieder Stille.

Nur die Uhr tickt. Diese große Uhr über dem Kamin ist lauter, als ich es momentan ertragen kann. Mein Gesicht schmerzt. Die Nase darin fühlt sich an wie Kartoffelbrei. Und, als ob das alles noch nicht genug wäre, ist die Verbindung zu Diercke abgebrochen.

Noch während der Mann zum nächsten Schlag ausholt, höre ich, wie durch dicke Watte, die Stimme der Frau: „Robert, lass es gut sein. Er kann nichts dafür!“

Adonis hält sofort inne. Seine Faust stoppt akkurat einige Millimeter vor meinem Kopf. Er dreht sich fragend zu seiner Mutter um. „Ich hatte dem Mann gesagt, dass er mich Kurva nennen soll!“ Robert geht einen Schritt zurück. Schaut mich erbst an. In seinem Blick ist der Wunsch, mich mit bloßen Händen zu töten, mehr als offensichtlich. Und er könnte es. Dessen bin ich mir bewusst.

Das Handy liegt tutend in meinem Schoß. Die Verbindung scheint erloschen. „Warum nennst du dich Kurva? Vor diesem alten Penner?“

Robert steht seiner Mutter inzwischen direkt gegenüber. Augenscheinlich sehr aufgebracht. Fast so, als wolle er mit ihr in den Clinch gehen. Sie hat, immer noch völlig ruhig, die Waffe nach wie vor auf mich gerichtet. Blut läuft mir aus der Nase, über die Lippen in meinen Bart. Die beiden gehen in eine Sprache über, die ich nicht kenne. Kann Russisch sein. Sicherlich irgendwas Richtung Osteuropa. Die Worte Kurva und Ubica kommen mehrfach vor. Erbst. Fordernd und in sich irgendwie schmutzig. „Er wird uns helfen – setz dich hin und hör mir zu!“

Und Robert setzt sich. Keine Widerworte. Kein Aufbäumen. Er dreht sich um, nimmt die grünen Aktenordner vom Sessel und lässt sich langsam nieder. Hat mich dabei im Blick und richtet die Akten stoisch auf seinen Knien wieder auf Kante aus. Eine erneute Gänsehaut kriecht mir den Rücken hoch. Mein Telefon klingelt wieder. Diercke erscheint als Kontakt im Display. Während ich nervös den Anruf annehme und auf Lautsprecher drücke, registriere ich, dass Kurva aufsteht und zu mir rüberkommt. Schnell. Lautlos. Wissend. Ihr Robert schaut mich mordlustig an.

Keinen Fehler! Werfen all meine Synapsen unisono in roten Lettern aus. Keinen Fehler! „Mann, Leonhard – alles gesund?“ Diercke klingt fast

fröhlich. Es scheint, als sei er immer noch überzeugt davon, dass ich völlig besoffen irgendwo in der Gosse oder auf einer Frau liegen würde. „Diercke. Vier Tote. Meine Nase und meine Schulter sind gebrochen. Ich kann hier nichts mehr aufhalten. Schaffen Sie diesen verfuckten Onaj ran. Sonst werden wir uns nie wieder hören!“ Nach einer erneuten Pause füge ich hinzu: „Hier ist Ende. So viel ist sicher. Die Dame des Hauses hält mir grad eine Glock 17 in den Schritt!“

Kurva schenkt sich ruhig nach. Ich lasse das Handy in meinem Schoß liegen und hebe mein Glas. Trotzdem sie fokussiert auf das Gespräch und die weitere Antwort wartet, schenkt sie auch mir nach. Wahrscheinlich, weil ich keine Gefahr mehr darstelle. So viel ist mir klar, während ich wieder ihren herben Duft aufnehme. Trotz meiner dicken Nase. Die hellblauen Augen von Diercke tauchen vor mir auf. Filmsequenzen mit Terence Hill und Bud Spencer. Das Gute gewann immer. Mit Witz, Charme und reichlich Haue. Pure Fiktion. Das reale Leben läuft gänzlich anders.

Nach einer langen Pause, mit deutlich hörbarem Schnaufen und einer jungen Männerstimme, die im Hintergrund „Sag ich doch – sag ich doch!“ ruft, meldet sich Diercke wieder zu Wort. Krächzend. Ich sehe ihn vor Augen, wie er grad am Fenster in einem seiner Büros sitzt. In dem Versuch, möglichst unfallfrei und ohne Husten eine Zigarette zu überstehen: „Wie geht es Ihnen?“

Noch während ich nachdenke, was ich auf diese erneut völlig blödsinnige Frage antworten soll, kommt ein Handzeichen von dieser Kurva: tausche Whisky gegen Handy. Ich akzeptiere den angebotenen Deal nur allzu gern.

„Hören Sie zu, Diercke!“ Jedes R rollt sie dabei so tief, dass es sich wie ein aktiver Bergrutsch anhört. Ihre Waffe zielt wieder auf eines meiner Knie. Sie steht aufrecht. Fixiert mich dabei wie einen Teleprompter, um die Nachrichten so kurz wie knapp an den geneigten Zuhörer zu bringen.

„Unschuldige Geiseln gegen einen Kriegsverbrecher. Die Rechnung ist denkbar einfach!“

Diercke schwankt. Ich sehe praktisch durch den Hörer seine Panik, ein falsches Wort zu sagen. Ich höre ihn husten. Er sollte wirklich dem Rauchen abschwören. Er kann es nicht und es wird ihn ganz klar töten. Warum zur Hölle muss ich, in dieser Situation, an die Gesundheit von Diercke denken?

„Frau Kurva ...!“

Eine viel zu lange Pause bricht sich Bahn aus dem Lautsprecher. „Ich ... also ich ... kann das nicht so ad hoc entscheiden!“ Wieder Pause.

Die Waffe in ihrer Hand zielt auf mein Herz. Ihr Zeigefinger krümmt sich. Das Vorhof-Klicken des Abzugs höre ich so laut, als gäbe es sonst kein Geräusch mehr.

Selbst das durchgehende Klicken der Wanduhr scheint abgeschaltet. Stunde null.

„Ihre Entscheidung!“

#10 - Philosophie des Krieges

22.12.2013 --- Harburg, Büro KHK Diercke --- 00:09 Uhr

Dumpf kommt das Geräusch des Schusses durch den Hörer. Kein gellendes Geräusch, kein brüllendes Bollern. Eher nur ein dumpfes Klacken. Als ob ein Squashball mit Wucht von einer Wand abprallen würde. Danach nichts mehr. Die Verbindung ist abgebrochen.

Tobi schaut Diercke an. Wie ein Karnickel die Schlange. Geweitete Augen. Die Haare stehen ihm zu Berge. Von einem Moment auf den anderen scheint dieser junge, vitale Mann um Jahre gealtert zu sein. Ungewaschen, unrasiert und fern der Heimat. Diercke, der ungläubig, aber seltsam gefasst auf sein totes Handy starrt, zündet sich eine neue Zigarette an. Inhaliert langsam. Kein Husten. Als die nächsten Worte seinen Mund verlassen, scheint er den Rauch schon vollständig absorbiert zu haben. Nichts kommt aus seinem Mund. Keine Wolke aus seiner Nase.

„Mach sofort die Anrufe“, raunt er Tobi zu, während sein Blick immer noch auf dem erloschenen Display seines Handys ruht. Tobias ist klar, was sein Chef meint. Es gibt für solche und ähnliche Szenarien eine Abfolge-Routine dessen, was zu tun ist. Er ist nur unfähig, sich zu bewegen. Das war ein Schuss. Definitiv war es ein Schuss. Ihre Entscheidung. Die zwei Worte klingen in seinem Hirn nach. Steigern sich zu einem Chorus mit Echo. Zu einem Kanon, der durch eine dumpfe Explosion längst jäh beendet wurde.

„Tobi! MEK, SEK. Sofort!“ Diercke nimmt einen neuen Zug, während er immer noch versucht, per stierem Blick das Handy zum Leben zu erwecken. „Meldung ans LKA und die Bereitschaftspolizei. Sofort! Alles, was verfügbar und leidlich einsatzbereit ist, wird aus den Betten auf Einsatzbereitschaft getrommelt. Ist das klar?“

Diercke erhebt sich zur vollen Größe. Seine untersetzten, eher quadratischen einhundertsechzig Zentimeter Körpergröße sind nicht wirklich imposant. Doch seine Augen scheinen zu leuchten. Nicht seine Augen selber. Von innen scheint ein Lichtstrahl durch seine hellblaue Iris nach außen zu brechen.

Durch die Rauchschwaden, die sich nun doch durch jede noch so kleine Pore seines Körpers Bahn brechen. „Tobi – jetzt! Sofort! Und du hängst dich sofort in diese ... diese ...“ Während Diercke ungeduldig und wuchtig mit der Faust auf den Schreibtisch schlägt, erwacht Tobias Brunner aus seiner Lethargie.

„Handyortung – Triangulation. Klar Chef. Mache ich. Mache ich sofort!“ Tobias dreht sich. Pfeilschnell. Wie ein Eisläufer auf Kufen. Den Oberkörper voraus, hastet er durch die offene Bürotür des Rattenstalls. Sein dabei schwankender Dutt scheint in Flammen zu stehen, so schnell ist er.

Tobi ist ein ausgemachter Nerd. Die Möglichkeit, Handys zu orten, ist zwar relativ neu. Gerade für Behörden. Und erst recht für seine Behörde. Aber er weiß, was zu tun ist.

Diercke nimmt noch einen tiefen Zug und lässt die Kippe achtlos fallen. Tritt sie gedankenversunken auf dem abgewetzten grünlichen Teppich aus, während er die Wahlwiederholung drückt.

22.12.2013 --- Wohnzimmer, Villa Kleidgen --- 00:11 Uhr

Das Bellen der Glock ist verklungen.

Du lebst noch! brüllen meine Synapsen lautstark. „Leonhard. Kurva bedeutet Nutte. Mein Name ist Li Ming.“ Die Frau lächelt kurz. Doch das Lächeln gefriert sofort wieder.

Diese Frau, die sich nun als Li Ming vorstellt, hat gerade noch ihre Glock Richtung Fenster hinter mir abgefeuert. Erneut hebt sie die Waffe und feuert auf eines der Fenster zum Garten hin. Das heisere Bellen der Waffe reißt meine Augen auf. Es ist nicht der Schreck. Eher meine Neugierde. Fahrzeuge mit Sicherheits- oder Panzerglas hatte ich schon einige begleitet. Aber nie war ein Schuss gefallen. Ich wusste bis jetzt nicht, was passiert, wenn eine Kugel auf Panzerglas trifft. Und die Neun-Millimeter-Hohlspitz-Parabellum bleibt einfach stecken. Als ob sich Schichten des Glases vor der Kugel verwässern und dann wieder verdichten würden. In weit weniger als Millisekunden.

Li Ming setzt sich, an ihrem Whisky nippend, wieder auf einen der beiden Barhocker. Das Handy, mein Handy, in ihrer Hand klingelt. Sie drückt den Anruf weg. „Nun gut, Leonhard. Dieses Haus ist von außen uneinnehmbar. Ich denke, wir haben noch etwas Zeit.“

In kurzen Sätzen beginnt sie plötzlich zu erzählen. Von der Gefangennahme, der Folter, den Vergewaltigungen. Von Einzelhaft und Erniedrigung. Kein Satz wird mehr als der andere betont. Kein Wort ist lauter oder leiser als das andere. Ein monotoner Singsang ohne Höhen und Tiefen.

Ich bemerke, wie Robert, dieser stattliche Mann, in seinem Sessel von Minute zu Minute immer kleiner wird. Als ob ihm die Luft aus dem Körper mitsamt all seinen Knochen entweichen würde. Im Gegensatz dazu scheint seine Mutter immer größer zu werden. Etwas in ihr scheint

zu wachsen, sich aufzubäumen. Ich warte praktisch auf die leuchtende Aura, die sie gleich umgeben wird. Oder auf eines dieser glitschigen Aliens, das sich bald durch ihren Körper fauchend und geifernd seinen Weg ins Freie bahnen wird. Irgendeinen, wie auch immer gearteten Knalleffekt. So wie diese Leuchtbomben und die Befreiung am Ende von Li Mings Erzählung.

Aber nichts von alledem passiert. Auf einmal ist es wieder vollkommen still. Wieder liefert nur das Ticken der Wanduhr das einzige Geräusch im Raum. Ich schenke mir ungefragt Whisky nach und sehe im Augenwinkel, dass Robert aufsteht. Er geht langsam auf seine Mutter zu und öffnet seine Arme. „Ich habe das alles nicht gewusst!“

Noch bevor er sie umarmen kann, dreht sie sich schnell und in einer kaum sichtbaren Bewegung aus seinem Orbit. „Musstest du auch nicht, Soldat!“ Verdutzt und fast etwas kleinlaut antwortet er: „Dann waren die Männer, die wir ...“

Hier macht Robert eine Pause, will in ein Flüstern übergehen, doch seine Mutter führt den Satz mit fester Stimme zu Ende: „Die Männer, die wir getötet haben, hatten alle damit zu tun. Waren alle dort. Eine eingeschworene Truppe. Die heutige Spitze der Crna Moć in Deutschland.“

Nun blickt sie zu mir. „Nur Onaj, der Boss, fehlt noch.“ Ihr Blick ruht fest auf mir. „Fehlt mir noch!“ Ich sehe, dass Robert hinter ihr zur Bar geht und sich eine Flasche Wasser holt. Er atmet schwer, sagt aber nichts mehr.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Auch ich hatte von einigen, bislang unaufgeklärten Todesfällen in den Reihen der Schwarzen Macht gehört. Diercke hatte vorhin ja auch so etwas angedeutet. „Dann ist das Ganze hier nur ein Rachefeldzug?“ Ein dümmere Satz fällt mir grad nicht ein. Vor allem das *nur* brennt nachhallend wie eine glimmende Zigarette auf meiner Zunge. Li Ming kommt wieder auf mich zu. Mit der Waffe in der

einen, ihrem leeren Glas in der anderen Hand. Ihre schwarzen Pupillen sind wieder zu Schlitzern geworden. Das scheint bei ihr das Zeichen für den Angriffsmodus zu sein.

„Nur!“, kommt es scharf aus ihrem Mund. „Nur?“, brüllt sie mir lautstark ein zweites Mal entgegen und hebt dabei die Waffe. Jedoch nimmt sie nur die Karaffe Single Malt vom Servierwagen und geht mit ihr rückwärts die paar Schritte zu den Barhockern zurück. „Es ist keine Rache. Es ist Krieg“, raunt sie vor sich hin, während der Whisky langsam in ihr Glas läuft.

„Rache, Vergeltung oder Krieg. Es läuft doch letztendlich auf das Gleiche hinaus! Nicht, dass ich Sie nicht verstehen kann. Aber warum dann dieses Gemetzel hier?“ Mein Blick gleitet dabei über den voluminösen Körper von Esso-Dieter. Das Blut unter seinem Kopf und seinem Oberkörper ist schon gestockt. „Warum diese zweite Geiselnahme? Die Frauen im Keller. Mitsamt der eigenen Tochter. Ich verstehe es nicht“, gebe ich offen zu und sehe ihr dabei in die Augen.

Nebenbei registriere ich, dass sich Robert wieder in den Sessel setzt. Seltsam abwesend. In sich gekehrt. Wie schon zuvor hat es den Anschein, als ob er in seine eigene Welt abdriften würde. „Ihr seid doch in mein Haus gekommen“, erwidert sie scharf. „Niemand hat euch eingeladen. Niemand wollte euch hier. Und trotzdem seid ihr da. Ich musste handeln!“

„Mal langsam“, versuche ich, die Schärfe in ihrer Stimmlage etwas zu besänftigen. „Das mit dem Handeln kann ich ja vollstens verstehen. Dieser Pesche mit dem Messer im Bauch. Den hätte ich auch weggemacht. Notwehr – keine Frage. Und selbst dieses Kalb dort auf dem Couchtisch könnte man noch weitestgehend unter Notwehr oder zumindest Tötung im Affekt einordnen. Aber der Kram jetzt? Das fällt Ihnen doch voll auf die Füße!“

Sie sagt nichts. Hört mir aber aufmerksam zu und nippt an ihrem Whisky. Robert schaut während meiner Ausführungen in irgendeine Unendlichkeit, die sich mir weder erschließt noch mich interessiert. Etwas Blut läuft wieder aus meiner Nase und tropft in mein Glas. Aufmerksam verfolge ich die Schlieren, die sich in kleinen Wellen farblich passend mit meinem Bourbon mischen. Die Steigerung von Teich-Whisky wäre dann wohl Blut-Whisky, kommt es unpassend von meinem Kleinhirn.

„Warum bist du auf dieser Welt? Was ist der Sinn deines Daseins? Welchen Zweck erfüllst du?“, höre ich Li Ming seltsam ruhig sagen.

Was für eine Frage! Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Warum auch? Ich bin. Also, bis jetzt noch. Das ist doch eigentlich Grund genug. „Um zu leben“, presse ich einigermaßen enthusiastisch heraus.

„Das ist kein Ziel. Und es dient auch keinem Zweck. Es ist, wenn überhaupt, nur ein unbestimmtes Bedürfnis. Ein grundloses und demnach sinnloses Sein.“

Während ihre Worte langsam in meinem Schädel ankommen, fährt sie schon fort: „Ihr seid alle Lämmer. Verseucht durch moralische Vorgaben und verloren in ethischen Grundsätzen. Erziehung, Eltern, Freunde, Schule, Arbeitsplatz. Helfen, schützen, retten, bergen. Einige sonnen sich darin. Andere können ohne dieses Helfen- und Geben-Syndrom kaum existieren. Gefangen in einer Welt von Regeln, Gesetzen und Anstand.“

„Was ist so schlimm daran?“, frage ich, nun wirklich interessiert, zurück. Ich denke nicht, dass ausgerechnet ich irgendwo den ersten Stein werfen sollte. Aber teilweise haben Gesetze, Regeln und eine Prise Anstand schon was Gutes. Und warum zur Hölle fällt mir ausgerechnet jetzt was aus der Bibel ein? Ausgerechnet einem Atheisten wie mir ... Diese Sache mit dem Stein, den nur jemand werfen sollte, der ohne Schuld ist.

„Jeder Mensch strebt seit Anbeginn der Zeit nur nach dem einen. Seiner Befriedigung“, wirft sie mir entgegen.

„Der eine mehr, der andere weniger“, füge ich eher lasch hinzu. Weil ich fast unsäglich enttäuscht bin, dass es nun doch nur wieder um das Eine, um Befriedigung, geht.

„Und dabei ist es völlig egal, ob es um Nahrung oder Wasser, um Kleidung oder Grundbesitz, um Macht oder Religion geht. Die Menschheit hat sich seit Jahrtausenden nicht verändert. Nur eure Prinzipien, eure Lehren, Gesetze und Regeln sind hinzugekommen und unterscheiden sich etwas von Kontinent zu Kontinent. Alles andere ist überall gleich. Gier, Neid und Macht beherrschen diese Welt“, spricht sie weiter. Fast, als hätte sie meine Gedanken erraten.

„Sie haben es in dieser Welt, zumindest derzeit, doch nicht so schlecht getroffen“, werfe ich fragend in ihren Monolog ein, während ich meine Blicke durch das kolossale Wohnzimmer gleiten lasse. „Klar hätte das mit Bosnien nicht sein müssen. Keine Frage. Aber Sie haben doch das Beste daraus gemacht.“ Ich sehe, wie ihre Muskeln sich anspannen. Ich merke instinktiv die Kälte, die jetzt wieder von ihr ausgeht. „Natürlich geht immer noch mehr. Aber in jedem Fall ist das hier alles besser, als ...“, versuche ich zu glätten.

„Wir sind im Krieg!“, bellt sie wieder heftig in den Raum. Ich hätte fast mein Glas fallen lassen, während Robert den Kopf hebt und seine Mutter ansieht. Eher durch sie hindurch sieht. Emotionslos den Blick auf ihr Gesicht gerichtet. Ihre Pupillen sind immer noch Ellipsen, nur jetzt etwas glasig. Als würde sie innerlich weinen, ohne es nach außen dringen zu lassen.

„Mit wem?“, frage ich plump. Nicht, dass mir nicht klar wäre, dass diese Folter und Vergewaltigungen in Bosnien ursächlich etwas mit der Crna Moć zu tun hätten. Dass sie zusammen mit dem Filius bislang

mindestens drei führende Mitglieder der Schwarzen Macht erlegt hat. Aber Krieg? Ist das nicht ein bisschen dicke?

„Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen. Von Clausewitz. Achtzehnhundertdreißig!“, kommt es plötzlich tonlos aus dem Mund von Robert, der immer noch in einer Welt zu sein scheint, in der seine Mutter und ich nicht vorhanden sind. Ein Lächeln zuckt über ihre Lippen. Auffordernd blicken ihre schwarzen Pantheraugen mich an.

„Krieg ist Schwachsinn“, erwidere nun ich tonlos. Nicht wirklich überzeugt von dem, was ich sage. Eher nur, um überhaupt etwas zu sagen. „Sagt der Mann, der sich mit der mannstoppenden Wirkung von Neun-Millimeter-Hohlspitzgeschossen aus einer Glock 17 auskennt!“

Wieder neigt sie mehrfach leicht den Kopf von Schulter zu Schulter. Ein leises Knacken ihrer Halswirbel unterbricht das monotone Klicken der Wanduhr. Sie nippt erneut an ihrem Glas und erhebt sich von ihrem Barhocker. Umrundet ihn und blickt versonnen aus dem Fenster. „Stell dir zwei Menschen in einem Raum vor. Sie sitzen sich an einem Tisch gegenüber. Auf dem Tisch steht ein Obstkorb mit jeweils vier Äpfeln und vier Bananen. Daneben eine Flasche Wasser. Beide Menschen hoffen darauf, aus diesem Raum irgendwann entlassen oder geborgen zu werden. Stunden, nein Tage vergehen. Wann ist es so weit, dass der eine dem anderen mit der Flasche, einem Stuhl oder dem Tisch den Schädel einschlägt? Wie lange halten eure Regeln in Sachen Anstand, Moral und Ethik, wenn es um die eigene Befriedigung von Hunger oder gar Durst geht?“

Sie steht seitlich von mir. Die Waffe in der Linken, das Glas in der Rechten. Wieder nippt sie an dessen Inhalt. „Wie lange wird es dauern, bis einer dieser beiden Menschen anfängt, zu überlegen, wie viele Äpfel noch da sind? Ab wann dieser Mensch die Anzahl der noch vorhandenen Bananen durch die schon vergangene Zeit berechnen wird. Den Inhalt

der Wasserflasche fixiert. Was meinst du? Wie lange?“ Wortlos schaue ich sie an. Wieder warte ich darauf, dass sie zu leuchten anfängt. Ihre Stimme ist völlig gefasst. Ruhig. Sonor. Ohne besondere Betonung.

„Wird es bei hoch entwickelten Menschen von heute länger dauern als beim Menschen der Urzeit? Wird euer Anstand, diese euch anerzogene Lehre vom Teilen und Helfen müssen, dafür sorgen, dass beide irgendwann nichts mehr zum Überleben haben? Oder an einem wie auch immer gearteten Knackpunkt dafür sorgen, das gefräßige Gegenüber vom Schälen der nächsten Banane abzuhalten?“

Nun nippe ich gedankenversunken an meinem Whisky. Suche nach Worten. Bauchgefühl! kommt es dumpf aus meinem Frontallappen. Bauchgefühl, Bauchgefühl! öffnet kehlig das Kleinhirn nach. „Die Parameter Ihrer Frage sind zu schwammig. Wer sind diese Menschen? Kennen sie sich? Sind es Partner, Geschwister oder einander völlig fremde Personen? Was wartet nach der Rettung auf beide oder eben den, der es überlebt?“ Ihre Augenbrauen heben sich. Obwohl sie noch seitlich von mir steht, kann ich das erkennen. „Was wäre das Ziel?“, insistiere ich noch einmal. Diesmal um eine minimale Spur lauter.

„Das Paradies“, kommt es unerwartet dunkel von Robert. Immer noch scheint er nicht wirklich anwesend zu sein. Er blickt nach wie vor wie durch seine Mutter hindurch, hinaus in den beleuchteten Garten.

Li Ming hat ihre Position nicht verändert. „Du willst Parameter. Nun gut. Die Ingredienzien auf dem Tisch reichen, bei perfekter Teilung und in Anbetracht der physischen Konstitution beider, maximal acht Tage. Keine Stunde länger. Aber laut Vorgabe öffnet sich die Tür zum Paradies erst nach Ablauf von 336 Stunden. Also ganze vierzehn Tage. Das wissen beide. Und es sind Geschwister!“

Beim Wort Geschwister dreht sich Li Ming abrupt um und schaut direkt zu Robert. Er scheint diese Bewegung mitbekommen zu haben. Sein abwesender Blick ändert sich augenblicklich in den eines Menschen, der

auf Information oder gar Anweisung wartet. Ein Soldat, der zwar noch sitzt, jedoch innerlich schon strammsteht.

„Bring die Frauen her!“ Klare Befehlsform. Wieder ruhig, jedoch noch eine Spur lauter als alles vorher Gesagte. Robert erhebt sich sofort. Fast fließend. In meiner Wahrnehmung kann ich kaum begreifen, wie dieser große und extrem gut gebaute Mann die mindestens sieben Meter bis zur Wohnzimmertür so schnell überbrückt bekommt. Kaum ein Geräusch seiner Sohlen. Kein Atmen, kein Wort. Sekunden später schließt sich die Tür hinter ihm, als ob er nie da gewesen wäre.

Ungläubig fällt mein Blick auf Li Ming.

Sie sieht mich mitleidig an. „Wäre es nicht menschlicher, dass der Stärkere von beiden den Schwächeren sofort erlöst? Wozu teilen, wenn es eh nicht reichen wird?“

„Menschlichkeit würde ich hier ausschließen. Für mich klingt es eher logisch!“ Habe ich das gesagt? Habe ich das wirklich gerade von mir gegeben? Entspricht es wirklich meiner Denke oder kam es aus dem Zank meiner Gehirnregionen? Nein. Es kam von mir. Und ich merke unsanft, dass ich grad wieder lächle. Li Ming lächelt zurück. Ihr ebenmäßiges Gesicht sieht fast aus, als ob nun alles irgendwie in Ordnung wäre. Zufrieden, irgendwie.

„Und nun stell dir vor, dass auf der einen Seite vom Tisch zwei Menschen sitzen. Auf der anderen aber nur einer. Was wird wohl passieren?“ Zu früh gefreut. Ich hatte wirklich gehofft, diese Fragestunde irgendwie mit einem zumindest brauchbaren Zeugnis abgeschlossen zu haben.

Mein Handy klingelt erneut in ihrer Hand. Sie unterdrückt den Anruf. Wütend und entschlossen. Ihre Augen brennen. Schwarze, glühende Smaragde. „Zwei der Menschen werden eine Allianz bilden, um den dritten Menschen zu töten. Damit wieder nur zwei sich Nahrung und

Getränke teilen können. Und die Geschichte beginnt erneut, weil es immer die gleiche Geschichte bleibt!“

Im Vorbeigehen am Barhocker greift sie die Single-Malt-Karaffe und kommt auf mich zu. Ihre gesamte Aura befiehlt mir, mein Glas zu heben. Sie schenkt es fast bis zum Rand voll. Gibt mir zu denken. Ist nach diesem Glas Feierabend? Sitze ich in diesem Raum mit ihr als meinem Gegenüber? Teilen wir hier Whisky statt Bananen?

„Unsere Welt besteht aus Ahnungslosen und Wissenden. In der Welt der Ahnungslosen gibt es das Böse nicht. Jedenfalls nicht überall. Und nicht in jedem Augenblick. Und schon gar nicht in jedem Menschen. Die Ahnungslosen glauben schon fast bedingungslos an das Gute. An einen Gott, der alles richten wird. An Karma und Propheten. An Sauna, Massagen und Psychiater“, fährt sie fort.

Sie scheint diesen Monolog schon oft geführt zu haben. Oder hat ihn oft gehört. Wahrscheinlich beides. Keine überflüssigen Füllworte in ihrer Rhetorik. Keine Ähs, keine Öhs.

Mein Blick bleibt an ihrem toten Mann haften. „Sie können sich nicht vorstellen, dass plötzlich etwas Schreckliches passiert. Sie wollen sich aber nicht damit belasten, dass ihnen jederzeit, an der nächsten Straßenecke, im Kino, im Bordell oder einfach beim morgendlichen Holen der Brötchen für den Frühstückstisch, der Schädel eingeschlagen werden könnte. Versicherungen in jedweder Form, Anzahl und Größe geben ihnen das Gefühl, auch wirklich und real in Sicherheit zu sein. Haus, Hof und Familie. Sterbegeld und Hausrat. Patientenverfügung und Lebensversicherung. Alles ist geordnet. Ihr Leben versichert.“

Ich habe wirklich viel erlebt. Aber eine Frau, die so inbrünstig eine Rede über den real bedingten Fortbestand der Menschheit, deren Schwächen und Nöte hält, in solch einer Situation. Das ganz sicher noch nie. Und mit Sicherheit lächle ich gerade nicht.

„Und selbst, wenn es im engsten Kreis der Familie oder gar Nachbarn passiert, schließen die Ahnungslosen hoffnungsvoll die Augen: Mich oder uns wird es sicher nicht treffen. Weil es, so die anerzogene Weisheit der versicherten Ahnungslosen, ja immer nur die anderen trifft. Die Kennedys und Gandhis dieser Welt. Den kolumbianischen Bauern und den afghanischen Hirten. Die Mutter zwei Straßen weiter oder das Kind aus der Schule ihrer Kinder. Das doch immer so nett gelächelt hat und so gut erzogen war. Einige Tage Bestürzung. Vielleicht sogar etwas Trauer. Danach nur noch Vergessen und zurück in die beruhigende Ahnungslosigkeit.“

Sie wird noch lauter. Noch inbrünstiger. Noch wütender in ihrem Monolog.

„Und plötzlich ist alles anders. Das Leben schlägt zu. In ihrem Leben – nicht im Leben eines anderen. In Form einer Naturgewalt, eines Irren oder aber eines Wissenden. Einfach so!“ Sie schnippt dabei kurz mit den Fingern und dreht sich zu mir um: „Nein, nicht einfach so. Weil die Wissenden wissen, dass es passieren wird, wird es passieren. Weil es ihnen einen Vorteil verschafft. Weil es ihre Begierden befriedigt. Weil sie es können und sich weder um Anstand noch Gesetze scheren. Weil es sie ihrem Ziel näherbringt. Weil sie, im Gegensatz zum Ahnungslosen, ein Ziel haben.“

Ich versuche, wenn auch halbherzig, zu intervenieren. Zu sehr verstehe ich den Inhalt ihrer Ausführungen. „Worauf wollen Sie hinaus? Letzte Stunde Geschichtsunterricht, eine Form von Beichte? Wollen Sie Absolution? Ausgerechnet von mir?“ Nun nervt es mich langsam.

„Ich will darauf hinaus, dass sich seit Urzeiten die ganze Welt im Krieg befindet. Überall und jederzeit. Es interessiert nur niemanden. Weil alle Menschen ausschließlich die eigene, ihre kleine Welt sehen. Wen wird es nächste Woche noch interessieren, wenn ich dich jetzt töte? Wie viele

Tote hast du in deinem Leben gesehen? Sind alle Täter gefasst worden?
Und wer erinnert sich heute noch an die Opfer dieser Taten?“

Sie kommt wieder näher. Ihr Blick ist heiß. Wie eine Herdplatte, auf die man nicht fassen sollte. Ohne jegliche Berührung fügt mir allein ihre Aura innerlich Schmerzen zu.

„Radovan Karadžić, der Schlächter von Srebrenica, ließ 1995 Tausende von Bosniaken in nur einer Woche töten. Zigtausende Frauen systematisch vergewaltigen. Ist es etwa gerecht, dass dieses Tier, diese Inkarnation der Bösartigkeit, noch lebt? Es wird vielmehr immer noch darüber verhandelt, ob er überhaupt schuldig ist!“

Sie spuckt auf den marmornen Boden aus und jagt dabei, wie selbstverständlich, einen weiteren Schuss aus der Glock in ein Gartenfenster. Als das Bellen vergangen ist, spricht sie weiter.

„Dieses Schwein darf sogar Bücher schreiben! Dass er überhaupt noch Hände hat! Und kassiert Unsummen für Interviews und Fotos. Er ist ein Wissender. Die anderen sind und bleiben ahnungslose Schafe. Ich werde Onaj töten. Hier, in meinem Haus. Langsam und qualvoll wird er zugrunde gehen. Er kommt aus der gleichen Schule wie Karadžić. Niemand sonst wird ihm jemals geben, was er verdient hat. Niemand wird ihn verurteilen“.

Ganz plötzlich stoppt ihre Wutrede. Sie leert ihr Glas und schaut mich an. Mordlust steht in ihren Augen. Ihre gesamte Körperhaltung ist auf Töten gestellt. Es gibt nichts, was diese Frau noch aufhalten kann. So viel ist sicher.

Über das leere Glas hinweg raunt sie, fast freundschaftlich: „Der Deal ist doch ganz einfach. Ihr alle hier gegen dieses Stück Mensch gewordene Scheiße.“

„Sie wissen, dass das nie passieren wird, oder?“, frage ich mutlos, während ich in meinen Whisky blicke. Und fahre fort: „Recht, Ordnung

und Gesetz können das nicht leisten. Es würde dem Lynchmord und der Selbstjustiz Tür und Tor öffnen. Mit einem Schlag zurück ins tiefste Mittelalter. Das wird nicht passieren. Das ordnet kein Richter der Welt an!“

Sie schaut mich unverwandt weiter an. Keine Mimik. Keine Gestik. Als ob sie als leuchtende Statue vor mir stehen würde.

„Richter und Henker sind anwesend.“

22.12.2013 --- Dojo, Villa Kleidgen --- 00:20 Uhr

Robert tippt die vierstellige Zahlenkombination von außen auf der Tastatur ein. Das sonore Grummeln und Klacken der im Inneren dieser Panzertür werkelnden Streben und Bolzen erfüllt ihn mit einem Gefühl der Sicherheit. Für Robert muss es immer einen Plan geben. Seine Welt ist vollkommen logisch aufgebaut. So wie nach dem Tag die Nacht folgt, so folgt die Tür seiner Zahlenkombination. Eins plus eins bedeutet in jeder Sprache der Welt zwei und ein Befehl ist immer ein Befehl.

Er konnte sich zwar immer schon mühelos in Tagträumen verlieren oder stundenlang über einem Gemälde oder Gedicht brüten. Doch hinter jeder Gedankenkette stand immer ein Zweck. Keine Bewegung, kein Gedanke und kein Gefühl entstanden jemals allein aus Spaß an der Freude. Nach dem Studium der Betriebswirtschaftslehre machte er zwar noch scheinbar spielerisch seinen Master in Management, Economics and Data Science in London. Doch das änderte nichts.

Alles folgte, und folgt, einem Zweck. Körperlich war er, seit der für ihn unrühmlichen Schlägerei damals in der Schule, tagtäglich gedrillt worden. Kampftechniken jedweder Gattung und Spezialausbildungen in Waffentechnik, Sprengstoff und Guerilla-Taktik standen, neben den Fremdsprachen, immer auf seinem Stundenplan.

Die Tür zum Dojo schwingt lautlos nach innen auf und er betritt den Raum. Anhand einer minimalen Veränderung der Raumluft erkennt sein geschultes Unterbewusstsein sofort eine Bedrohungslage. Noch in der Drehung geht er in die Knie und schlägt hart mit der linken Faust auf die Innenseite des Knies seines Angreifers. Mit einem gellenden Aufschrei knickt Melle seitlich ein und geht zu Boden. Der Hartholzstock, mit dem sie zum Schlag ausholen wollte, schlägt auf den Matten auf, springt hoch

und wird noch in der Aufwärtsbewegung von Robert aus der Luft gefischt.

„Ich habe dich gewarnt“, kommt es trocken und emotionslos von der Wand der Pantry-Küche. Jasna steht dort mit einer Flasche Wasser in der Hand und schaut ohne jede Regung auf Melle herab. Eher interessiert als mitleidig. Melle robbt wimmernd im Krebsgang rückwärts über den Boden.

„Warum sind die Frauen nicht gefesselt?“, schreit Robert Jasna wütend an. Melle ist im Moment keine Gefahr mehr. Die alte Frau kauert am Boden. Nur seine Schwester steht ihm aufrecht gegenüber. „Weil es keinen Sinn macht, mein Großer!“

Jasna nimmt noch einen Schluck aus der Flasche und geht entschlossen auf ihren Bruder zu. „Ich habe deinen Vater erschossen. Unsere Mutter hat zwei völlig fremde Männer getötet. Drei tote Menschen und wir nehmen hier zudem noch Geiseln?“ Robert bleibt wie angewurzelt stehen. Seine Augen bewegen sich wirr. Wie die eines Spielautomaten mit nur zwei Rollen. Die Unausweichlichkeit ist ihm klar. Dass das Ganze hier nicht gut ausgehen wird, auch. Das entspricht aber weder dem Befehl seiner Stiefmutter noch seiner eigenen Form von logischem Verständnis.

„Draußen beim Bus liegt noch ein toter Mann. Es sind vier!“ Sein Kopf befiehlt ihm, das festzuhalten: Es sind nicht nur drei tote Männer. Es sind vier. Es geht dabei nicht darum, ob dieser Hinweis zur Abwägung von Chance oder Untergang notwendig ist. Es ist ein Fakt, den er einfach nicht ausblenden kann. Es sind in Summe vier tote Männer. Nicht drei. „Der Busfahrer“, wimmert Melle aus der Ecke, während sie mit beiden Händen ihr lädiertes Knie hält. Die alte Frau nickt nur zustimmend. Jasna schaut Robert ungläubig an. „Hast du etwa ...?“, schreit sie ihren Bruder an. Von Melle kommt, noch bevor Jasna die Frage beenden kann: „Nope. Das war der irre Lächler da oben. Der alte Fatzke, den deine

durchgeknallte Mutter sicher grad zu Tode vögelt!“ Noch bevor Jasna oder Robert Worte finden, haut Melle noch einen hinterher: „Gleich und gleich gesellt sich halt gern. Sieht man ja auch an euch beiden Opfern!“ Robert gewinnt als Erster die Fassung zurück. Selbst das unwirkliche Dröhnen eines weiteren Schusses von oben bringt ihn nicht von seinem Befehl ab, der nun für ihn den Plan darstellt.

„Alle nach oben. Jetzt!“ Schwerfällig versucht Melle, sich an der Tür zu den Toiletten hochzuziehen. Jasna kommt ihr zur Hilfe. Robert hievt die alte Rosi vom Boden hoch. Gemeinsam verlassen alle das Dojo. Robert löscht noch das Licht, lässt die Tür aber offen. Der kurze Hartholzstock in seiner rechten Hand fühlt sich gut an, während er langsam hinter den Frauen die Treppe zum Erdgeschoss hinaufgeht.

Sein Hirn arbeitet akribisch auf Hochtouren, während er den Breitarsch der hinkenden Melle im Blick hat. Die Immobilien-Akten, die sich im Arbeitszimmer seines Vaters stapeln, sind hoch brisant. Jeder beginnende BWL-Student würde da lässig sowohl Ungereimtheiten als auch fatale Zusammenhänge finden. Hinzu kommen nun vier tote Männer, eine Geiselnahme und ausgerechnet diese drei grünen Ordner mit Daten und Zahlungen des Osmiri-Clans, die dieser Pesche in seinem Stoffbeutel hatte.

Das mit den Immobilien hätte er noch irgendwie regeln können. Das mit den Osmiris und den Drogen jedoch nicht. Zumindest nicht zeitnah. Dazu kommt noch all das Material, das der Buchhalter der Crna Moć in seinem Aktenkoffer hatte und die daraus resultierende Tatsache, dass auch da alle Beweise in Bezug auf die bislang ungeklärten Todesfälle in der obersten Garde der Schwarzen Macht deutlich auf seine Mutter zeigen werden. Und damit auf ihn.

Da drängt sich der Engel mit aller Macht in seine Gedanken. Es war eine dieser typischen Jugendstil-Stadtvillen in Hamburg-Eppendorf. Hohe Altbau-Geschosse. Stuck an den Decken und kleine Treppen, die vom

Gehweg aus ins Parterre führen. Nach hinten raus fast immer ein kleiner Garten, der über einen engen Querweg von einer Nebenstraße aus zu erreichen ist und als Zugang zum jeweiligen Garten der Häuser in dieser Gegend führt. Früher waren diese Wege für die Bediensteten der Villen und für Lieferanten gedacht. Der Engel der Crna Moć, Dejan Petitch, hatte dort gelebt. Mit Frau und Kindern.

Zwei kleinen Töchtern. Kleine Engel mit blonden Zöpfen. Vor ein paar Wochen hatte sich seine Mutter, einfach so, unter ein Gartenfest der Bewohner dieser Villen geschmuggelt. Dejan stand, lautstark einige Strophen von Sinatras „My way“ singend, am offenen Grill. Seine Grillforke schwang er dabei wie ein Dirigent im Takt mit. Mutter tauchte, im Dress einer der Kellnerinnen des Catering-Teams, in das Stimmgewirr der Gäste ein. Ein kleiner Pieks im Vorbeigehen. Ein schnelles Huschen durch die Reihen der Gäste. Dann war sie wieder bei ihm. Robert selbst hatte nur das Backup am Gartenzaun gestellt, falls etwas aus der Reihe kommen würde. Kam es aber nicht.

Nur das grüne Augenpaar eines kleinen blonden Mädchens folgte dem Paar, das da am Gartenzaun stand, als ihr Vater plötzlich nicht mehr sang. Als er auf dem Rücken vor dem qualmenden Grill lag und ihm der Speichel wie der Schaum von Brausepulver aus Mund und Nase quoll. Erst da wandte sie ihren Blick von dem Paar ab, das langsam den Weg zur Nebenstraße einschlug.

Manchmal wird Robert noch heute in seinen Träumen von diesem kleinen Mädchen heimgesucht. Ihre Augen, ihre grünen Augen, scheinen ihn zu durchbohren. Ihre Zöpfe verfärben sich dabei von blond zu blutrot und scheinen sich wie Schlangen auf ihn zuzubewegen. Meist bricht der Traum ab, wenn aus den Enden der Zöpfe krallenartige Hände zu wachsen beginnen. Manchmal legen sich diese blutverschmierten Fänge jedoch um seine Kehle. Drücken unbarmherzig zu. Er spürt, wie die Krallen sich durch sein Fleisch wühlen. Die Aorta suchen. Bislang ist er in

diesem Augenblick noch jedes Mal erwacht. Kann aber nicht schreien, da die Krallenhände ihm immer noch die Kehle zudrücken. Der Gedanke, was passieren wird, wenn er mal nicht frühzeitig erwacht, liegt ihm wie ein dunkler Schatten auf der Seele.

Obwohl er, weder nach diesen Albträumen noch sonst jemals, Mitleid mit den Opfern seiner Mutter fühlt. Das sind Befehle. Die werden ausgeführt. Die Begründung von Li Ming: Ein schlechter Mensch wird diese Erde verlassen und sie dadurch als besseren Ort hinterlassen.

So einfach. So sinnig. So logisch. Wenn er bloß die grünen Augen des kleinen Mädchens nie gesehen hätte ...

22.12.2013 --- Harburg, Büro KHK Diercke --- 00:35 Uhr

Das Knacken in der Leitung zeigt endlich an, dass nun jemand seinen xten Rückruf angenommen hat. Diercke hört angespannt in das Rauschen. Ein undeutliches Wispern ist zu vernehmen. Ein metallisches Klicken, ein Zischen und wieder ein Klicken. Dann ein Wimmern. Und eine Uhr, deren Sekundenzeiger unablässig den Takt vorzugeben scheint. Oder aber herunterzählt.

Dann, unverkennbar, wenn auch leise, der Whisky-Bariton von Leonhard. Nur kurz. Ein „Schon klar“, schnoddrig und leicht nasal hingerotzt. Wie jemand, der sich fügt, den Sinn seiner Fügung aber nicht wirklich einsieht. Die dunkle Frauenstimme fragt ohne Einleitung: „Wie weit sind Sie mit Onaj?“

Ein leichter, amerikanischer Akzent schwingt mit. Ihm ist klar, dass er auf die Techniker hätte warten sollen. Fangschaltung und all den Zinnober. Er räuspert sich kurz und spricht mit fester Stimme: „Da sind wir weiter. Wir haben den Mann soeben in Lüneburg festnehmen können!“.

Diercke wartet angespannt. Er hat bislang nicht den Hauch einer Ahnung, wo Onaj sich befindet. Aber die Frau will dieses Spiel. Dann soll sie es bekommen. Leises Gemurmel auf der anderen Seite der Leitung. Erneut dieses metallische Klicken. Dann wieder ein Ratschen. Jeweils in kurzen Abständen. Und immer das Ticken einer Uhr im Hintergrund. „Lüneburg. Interessant. Sie haben eine Stunde!“

Diercke brüllt noch hastig ins Telefon, dass er mit Leonhard sprechen wolle. Aber das Gespräch wurde beendet. Wohl wissend, dass nun keiner mehr rangehen würde, versucht es Diercke noch mal.

Und noch einmal. Öffnet sein Zippo. Das Zischen der Flamme. D nach dem Ratschen des Feuersteins. Das kurze Knistern, während der Tabak aufglüht und wieder ein metallisches Klicken beim Schließen des Zippos. Da huscht ein Lächeln über Dierckes Lippen. Das Zippo. Das metallische Klicken und Ratschen auf der anderen Seite der Leitung. Leonhard lebt. Er hat sich per Zippo aus dem Hintergrund während des kurzen Telefonats bemerkbar gemacht. Er hat genauso ein Zippo wie Leonhard. Absolut gleiche Bauart. Von dieser Lydia damals bekommen. Diercke öffnet und schließt noch mehrfach sein Zippo. Kein Zweifel. Leonhard ist am Leben.

In diesem Augenblick klingelt sein Bürotelefon. Im Versuch, den Hörer möglichst schnell zu greifen, wirft Diercke den Apparat von der Tischkante. Wütend umrundet er seinen Schreibtisch. Aus der Anlage dröhnt derweil schon die aufgeregte Stimme von Tobi: „Kommen Sie runter, Chef. Alles steht soweit parat und ich weiß, wo ...“

Tobis Sätze verklingen einsam im leeren Büro. Diercke hatte nur schnell seine Jacke vom Stuhl gerissen und hastet bereits durch den Flur.

22.12.2013 --- Wohnzimmer der Villa Kleidgen --- 00:35 Uhr

Li Ming hat das Gespräch mit Diercke abgebrochen. Sie steht jetzt drüben an der Bar, während Robert mit den drei Frauen vor sich das Wohnzimmer betritt. Wieder sieht er sich fast suchend um. Es scheint, als wäre er froh, mich immer noch lebend im Sessel sitzen zu sehen. „Setzt euch auf den Boden. Dort, vor den Kamin!“ Ihre Knarre weist den Weg. Kalt und bestimmend kommen diese beiden Sätze von Li Ming. Jasna ringt sich ein leises „Mutter“ ab, das aber durch ein herrisches Zucken der Waffe beendet wird.

Mittlerweile hatte sie auch das Magazin der Glock geprüft. Die Patronen aus dem Magazin der Luger in das der Glock gedrückt und die Handwaffe durchgeladen. Ohne es wirklich zu wollen, zählt mein Kleinhirn mit. Vierzehn Schuss, plärrt es dann, nach Beifall heischend, quer durch meine Kopfschmerzen. Mehr als genug, um hier alles und jeden über den Deister zu schicken, antworte ich meinem Selbst genervt. Während die Frauen sich setzen, steht Robert völlig apathisch mitten im Raum. Es ist, als würde er auf einen Befehl warten. Nach einer sinnvollen Aufgabe suchen. Nach irgendeiner Beschäftigung, um sich von dem, was um ihn herum passiert, abzulenken.

„Bring die Männer raus“, kommt es kurz und knapp von Li Ming. „Leg sie draußen auf die Treppe. Nebeneinander. Auch den Busfahrer!“ Ohne erkennbare Pause macht sich Robert sofort ans Werk. Er trägt einen kurzen Stock bei sich und stellt ihn rechts neben dem Kamin ab. Fast behutsam. So, wie ich eine Tasse guten Kaffees auf den Tisch stellen würde. Ja nichts verschütten. Aber ist es nur ein Holzstock? Schön geschliffen. Edles Holz. Erinnert mich an eine Kampfsportart. Komme nur grad nicht darauf.

Während ich noch darüber nachdenke, fasst Robert die Fußgelenke von Pesche und zieht den toten Körper quer durchs Wohnzimmer hinter sich her. Dessen schwächlicher Leichnam hinterlässt eine schmale Blutspur auf den glatten Marmorfliessen. Der Dolch in seinem Hals verkantet sich an einem der gebrochenen Beine des zerstörten Couchtischs. Ein seichtes Plopp, als die Waffe dadurch aus seinem Hals gezogen wird. Kein Klirren, kein wirklich hörbares Geräusch. Nur ein kurzer Ton, so, als würde ein Messer durch eine Orange schneiden und dabei die steinerne Arbeitsplatte treffen. Ich bemerke, dass Melle es gesehen hat. Sie starrt mich kurz an und senkt dann den Blick auf ihre Hände, während ich wieder das sonore Brummen der automatischen Eingangstür höre.

„Mutter“, kommt es noch einmal schwach und seltsam kehlig von Jasna. Li Ming übergeht es einfach. Ebenso, wie dieses Mädchen auch vorhin nicht wahrgenommen wurde, als es noch bewusstlos in den dicken Armen von Esso-Dieter lag. Selbst Melle ist still. Die Frau, die bisher immer die Klappe aufgerissen hat, starrt mich jedoch böse an. Auch sie ist wahrscheinlich davon ausgegangen, dass die Frau, deren eisige Kälte fast spürbar im Raum hängt, mich schon lang erschossen hat. Mittlerweile ist Robert zurück und müht sich mit den schweren Überresten von Dieter ab. Er nutzt dabei die Blutspur von Pesche. Die zieht sich nun aber, durch die Größe der Leiche, mindestens doppelt so breit hinter ihm her.

Plötzlich bricht es aus Melle raus: „Und? Fatzke? Alles gut? Hast nen Schnaps und sitzt hier fein im Sessel rum?“

„Halt’s Maul“, sagt Li Ming, scharf und bestimmt. In kurzen, schnellen Schritten ist sie bei Melle und schlägt ihr den Knauf der Waffe seitlich an den Kopf. Melle fällt, wie vom Blitz getroffen, zur Seite. In den Schoß der alten Rosi. Jasna schreit kurz auf. Verstummt jedoch sofort, als ihre Mutter den Lauf der Waffe auf sie richtet. „Was soll kommsen, was soll werdsen ...“ Ein leiser Singsang erklingt aus Rosis schmalen Lippen, während die Alte zärtlich den Kopf von Melle streichelt und damit das

Blut aus der kleinen Platzwunde über der Schläfe in deren Haaren verteilt.

Plötzlich steht Robert wieder in der Tür zwischen Wohnzimmer und Eingangshalle. Er registriert, dass der Lauf der Waffe seiner Mutter auf seine Schwester gerichtet ist. Bevor er noch etwas sagen kann, herrscht seine Mutter ihn an: „Alle Männer Robert – alle!“

Während Li Ming es ausspricht, zeigt ihre Waffe auf das tote Oberhaupt der Familie, das immer noch rittlings auf dem Holzstapel liegt. Ein fragendes „Mutter“ quält sich jetzt aus Roberts Mund. Die Buchstaben dieses einen Wortes tropfen dabei wie zähflüssiger Honig aus seinen fein geschwungenen Lippen. Seine geweiteten Augen zeigen deutlich, dass es für ihn quasi Blasphemie wäre, seinen toten Vater neben die anderen Geschöpfe, diese Fremden, dort draußen auf die Treppe zu legen.

Schlimm genug, dass sein Vater tot ist. Aber mit dieser Brut, diesem gemeinen Gesocks, das nun aufgebahrt nebeneinander auf den Treppenstufen liegt, hat doch sein Vater nichts gemein! „Mutter?“, insistiert Robert noch einmal. Fast flehend. Sein geliebter Vater. Im stechenden Licht der Strahler über dem Eingang. Neben diesem Menschenmüll. Einem Busfahrer, einem tätowierten Nazi und einem gestörten Geiselnnehmer. Dort soll sein Vater liegen? „Es ist ein Befehl!“, sagt Li Ming bedrohlich trocken. Noch immer zeigt sie mit der Waffe auf den Mann, ihren Ehemann, inmitten der Holzscheite.

Innerlich warte ich darauf, dass dieser Robert jetzt salutiert. Stattdessen zerreißt ein weiterer Schuss die angespannte Stille. Der Oberkörper des toten Vaters zuckt kurz. Dann ist alles wieder still. Bis auf die Wanduhr. „Er ist tot, Robert. Zu nichts mehr nütze!“ „

Oh doch. Als mahnendes Beispiel dafür, wie weit Sie gehen werden“, höre ich mich selbst sagen, noch bevor ich registriere, dass diese Worte wirklich meinen Mund verlassen haben. Augenblicklich schwenkt die Waffe wieder in meine Richtung.

#11 – Stunde der Wahrheit

22.12.2013 --- Fahrt nach Dassendorf --- 00:45 Uhr

Der kleine Innenhof der Wache Harburg wird in zuckendes Blaulicht getaucht. Vier Streifenwagen verlassen gerade den Hof, als Diercke auf den menschenleeren Platz stolpert. Bei einem schwarzen BMW SUV steht die hintere, linke Tür auf. Der Motor läuft. Diercke zwingt seinen Körper auf die Rückbank. Die Tür braucht er nicht zu schließen. Durch das ruckhafte Anfahren des Wagens fällt sie mit einem satten Schmatzen von selbst ins Schloss. „Eine Hundertschaft ist angetreten. Das SEK ist unterwegs. Ein Zug vom MEK Schleswig-Holstein kommt aus Schwarzenbek zur Unterstützung.“

Tobi brabbelt das alles wie eine Rezeptnotiz herunter, während er auf dem Beifahrersitz auf den Monitor seines Laptops starrt. Vom Fahrersitz kommt nur ein kurzes „N’abend, Diercke!“. Womit Diercke nun auch klar ist, wer den Wagen fährt: Christoph Armbruster. Der Leiter der SOKO Amelie, der eben noch im Büro gegenüber seinem vor der Tafel an der Wand gestanden hat.

Fast entschuldigend kommt von vorn: „Ich kann eh nicht pennen, Manni. Etwas Action kann ich brauchen!“ KHK Armbruster ist etwas jünger als Diercke. Hochdekoriert in schon einigen Einsätzen gegen die sogenannte organisierte Kriminalität, bevor er zur Sitte gewechselt hat. Eine sogenannte Rampensau. In der nächsten Linkskurve wird Diercke klar, dass es doch eine verdammt gute Idee wäre, sich hinten anzuschallen, bevor er gänzlich durch den Wagen kullert.

Während Diercke erfolglos mit dem Gurt jongliert, brüllt er zu Tobi rüber: „Bring mich auf Stand!“ „Chef. Wir fahren nach Dassendorf. Die Handydaten von Ihrem Leonhard zeigen deutlich, dass er dort ist.“ Die nächste scharfe Rechtskurve sorgt dafür, dass Diercke mit der Wange an der Scheibe klebt, bevor er endlich das leise Klicken seines Gurtschlösses

hört. „Dassendorf ... ja und? Wo in Dassendorf?“, brüllt Diercke genervt nach vorn. „Ich bin sicher, dass es die Villa Kleidgen ist.“ Das kommt von Tobi, der immer noch auf seinen Laptop starrt.

„Es ist für mich glasklar. Wir haben die Handy-Triangulation. Es ist dieser Kleidgen, der mit seiner Firma K.I.S. in all das verwickelt zu sein scheint. Die Villa von Kleidgen befindet sich in Dassendorf.“

„Und du willst mir erzählen, dass Leonhard, mit dem ich vor nicht ganz fünf Stunden erstmalig über die Sache geredet habe, nun schon mitten im Zentrum der Ermittlungen steckt? Mitsamt seinem verfickten Handy?“

„Mehr als das, Chef. Ein Bus der Hamburger Hochbahn wird vermisst. Der Nachtbus 609. Der nach Bergedorf und Geesthacht. Und nun raten Sie mal, wo er als Letztes gesehen wurde?“

Diercke kennt die Antwort schon, bevor Tobi sie ausspricht. „Genau. In Dassendorf. Und zwar direkt auf dem Weg zum Anwesen der Villa Kleidgen!“

22.12.2013 --- Wohnzimmer, Villa Kleidgen --- 00:45 Uhr

Unsere Blicke treffen sich. Li Mings Augen haben sich wieder zu schwarzen Smaragden in die Breite gezogen. Sie bleckt die Lippen. Eine rosafarbene Zungenspitze läuft irritierend langsam von Mundwinkel zu Mundwinkel. Innerlich warte ich darauf, dass sich mein Kleinhirn vom Großhirn verabschiedet. Mach's gut. Gefolgt von einem Mach's besser. Bis diese beiden Redewendungen dann in einem nicht enden wollenden Echo durch den Knall ihrer Waffe absterben werden.

Einfach mal das Maul halten, kommt jedoch einzig aus einer kleinen Ecke meines brummenden Schädels. Im Gegensatz zu meiner Befürchtung, dass Li Ming mir nun das Licht endgültig ausblasen wird, geht sie um den Tresen herum und kommt mit einer vollen Flasche Scotch auf der anderen Seite wieder raus. Die Karaffe auf einem der beiden Barhocker ist leer. Ebenso mein Glas. Ich fühle schon einen kleinen Brausebrand. Eine gewisse Leichtigkeit. Was soll mir noch passieren? Das Ding hier ist eh gelaufen. Ich werde hier nicht mehr lebend rauskommen.

D&G, kommt es seltsam fröhlich in kleinen Salven von meinem Kleinhirn. Das Kürzel der Modefirma Dolce und Gabbana steht und stand seit jeher für Drauf Geschissen. Für mich und in der Gemeinde, die mich halbwegs kennt. Während ich darüber noch sinniere, kommt Li Ming schon mit der geöffneten Flasche auf mich zu. Wie ferngesteuert hebe ich mein leeres Glas. Wahrscheinlich lächle ich schon wieder völlig irre. Sie schaut mich an. Plötzlich werden aus ihren schon fast strichförmigen Augen wieder große, runde Kugeln. Wie schwarze Murmeln. Sie bewegen sich. Zur Mitte jeden Augapfels hin kalibrierend.

„Du weißt, wie das hier ausgehen wird.“ Wieder keinerlei Betonung in diesem Satz. Nichts, was auf eine Frage oder gar eine darauf verpflichtende Antwort hindeutet. Die Beschreibung eines Fakts. Die

Wand ist weiß, der Baum grün, das Wasser dunkel, der Himmel blau.
Nicht mehr, nicht weniger.

Sicher ist mir klar, wie das hier ausgehen wird. Einer nach dem anderen wird fallen. Diercke wird keinen Onaj bringen. Die Forderungen dieser Frau werden nicht erfüllt. Wenn überhaupt, allenfalls in die Länge gezogen. Schusssichere Fenster, automatische Türen, ein Panikraum im Untergeschoss und sicherlich noch weit mehr als nur diese Glock und eine alte Luger als Waffenarsenal im Haus.

Drei unnütze Frauen, ein Soldat, der jeden Befehl ausführt, und ein alter Mann, der verletzt mit einem Whisky und seiner aufkommenden D&G-Stimmung nutzlos in einem Sessel sitzt.

Wie soll das schon ausgehen?

22.12.2013 --- Dassendorf, Villa Kleidgen --- 01:25 Uhr

Zuckendes Blaulicht leckt in schier unendlichen Salven über den schneebedeckten Boden. Kleine Kristalle blinken orange bis fast rot. Andere in einem so hellen Weiß, dass es in den Augen schmerzt. Diercke ist noch nicht ganz aus dem Wagen geklettert, da hastet der Leiter der Hundertschaft schon auf ihn zu. Mit einer eindeutig abwehrenden Haltung verschafft sich der Kommissar ein paar Sekunden Bedenkzeit.

Ein großes, offenes Tor zum Anwesen. Dessen stählernes Gerüst nach innen geöffnet. Eine lange Auffahrt, die sich nach oben in eine Linkskurve zieht. Das spärlich beleuchtete Haus am Ende der Auffahrt von einer hohen Baumgruppe verdeckt. Beidseitig ist die Dorfstraße schon abgesperrt worden. Trotzdem lungern hier noch mindestens hundert Schaulustige herum. Um diese Uhrzeit. In einem Dorf.

Bevor der Uniformierte vor ihm noch etwas sagen kann, herrscht ihn Diercke erst mal an: „Die Absperrung noch einmal mindestens zweihundert Meter zu jeder Seite von hier aus erweitern. Wir wissen nicht, was kommt. Das ist kein Volksfest. Weg mit den Leuten!“ Polizeihauptkommissar Noltke wippt ungeduldig auf seinen Absätzen vor und zurück. Ein groß gewachsener Mann, der Diercke um gut dreißig Zentimeter überragt. Er nickt zustimmend. Alles in und an ihm will aber kommunizieren. Etwas loswerden. Was erzählen. Der Erste sein. Diercke blickt genervt zum dunklen Haus hoch und grunzt:

„Kurz fassen – worum geht es hier?“

„Die Absperrung werden wir sofort erweitern. Das SEK ist oben am Haus. Freie Sicht auf das Wohnzimmer. Vier Frauen und zwei Männer. Eine der Frauen ist bewaffnet. Wir haben drei Scharfschützen in Position. Der Bereich hinter dem Haus ist gesichert.“ Tobi sollte mal bei diesem schneidigen PHK für ein paar Wochen in Schulung gehen! Kurze, klare

Informationen. Endlich mal mit Profis arbeiten! Das sollte er dem Kerl vor ihm natürlich besser nicht auf die Nase binden.

Bevor Diercke noch etwas erwidern kann, findet PHK Noltke den nächsten Satz. Eine Spur leiser diesmal. Es scheint fast, als ob er zu schrumpfen begonnen hätte, während er weiterspricht. „Also oben ... oben am Haus. Im Eingang. Dort oben ...“ „

Was ist dort oben? Mann, Noltke ... was jetzt?“ Diercke ist froh, dass er seine anfängliche Freude über die kurze, gehaltvolle Zusammenfassung vorhin nicht bekundet hat. Nun fängt der auch noch an, in Halbsätzen und ungaren Worthülsen herumzustottern! „Was, Noltke? Haun´ Sie´s raus! Mann, Mann, Mann!“

„Oben auf der Eingangstreppe liegen vier Leichen. Ordentlich nebeneinander. Fast wie aufgebahrt. Vier Männer!“ Wenige Minuten später steht Diercke hinter dem Linienbus 609, den er als Deckung nutzt. Nur noch wenige Meter zum Vordereingang der Villa. PHK Noltke hatte nicht zu viel versprochen. Vier Männer liegen, im grellen Licht der Eingangsbeleuchtung, wie aufgebahrt in Reihe nebeneinander. Bei allen sind die Arme über der Brust verschränkt. Ganz links außen ein großer Mann. Gut gekleidet. Keine wirklich schweren Verletzungen. Außer diesem signifikanten, wenn auch kleinen Loch in der Stirn. Ein kleiner Wundkranz aus bereits getrocknetem Blut lässt darauf schließen, dass es kein aufgesetzter Schuss war, durch den er das Hier und Heute verlassen musste.

Daneben ein kleiner Mann in der Uniform der Hamburger Hochbahn. Der Busfahrer wohl. Knapp dreißig Jahre. Schwer zu schätzen, da ihm das halbe Gesicht fehlt. Die große Austrittswunde um das Auge herum lässt aus dieser Entfernung darauf schließen, dass die Kugel von hinten in den Kopf eintrat. Der Mann, der daneben liegt, ist eher hager. Schmal und unwirklich blass. Die Brust eingefallen. Sein ganzer Körper scheint

vollkommen ausgeblutet, was zwei unübersehbare Schlitze an seinem Hals, selbst aus dieser Entfernung, durchaus plausibel erscheinen lassen.

Ganz rechts ein Koloss von Mann. Diercke erkennt ihn sofort. Ezzo-Dieter ist, nun besser war, einfach Kiez-Kult. Ein Kopfschuss und zwei kleine Löcher im Brustkorb zieren seinen voluminösen Körper. Klare Anzeichen dafür, dass hier ein gelernter Killer im Einsatz war.

Ezzo-Dieter, vom Kiez, Ende der Achtziger, dann Leonhard? Klar kannten die beiden sich. Und Leonhard war und ist kein Kind von Traurigkeit. Und wenn es ernst geworden wäre? Kopf, Herz, Lunge. Das traut Diercke Leonhard ohne das geringste Zögern zu. Aber dieses Aufbetten, das wäre nicht sein Stil.

Es knackt in seinem Funkgerät, das er sich am Band um den Hals gebunden hatte. „Freie Sicht in den Wohnbereich. Schussmöglichkeit negativ. Panzerglas. Kein Fangschuss möglich!“

#12 – Der letzte Tanz

22.12.2013 --- Wohnzimmer, Villa Kleidgen --- 01:25 Uhr

Ungerührt nimmt Kurva, alias Li Ming, das zuckende Blaulicht wahr. Keine Frage oder gar Entscheidung lässt sich an ihrem ausdruckslosen Gesicht ablesen. Im Angesicht meines Whiskys ist mir vollkommen klar, dass hier das Ende der Fahnenstange erreicht ist. Diese Frau wird nicht einen Zentimeter weichen. Nicht einen einzigen Schritt zurück.

Lieber verbrennen, als verblassen, plärrt mein Kleinhirn. Mal wieder verrät mich mein vericktes Lächeln. Ich kann nicht anders. Ich tue das nicht bewusst. Es ist einfach da. Mal, weil ich eine Person einfach nicht ernst nehmen kann, aber auch dann, wenn eine Situation dermaßen aus dem Ruder gelaufen ist, dass ich eh nichts mehr tun kann. Beide Szenarien sollten nicht wirklich mit einem schiefen Lächeln bedacht werden. Schon gar nicht, wenn eine Waffe im Raum ist und eine völlig durchgeknallte Person an deren Abzug hängt. Aber es ist halt, wie es ist.

Mit einem „Ruf ihn an“, wirft sie mir geschickt noch einmal das Handy in den Schoß. Irgendwas verbindet uns in diesem Moment. Ich stelle mein Glas ab und Li Ming kommt rüber, um mir nachzuschenken. Müsste sie nicht. Ganz klar. Könnte mich einfach nur erschießen. Damit Whisky sparen und selbst mit Diercke telefonieren. Tut sie aber nicht. Die Unausweichlichkeit der Situation ist uns wohl beiden bewusst. Dies, und nur dies, scheint uns zu einen. Gefasst und, selbst für meine Begriffe, seltsam entspannt, drücke ich auf Wahlwiederholung und den Lautsprecher.

„Leonhard. Mann, Mann Leonhard“, plärrt es unmissverständlich durch den Raum. Im Bruchteil einer Sekunde ist dabei im Hintergrund noch das Plärren eines Funkgeräts zu hören: „Kein Fangschuss möglich!“ Li Ming lächelt. Ihre Augen sind wieder unnatürlich rund. Schwarze Murmeln. Mit dem Zucken der Waffe gibt sie mir zu verstehen, das Gespräch

möglichst sinnig fortzuführen. Bevor ich etwas erwidern kann, kommt es sonor aus dem Hörer: „Können Sie frei reden?“ Mir ist nach freiem Sprechen. D&G hat längst Einzug gehalten. Es ist mir egal. Und es kann mir auch völlig egal sein, da es sowieso keinen Ausweg gibt. Innerlich bin ich daher nicht einen Hauch angespannt. Die Frage kommt einfach so von meinen Lippen. Wohl wissend, dass der dicke Diercke sie verarbeiten kann: „Sie haben Onaj dabei?“.

„Ja. Er steht gefesselt etwa zwanzig Meter hinter mir!“ Kein Drucksen. Kein Zittern in seiner Stimme. Best man, haut mir mein Kleinhirn vor den Latz. Ich weiß, dass Diercke wie gedruckt lügt. „Machen Sie ein Foto von Ihm“, schrillt es eisern durch den Raum. Li Ming ist auf Zack. Die weiß, was Sache ist, kommentiert diesmal in aller Ruhe mein Frontallappen. „Mache ich“, kommt es prompt von Diercke über den Lautsprecher. Fest und sicher. „Wenn Sie mir vorab sagen, wie der Austausch vonstattengehen soll.“

Angespannte Ruhe im Raum. Melle und Rosi schauen mit großen Augen zwischen mir und Li Ming hin und her. Jasna guckt intensiv ihren Bruder an. Robert hingegen scheint seine Mutter telepathisch erreichen zu wollen. Kein Wort dringt aus seinem Mund. Seine Augen indes gleichen einem Laserstrahl, der mit seiner Intensität die Frau in die Knie zwingen soll.

„Ich gebe Ihnen zehn Sekunden, mir ein Foto von Onaj zu senden!“ Da ist sie wieder. Diese eine Sekunde in jedem Leben. Dieser Spot, dieses Licht, in dem du unwirklich gefangen wirst. Der nächste, kleine Lidschlag wird darüber entscheiden, ob du noch einen Sonnenaufgang, das Lächeln eines Kindes oder das Bellen eines Hundes wahrnehmen wirst. Wer diesen Punkt noch nie gespürt hat, sollte froh sein. Oder aber sicher, etwas verickt Reales, das Kräuseln der Nackenhaare bei zeitgleichem Drang, unbedingt jetzt die Blase entleeren zu wollen, verpasst zu haben.

Li Ming wie auch mir ist bewusst, dass es keinen Onaj gibt, der irgendwo gefesselt hinter dem Mann steht, der jetzt aus dem Lautsprecher mit uns redet. Ihre, und wahrscheinlich auch meine Körperhaltung wie auch Mimik gleichen in diesem Augenblick dem Wissen darüber, dass man ein Tausend-Teile-Puzzle erfolgreich bis zum Ende absolviert hat. Aber das letzte Teil fehlt. Vom Staubsauger verschluckt. Nicht im Set enthalten. Egal, warum. Es ist nicht da!

Aus dem Hörer kommt: „Leonhard. Sagen Sie was! Sind Sie noch da?“ Im gleichen Augenblick sehe ich, wie Jasna sich von ihrem Bruder löst und auf ihre Mutter zugeht. Mit weit ausgebreiteten Armen. Aufrecht und lächelnd. Als wolle sie ihre Mutter abholen. Begrüßen. Oder beschwichtigen. Ein Schuss bellt durch den Raum. „Es sind jetzt nur noch vier. Bringen Sie mir Onaj!“.

***** Draußen. Im Garten *****

„Frau gefallen. Kopfschuss. Vermutlich tot“, kommt es klar und seltsam sachlich aus dem Äther seines Funkgeräts. Diercke hat mittlerweile seine Position verändert. An der Front des Busses vorbei war er, während er am Handy mit Leonhard redete, ein Stück weit in den das Haus umschließenden Garten geklettert. Den Bereich der grellen Kugeln, die die Beleuchtung ausmachten, hatte er gemieden.

Nun hat er hinter einer alten Buche einen guten Blick ins Wohnzimmer: Leonhard sitzt in einem Ohrensessel. Ihm gegenüber steht eine asiatisch anmutende Frau jenseits der fünfzig. Unnatürlich aufrecht stehend. Fast leuchtend. Vor ihren Füßen eine junge Frau in Rückenlage. Reglos. Wahrscheinlich tot. Der Schuss war, von drinnen wie auch über das Handy, nicht zu überhören gewesen. Die Handy-Leitung steht noch. Unwirklich, aber klar hört er jetzt von Leonhard: „Sie hat grad die eigene Tochter erschossen.“

Diercke sieht, wie Leonhard zeitgleich konsterniert in seinem Sessel das Handy sinken lässt. Ein verfickter Albtraum, überfährt es Diercke. Nur ein Traum, wünscht sich sein Unterbewusstsein. Aber die Frau mit der Waffe ist real. Sie bewegt sich vorwärts.

***** Drinnen. Im Wohnzimmer *****

Li Ming hat ihre eigene Tochter erschossen. Ich habe das Mädchen fallen sehen. Die Wucht des Einschlags hat ihren Kopf, wie von einer Druckwelle erfasst, zurückgeworfen. Als hätte die Schwerkraft für einen Moment ausgesetzt, schwebte ihr schmaler Körper, nach hinten fallend, einen Augenblick wie angenagelt in der Luft. Ein dumpfes Geräusch zeigte deutlich an, dass der Körper dann auf den marmornen Fliesen aufgeschlagen landete. Ihr Schultergürtel und Kopf fielen auf die schräge Deckplatte des kleinen Couchtisches, der zuvor von Esso-Dieter zermalmt worden war. Ihre Haare hatten sich dabei anmutig um ihren Kopf verteilt. Eine widerspenstige Locke hängt in einem ihrer vor Schreck geweiteten Augen. An einer feinen Blutspur festgeklebt, die aus dem kleinen Loch inmitten ihrer Stirn sickert. Jasna war sofort tot.

Eine Blase in der Zeit tut sich auf. Li Ming emotionslos. Ihr Sohn Robert fassungslos. Die beiden Frauen Melle und Rosi um Atem ringend, aber regungslos. Nur die große Wanduhr tut ihre Arbeit. Gedanken ploppen auf, während ich undeutlich wahrnehme, dass meine noch gesunde Hand das Handy zerdrücken will. Die Was-Wäre-Wenn-Maschine kommt mir wieder in den Sinn. In die man eine Münze einwerfen kann, um an einen Zeitpunkt zurückzukehren, in dem man sich vermeintlich falsch entschieden hat. Oder vor diesen Punkt, an dem man eigentlich nicht hätte sein sollen, weil man vorher unwissentlich falsche Wege gegangen war. Um dann, nach Einwurf der Münze, einen anderen Weg einzuschlagen und damit das Leben zu ändern. Schützt Unwissenheit vor Strafe?

Was wäre denn gewesen, wenn ich den Termin mit Diercke heute nicht eingegangen wäre? Oder nur drei Minuten früher den Club mit ihm verlassen hätte? Ihm vielleicht sogar gefolgt wäre und ihn noch zu einem Gang über den Kiez hätte verleiten können? Nichts wäre anders verlaufen. Oder doch?

Jasna wäre dann sicher nicht mit mir in diesen Bus gestiegen. Erst ihre Anwesenheit hat uns nach Dassendorf gebracht. In diese Situation. In diesen Vorort zur Hölle. Wo und wie hätte die Fahrt des Nachtbusses sechshundertneun geendet, wenn wir nicht an Bord gewesen wären? Würde Jasna noch leben? Sehr wahrscheinlich schon.

Du bist schuld, skandiert mein Kleinhirn. Und aus dem Frontallappen kommt eine Sequenz aus einem Lied von Simon & Garfunkel: *I am a rock – I am an island*. Und schon erinnert mich mein Schlüsselbein unsanft daran, dass ich anscheinend schon wieder wie irre lächle.

***** Draußen. Im Garten *****

„Noltke“, brüllt Diercke in den Hörer. Mittlerweile hat er seine Deckung aufgegeben und läuft entschlossen auf die bodentiefe Fenster des Wohnraums zu. „Noltke – verflucht noch eins. Finden Sie einen Weg, damit wir ins Haus kommen!“. Diercke steht jetzt direkt vor der Scheibe. „Noltke – hören Sie mich?“

Da Panzerglas zu beiden Seiten hin funktioniert, baut sich Diercke auf der Terrasse zu seiner vollen Größe auf. Das helle Licht aus dem Wohnraum macht ihn praktisch unübersehbar. Die Frau mit der Waffe nimmt jedoch keinerlei Notiz von ihm. Die zwei Frauen vor dem Kamin sieht er auch. Die jüngere der beiden sieht ihn und macht ein erstauntes, hoffnungsvolles Gesicht. Ein gutaussehender, junger Mann hockt sich grad auf den Boden zu der Frau, die eben erschossen wurde.

Die Frau mit der Waffe geht auf den jungen Mann zu. Leonhard lebt und sitzt lächelnd in einem großen Ohrensessel. Diercke traut kaum seinen Augen. Mit einem Glas in der Hand. Hellbraune Flüssigkeit darin. Kopfschüttelnd hofft er auf die Aufmerksamkeit von Leonhard. Der aber scheint vollkommen hypnotisiert oder völlig stoned zu sein. Mann, Mann, Mann ... Tote ohne Ende und der Kerl säuft seelenruhig seinen verfluchten Whisky?

Es knackt in Dierckes Funkgerät: „Wir haben einen Weg. Über das Dach. In ein paar Minuten bin ich mit dem SEK drin!“. Es ist die Stimme von KHK Armbruster, der sich offenbar persönlich mit dem SEK um diese Lösung bemüht hat. Guter Mann, denkt Diercke, brüllt aber trotzdem noch mal in den Äther: „Was heißt hier in ein paar Minuten? Bringen Sie Ihren Arsch sofort da rein und sorgen Sie für Ruhe! Klar?“ Ein dumpfes Over and Out beendete dieses eher einseitige Gespräch.

***** Drinnen. Im Wohnzimmer *****

Robert kniet an den Resten der Tischplatte. Umfasst liebevoll von hinten mit beiden Händen den Kopf seiner Schwester. Zärtlich wischt er ihr die Locke aus dem Auge. Streichelt ihr Gesicht. Er murmelt etwas. Wie ein Gebet. Eine Litanei wie in einem Indianer-Singsang. Unverständlich. Ohne Melodie oder Worte. Eher ein endloses Brummen.

Li Ming ist nähergekommen. Hält die Waffe im Anschlag, die nun auf ihn gerichtet ist. Robert hat jedoch nur Augen für das Antlitz seiner Schwester. Sein Singsang hört auf. Wieder nur das impertinente Ticken der Wanduhr. „Warum hast du das getan“, kommt es gepresst von ihm, während er die Schläfen seiner Schwester in kreisrunden Bewegungen zu massieren scheint. „Es war notwendig und logisch“, sagt Li Ming eiskalt.

„Was war daran notwendig?“ Mit diesen Worten richtet sich Robert langsam zu seiner vollen Größe auf. Keine sechzig Zentimeter trennen die Standorte von Mutter und Sohn. Genau wie Li Ming zuvor, lässt er jetzt langsam den Kopf etwas zu den Seiten kippen. Seine Halswirbel knacken im Rhythmus der Wanduhr. Seine Hände öffnen und schließen sich pulsierend. Alles an diesem Mann ist jetzt pure Energie. Wenn Li Ming jemals geleuchtet hat, er würde sie in diesem Augenblick als Sonneneruption übertreffen.

Zwei schnelle Bewegungen. Kaum sichtbar. Weich und fließend, jedoch schnell und effizient. Die Waffe aus der Hand von Li Ming fliegt in hohem Bogen hinter die Bar. Zeitgleich fängt sich Robert einen harten Treffer der Faust seiner Mutter direkt ins Gesicht ein. Es wirbelt ihn nach hinten zum Kamin. Im Taumeln nach hinten, greift sich Robert den Holzstock, diesen Kendo-Prügel, den er zuvor dort abgestellt hat.

Und ist mit einer fast irrwitzigen Leichtigkeit schon wieder auf dem Vormarsch. Diese fast fliegenden Bewegungen, die mich vorhin schon irritiert haben, als er den Raum verlassen hat. Unwirklich und surreal kommt die Szenerie bei mir an. Mein Kleinhirn schickt Filmsequenzen aus John Wick und Kill Bill. Uma Thurman und Keanu Reeves im ultimativen Showdown. Sicher lächle ich grad wieder völlig gestört vor mich hin.

Li Ming, die sich auf den Weg zur Hausbar machen wollte, hat keine Chance. Ein furioser Trommelwirbel von schnellen Hieben und Stich-Attacken prasselt auf die Frau nieder. Fast alle kann sie jedoch abwehren. Sie ist gut, sondert mein Frontallappen ab. Kein Lob. Nur eine Feststellung, die jedoch Bestand hat. Die Frau ist wirklich gut. Mit Finten und unglaublicher Körperbeherrschung weicht sie den Schlägen aus oder wehrt sie ab. Robert lässt indes nicht nach. Treibt Li Ming immer weiter in die Richtung meines Sessels. Weg von der Hausbar. Li Ming ihrerseits scheint über den Fliesen zu schweben. Ihre kurzen, schnellen Schritte

erzeugen weder ein Geräusch noch ein spürbares Gefühl des Auftreffens auf dem Boden. Außer etwas schnellerem Atmen und hörbarem Ausatmen, wenn ein Schlag angebracht oder verteidigt wurde, gibt es keinen einzigen Laut. Keine Kommunikation. Kein Wort. Nur den puren Kampf von zwei scheinbar ebenbürtigen Endgegnern.

Mein Unterbewusstsein befiehlt mir nachdrücklich, doch irgendwie einzugreifen. Ich setze meine Beine etwas weiter nach vorn, um Li Ming eventuell zum Stolpern zu bringen. Viel mehr kann ich nicht ausrichten. Die Frau wusste ganz genau, warum sie mir das Schlüsselbein gebrochen hat. Während mein Frontallappen sich mit dem Kleinhirn streitet, wer von den beiden Kontrahenten nun der wirklich Böse ist und wem man helfen sollte, weicht Li Ming spielerisch meinen ausgestellten Beinen aus. Schwebt darüber, als ob es meine Gräten gar nicht geben würde.

Ihr Rücken wischt an mit vorbei. Unter dem hellblauen Zwirn sehe ich ihre Muskeln spielen. Ein fast atemberaubender Anblick aus purer Vaskularität, Körperbeherrschung und Energie. Dann ein lauter Aufschrei. Li Ming knickt in einer Vorwärtsbewegung ein. Ist augenscheinlich in eine der großen Scherben getreten, die die Bierflasche von Pesche hinterlassen hat. Ein Stockhieb von Robert trifft sie schwer in Höhe des Brustkorbs.

***** Draußen. Im Garten *****

Diercke sieht, wie der junge Mann sich erhebt, und wie die Waffe der Frau durch die Luft fliegt. Ungläubig verfolgt er die gnadenlose Treibjagd des Mannes, der nun offensichtlich die Frau ausschalten will. Sie kommen dem Sessel von Leonhard näher. Aus seinem Funkgerät näselt es trocken: „Wir sind drin!“. Die Frau gleitet über die ausgestellten Beine von Leonhard. Krümmt sich plötzlich und fängt sich einen gewaltigen Hieb ihres Angreifers ein.

Steht, nach einer gekonnten Rolle, wieder und hat nun ihrerseits den Stock in den Händen. Diercke sieht, dass ihr rechter Fuß blutet. Irgendetwas steckt in ihrer Fußsohle. Trotzdem tritt sie auf und prügelt mit einer Intensität auf den jungen Mann ein, dass selbst Diercke kurz davor ist, die Augen zu schließen, um nicht mehr hinsehen zu müssen.

Der Kopf des Mannes wird mehrfach getroffen. Blutverschmiert taumelt er rückwärts zum Kamin. Zwei, drei schnelle Stöße in Bauch und Unterleib und er bricht dort zusammen. Wie eine Katze ist die Frau blitzartig über ihm, setzt sich auf seinen Oberkörper und drückt ihm den Stock quer auf die Kehle.

Der Mann bewegt sich nicht mehr. Sie wird ihn ersticken, wenn sie ihm nicht schon den Kehlkopf zertrümmert hat. „Sind im Treppenhaus“, quäkt es aus Dierckes Funkgerät.

***** Drinnen. Im Wohnzimmer *****

Li Ming kommt irgendwie wieder hoch und hat plötzlich diesen Stock in den Händen. Ich sehe, dass sie am Fuß blutet. Nicht nur ein bisschen, sondern immens. Es dauert trotz allem keine zehn Sekunden, bis sie ihren Sohn zu Boden gebracht hat. Hockt nun auf seinem Brustkorb und wird dem Mann mit einem verflochtenen Holzstock die Kehle zudrücken. Ich sehe zeitgleich, dass Melle sich von Rosi trennt und auf Knien in Richtung der toten Jasna robbt. Zum zerbrochenen Tisch sind es nur gut zwei Meter. Sie fasst entschlossen unter die Tischplatte, auf der der blutige Kopf von Jasna ruht. Trotz ihrer Leibesfülle ist sie unheimlich schnell. Der Dolch, der im Bauch von Pesche steckte, liegt nun blitzend in ihrer Hand.

Mit einem „Fotze. Dämlich Fotze, du verflochte Fotze ...“, rammt sie den Dolch mehrfach mit Wucht und Hass in den Rücken von Li Ming.

Epilog

Diercke sitzt neben mir im Rettungswagen. Er atmet schwer. Als ob er gerade einen Kilometer gesprintet wäre. Die Blaulichter zucken wie irre durch die Nacht. Überall wuseln Menschen herum. Uniformierte, Männer und Frauen in Alltagskleidung und die Jungs und Mädels von der Spurensicherung in ihren weißen Ganzkörperkondomen. Ein Sani legt mir behutsam eine Schlinge um den rechten Arm und tupft noch ungeschickt ein wenig Blut von meiner Stirn. „Mann, Mann, Mann Leonhard. Was ist nur in Sie gefahren?“

Gerade, als ich mich aufbäumen will, um ein eindeutiges Veto abzugeben, stellt ein junger Mann eine rote Kiste auf dem Tritt des Rettungswagens ab. So eine Klappkiste, die zum Einkaufen genutzt wird. Seine zum Dutt hochgesteckte Haarpracht glänzt im Glitzern der Lichter. Lächelnd und von Stolz oder Genugtuung gerötet, leuchtet sein Gesicht wie ein Feuermelder. „Wir haben alles, Diercke. Wir haben jede Menge!“ Diercke schaut ihn an, als ob er den jungen Mann gar nicht kennen würde. Und schnauzt dann kurz: „Tobi – Leonhard. Leonhard ... das ist Tobi. Meine rechte Hand!“

Tobi lächelt mich an und greift zu einer Flasche, die in der rechten, vorderen Ecke der Kiste aufrecht steht. „Ich bin sicher, die Pulle ist für die SpuSi unerheblich“, feixt er mit einem jugendlichen Lächeln, als ob er gerade erfolgreich einen Apfel geklaut hätte. Am langen Arm hält er Diercke die Flasche Scotch hin, die Li Ming vorhin frisch geöffnet hat. Gut die Hälfte ist noch drin. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“, kommt es trotz allem lachend von mir, und Diercke boxt mir prompt mit Wucht auf den Arm in der Schlinge. Ich jaule kurz auf, komme aber aus dem Lachen nicht mehr raus. Beim letzten Mal saßen Diercke und ich vor den verbrannten Überresten meiner Existenz. Und eben dieser KHK Diercke kam damals aus meinem Haus. Mit einer Flasche Whisky aus

dem Zentrum des damaligen Geschehens, die wir uns dann trotz allem genüsslich geteilt haben.

Tobi wiederum fährt mit seiner Hand lachend durch unzählige Ordner, die ebenfalls in dieser Kiste liegen. Manche beschriftet, einige nur mit Aktendeckeln, braun oder grün. „Chef. Wir haben hier unzählige Dokumente über die geschäftlichen Praktiken des Osmiri-Clans. Mehr noch. Die Aufzeichnungen und handschriftlichen Anmerkungen des Buchhalters der Schwarzen Macht on top.“ Diercke schaut Tobi an, als ob der vom Mars gestiegen wäre, um ihm den Urin marsianischer Kröten zu verkaufen. Kein Wort kommt aus den schmalen Lippen des feisten Kommissars. Nur ein hörbarer Rülps, nachdem er sich einen guten Schluck aus der Pulle gegönnt hat. „Tobi – ist das alles?“, frage ich, ins Blaue stochernd. Ich weiß aus den Worten von Li Ming und Robert, dass es da noch ein Arbeitszimmer geben muss.

„Nein, Herr Leonhard. Im Arbeitszimmer werden grad die nächsten Kisten gepackt. Dazu etwa zwanzig Festplatten aus einem geöffneten Safe und diverse USB-Sticks. Ganz großes Tennis, Herr Leonhard. Ganz großes Tennis!“ „Danke Tobi – perfekt. Aber nenn mich bitte Dirk. Wir werden noch öfter miteinander zu tun haben!“ Tobi grüßt kurz mit einem Finger an einer imaginären Kappe und trollt sich mit einem „Sehr gern Dirk – war mir eine Ehre!“ in die Richtung eines kleinen, abgetakelten BMW Coupés. Das von Diercke, wenn ich mich nicht grad sehr täuschte.

Diercke erwacht aus seiner Lethargie: „Was jetzt – ihr seht euch noch öfter? Und wie jetzt – welches Arbeitszimmer? Und überhaupt ...?“ Er seufzt zum Herzerweichen, bevor er noch einen Schluck aus der Whisky-Flasche nimmt. Dann reicht er sie mit fragendem Gesichtsausdruck in meine Richtung. „Tja Diercke. Was soll ich sagen? Fall geklärt! Und das völlig ohne Auftrag! Sie müssen aber nicht jetzt cash ablöhnen. Ihnen gebe ich gern sieben Werktag Zeit.“ „Was haben Sie denn geraucht?“, kommt es entrüstet von Diercke zurück. „Mein voller Ernst!“

Ich gönne mir einen Schluck und gebe die Flasche zurück an Diercke. Er nimmt sie wortlos an und scheint ein Loch in meinen Schuh brennen zu wollen. So sehr fixiert er ihn, offenbar als Konzentrationspunkt. „Gut, Leonhard. Wie sind Sie überhaupt hierhergekommen und was ist dann passiert?“ Er räuspert sich nach einem weiteren Schluck und setzt noch einen nach: „Oder warum ist es passiert, seit Sie, warum auch immer, involviert wurden?“ Diesen kleinen, aber feinen Unterton von ihm kenne ich schon. An sich war ich für ihn immer schuld. Er kannte ja meine Akte. Egal, was passierte – ich hatte meine Finger mit drin. Ob wissentlich oder geplant, konnte Diercke indes nie klären. Nicht umsonst also unser Gespräch im Whisky-Club.

Ich erzähle in kurzen Sätzen, was nach unserem Abschied, draußen vor dem Speyside Room passiert war. Wer mit wem und warum. Von meiner Mitnahme dieser Jasna, als wieder mal die Molotows durch Hamburg flogen. Vom Tod des Busfahrers. Von Ezzo-Dieter. Vom Eintreffen in Dassendorf und dem, was von da an in diesem Wohnzimmer alles passiert ist. Und was Li Ming erzählt hat. Bis zu dem Punkt, als Diercke laut sagt: „Jups – kenne ich. Habe ich selbst mit angesehen, direkt hinter der Panzerglasscheibe.“

Tobi kommt schlurfend auf uns zu. Irgendwer aus der Fahrbereitschaft war wohl so schlau, einen großen Bottich Kaffee mitzubringen. Drei dampfende Pappbecher trägt er vor sich her. Er muss stoppen, da zwei Sanis mit einer Bahre seinen Weg kreuzen. Kurz spricht er mit einem von beiden, dann nimmt er wieder Kurs auf uns. Wenn ich seinen monströsen Dutt sehe, muss ich unwillkürlich daran denken, wie ich Anfang der Achtziger bei meinem Dienstantritt um meine langen Haare gekämpft ... und verloren habe. „Das war dieser Robert, oder? Der junge, kräftige Mann“, frage ich neugierig. Tobi nickt nur abwesend und stellt die Becher auf den Boden des Rettungswagens. „Kommt er durch? Schafft er es?“ Noch bevor Tobi meine Frage beantworten kann, schaltet sich der

bärbeißige Diercke ein. „Als ob es Sie jemals interessiert hätte, ob und wie einer aus so einer Mischpoke durchkommt!“

Tobi sieht irritiert erst mich an. Dann zu Diercke herüber. „Hör nicht auf den Zausel. Er ist nur sauer, dass er den Fall nicht geknackt hat“, sage ich grinsend zu Tobi. Der spuckt prustend seinen ersten Schluck Kaffee aus. Mitten auf die ausgelatschten Treter von Diercke. Diercke zuckt nur kurz und haut mir mit dem Ellbogen wieder in die Seite. Bleibt aber sitzen und stimmt in das Lachen von Tobi ein. Über den Kopf von Tobi hinweg sehe ich, wie eine Leiche nach der anderen abtransportiert wird. Erst der Vater, danach der Busfahrer, dann Pesche. Anhand der Größe des Leichnams im Plastiksack ist das leicht zu bestimmen. Esso-Dieter hat gerade so in das XXL-Kondom der Forensik gepasst. Sieht ein bisschen aus wie so ein Textil-Koffer am Flughafen, der gleich aus allen Nähten platzt. Die kleine Jasna war ebenso leicht zu erkennen, wie die schlanke Gestalt ihrer Mutter, die als letztes über den Vorplatz geschoben wird.

Ich merke, dass Diercke nun auch sieht, was ich sehe. „Da wird sich der alte Thamsen aber freuen. Full House mit sechs Richtigen“, kommt es leise von ihm, bevor er sich einen der zwei übrig gebliebenen Kaffeebecher greift und umständlich einen Schuss Whisky in die schwarze, nach Teer riechende Brühe kippt. „Er wird wohl durchkommen. Neben seinem Kehlkopf scheint aber auch sein Genick gebrochen zu sein. Aber er hat Puls. Immerhin“, nimmt Tobi den Faden gleichmütig wieder auf und beantwortet damit meine Eingangsfrage. „Fuck“, entfährt es mir. Ohne wirklich zu wissen, ob ich damit die Situation als solches oder das zu vermutende Schicksal von Robert meine.

„Was ist das für eine Familie?“, fragt Diercke nach. Jedes einzelne Wort wird dabei mit einer kleinen Pause bedacht. Das Wort Familie dann wieder wie beim Paten ausgesprochen. Ich merke an meinem Schlüsselbein, dass ich schon wieder wie blöd lächle. Tobi rattert los wie ein Maschinengewehr. Herkunft, Geschichte und Stand des Vaters wie

auch der Mutter. Robert der leibliche Sohn des Vaters aus erster Ehe. Jasna die Tochter der Mutter. Schulbildung, Internate, Auslandsaufenthalte. Große Firma, Spendengalas. Alles vom Feinsten und immer vom obersten Board. Die Verzweigungen mit dem Osmiri-Clan. Dazu die Unterlagen der Schwarzen Macht, der Crna Moć, die unweigerlich auch zu dieser Familie führen.

Insgeheim hebe ich den Daumen hoch. Klare Ansage. Schnelles Briefing. Kompetent vorgetragen. Keine Füllworte – keine Lückenbüßer. Der Junge macht einen Top-Job, quittiert dann auch zeitgleich mein Frontallappen in seiner gewohnt gelangweilten Art. Dass all diese Interna für mich als Außenstehenden eigentlich völlig tabu sind, scheint Tobi nicht zu interessieren. Sein Chef kennt mich und Tobi und ich duzen uns ja schon. Also Feuer frei! „Was für eine Frau“, sagt Diercke nur, nachdem Tobi seine Ausführungen beendet hat und sicherlich auf Applaus wartet. Zu Recht, wie ich finde.

„Ich habe so eine brachiale Inbrunst, so eine Kraft und so einen Willen, gepaart mit fast unwirklicher Körperbeherrschung noch nie gesehen“, spricht Diercke mehr in sein Kaffee-Whisky-Gemisch als zu uns. Ich schon, denke ich. Aber ich denke es nur. Ich bin vielmehr perplex, dass Diercke zu einem so langen und zusammenhängenden Satz überhaupt fähig ist. Und das alles ohne sein Mantra „Mann, Mann, Mann“. „Special Forces!“, kommt es erklärend und pfeilschnell von Tobi. „Ich denke, die Morde an den Mitgliedern der Crna Moć hätten wir dann auch nahezu geklärt. Nachdem, was uns Ihr Partner über die Geschichte der Frau in Gefangenschaft und Folter berichtet hat.“

„Partner. Er hat Partner gesagt!“ jöhle ich laut auf und schlage nun Diercke meinen Ellbogen in die Seite. „Damit ist es amtlich – Rechnung folgt!“ Bevor Diercke noch etwas erwidern kann, rutsche ich von der Liege und klettere aus dem Rettungswagen. Die Flasche Whisky schnell in die Jacke gesteckt, nähere ich mich dem Krankenwagen, in dem Robert

liegt. Die zwei Sanis sind fieberhaft am Arbeiten. Roberts Augen sind geöffnet. Er blickt zur Decke, bemerkt aber wohl am Schaukeln des Wagens, dass jemand eingetreten ist. „Ist er stabil?“ Die Sanis sehen mich an, als ob ich der Beelzebub persönlich wäre. „Soweit ja – aber er wird ... er wird nicht ... nicht sprechen können“, sagt stotternd der Jüngere von beiden. „Muss er auch nicht – gebt uns eine Minute!“

Ohne Murren, ohne auch entfernt nur nach meiner Akkreditierung zu fragen, verlassen die beiden Sanis wortlos den Rettungswagen. Roberts rechter Arm hängt kraftlos von der Liege. Ich greife nach seiner Hand und beuge mich über sein Gesicht. Li Ming hat ihm ordentlich zugesetzt. Überall Platzwunden, soweit der Stabilisator für das Genick und die unzähligen Pads überhaupt etwas von seinem ehemals hübschen Gesicht erahnen lassen. Ich spüre seinen Händedruck. Kraftvoll, wenn auch schnell wieder nachlassend. Seine Augen sind wachsam. Auch zwei große Smaragde – nur in braun. Bewegen sich in ihren Höhlen hin und her. Ich drücke seine Hand und flüstere: „Einmal Drücken für Ja. Zweimal drücken für Nein. Hast du mich verstanden?“ Roberts Hand drückt einmal kräftig meine und erschlafft wieder.

„Du wirst alles erzählen – alles erzählen müssen. Das ist dir klar?“ Robert drückt erneut. Einmal und sehr kräftig. Ein leises Autsch kann ich nicht verhindern. „Egal, was sie von dir wollen – sag es ihnen. Aber du hast nichts mit den Morden deiner Stiefmutter zu tun. Du warst nie dabei! Hast du mich verstanden?“ Diesmal nur ein kurzer Druck. Zögerlich. Seine Iris verwandelt sich von runden Kugeln in schmale Striche. Wie bei seiner Stiefmutter, denke ich. Aber wie kann das sein? Sie sind doch gar nicht verwandt! „Hast du mich verstanden? Du hast mit den Morden an den Jungs von der Schwarzen Macht nichts zu tun!“ Ein kurzer, aber wissender Druck seiner Hand. Er hat mich verstanden. „Du wirst verurteilt werden. Aber nicht für Mord. Du warst nie dabei. Klar?“ Nun drückt Robert zweimal. Schnell hintereinander.

„Ja!“ Ich muss mich zügeln, um ihn nicht anzubrüllen. Die Sanis stehen nur ein paar Meter hinter mir. „Mir ist klar, dass du dabei warst. Aber das muss niemand wissen und kann auch nie jemand beweisen, wenn du es nicht erzählst. Hast du mich verstanden?“ Robert drückt noch einmal meine Hand. Nicht so kräftig wie zuvor. Aber anhaltend, während er langsam seine Augen schließt. Er hat verstanden.

***** Spoiler *****

22.12.2013 - Hamburg-Hauptbahnhof, Wandelhalle - 01.53 Uhr

Walter schreckt aus unruhig zuckenden Traumfetzen hoch. „Jetzt bloß nicht in die Penntüte pissen! Verdammt kalt heut Nacht!“

Während er sich mühsam aus seinem Schlafsack schält, läuft, keine zwei Meter von seiner Pappunterlage entfernt, eine drahtige, schlanke Frau im grauen Trenchcoat mit schwarzem Kopftuch in schnellen, kurzen Schritten auf die Unterführung von der Wandelhalle des Bahnhofs zur Mönckebergstraße zu. Die Absätze ihrer hohen Stilettos klackern hart, schnell, unerbittlich. Die schmalen Hände mit den Lederhandschuhen hat sie tief in ihren Manteltaschen vergraben.

Von irgendwoher torkelt ein versprengter Tourist in völlig zerknautschtem Business-Outfit auf die Silhouette der Frau zu. Seine flusig-schmuddelige Weihnachstmütze rutscht ihm immer wieder vor die Augen. Ihr aufrechter Gang gefällt ihm. Sie scheint nur aus langen Beinen zu bestehen. Interessiert starrt er sie an, als sie mit ihm auf gleicher Höhe ist. Nur Sekundenbruchteile, die jedoch genügen, um ihn mit offenem Mund stehen zu lassen.

Eine riesige Narbe entstellt die linke Wange der Frau und zieht sich Bahn bis zu ihrem Mundwinkel. Bis er den Anblick vollständig realisiert hat und seinen Mund wieder schließen kann, ist das Geschöpf aus seinem Blickfeld schon wieder verschwunden. Nur Ihre Absätze sind, mit einem hellen Echo von den Wänden wiederhallend, noch zu hören. Walter pisst immer noch inbrünstig in einen stählernen Papierkorb. Eine ganz normale Nacht am Hamburger Hauptbahnhof.

Oder irgendwo sonst auf dieser Welt.

Danksagung

Hier müsste jetzt eigentlich ein Kracher folgen. Ein in Worte gehülltes Feuerwerk der Lobhudelei. Aber wir wissen ja: Um 01:53 Uhr ist im Hamburger Hauptbahnhof die Zeit für Feuerwerke längst vorbei. Oder sie fängt gerade erst an – je nachdem, in wessen Schatten man steht.

Mein Dank gilt daher allen Mitstreitern, die es bisher mit mir, meinen Synapsen und meinem Sarkasmus ausgehalten haben. Die meinen ausgeprägten Narzissmus ertragen und sich stoisch mit mir durch Tonnen von modrigem Dreck und menschlichen Abgründen gewühlt haben, um aus dem ganzen morbiden Ballast ein Kleinod wie diese Hamburg-Roman-Reihe zu schnitzen.

Was wir gemeinsam mit dem ersten Band begonnen haben, führen wir hier konsequent fort. Ein einfaches Danke muss reichen. Denn wer den Epilog gelesen hat, weiß: Die Ruhe trägt. Der Schatten im Nacken ist zurück. Wir sehen uns im Finale.

Eurer Lächler ...

Autoren-Vita



Dirk Carolus, Jahrgang 1962, ist in Schleswig-Holstein aufgewachsen. Er verpasste knapp eine Karriere als Fußballprofi, verlor früh seine Eltern und tauchte dann tief ein in das, worüber andere nur flüstern: Er war in den wilden 80er-Jahren Polizeibeamter der Hansestadt Hamburg.

Später Fitnesstrainer in Szene-Studios, pendelte er zwischen Kiez und High Society, Sex und Geld, Krankheiten, Abstürzen und der harten Realität der Straße.

Als exzellenter Beobachter beschreibt er 30 Jahre intensiv gelebtes Leben in „seinem“ Hamburg. Gewohnt detailgetreu, schonungslos und unmissverständlich.

Sein Erstlingswerk „Niemand wird böse geboren“ markierte den blutigen Startschuss der „Niemand-Trilogie“. Ein Roman voller Sex, Drugs & Rock’n Roll. Real, greifbar und unzensiert. Wer verstehen will, warum der „Lächler“ heute nicht mehr lacht und wo die Wurzeln des Hasses zwischen ihm und Lydia liegen, muss hier beginnen.

Mit diesem Band, „Niemand wird es verstehen“, liegt nun der explosive Mittelteil seiner düsteren Hamburg-Saga vor.

Ernsthaft: der Cliffhanger um 01:53 Uhr im Hauptbahnhof war keine leere Drohung. Die Frau mit der Narbe wartet nicht. Das Finale der Noir Crime Hamburg Trilogie, „Niemand fällt allein“, ist bereits im Handel erhältlich.

Denn letztlich gilt nur eins: Das Böse gewinnt immer – wenn es niemanden interessiert!

Viel Spaß beim Lesen!

